

# Leipziger Stadtgeschichte

## Jahrbuch 2014

Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben  
von Markus Cottin, Detlef Döring† und Gerald Kolditz

**Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e. V.  
herausgegeben von Markus Cottin, Detlef Döring† und Gerald Kolditz**

Anschrift der Redaktion:

Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Leipziger Stadtgeschichte  
Markt 1, 04109 Leipzig, e-mail: [vorstand@leipziger-geschichtsverein.de](mailto:vorstand@leipziger-geschichtsverein.de)

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezensionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Jahrbücher Leipziger Stadtgeschichte erscheinen jährlich.

Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis incl. Versandkosten 13 €  
(für Mitglieder des Vereins frei).

Bildnachweis Umschlag: Leibniz-Institut für Länderkunde, Ansichtskartensammlung:  
Leipzig. Erinnerung an den Weltkrieg 1914/1918. Frauen, deren Männer im Felde stehen,  
verrichten Schaffnerdienste.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 1437-8604

ISBN (Print) 978-3-86729-151-4

ISBN (PDF) 978-3-86729-535-2

Alle Rechte vorbehalten

© Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2015

Umschlaggestaltung: Birgit Röhling, Markkleeberg

Herstellung: PögeDruck, Leipzig-Mölkau

Printed in Germany

[www.sax-verlag.de](http://www.sax-verlag.de)

# Inhalt

<i>Markus Cottin und Gerald Kolditz</i> In eigener Sache – Detlef Döring zum Gedenken	6
--	---

## Beiträge • Berichte • Miszellen

<i>Jörg Ludwig</i> Die Leipziger Tuchmacher und der Thüringer Färberwaid im 16. und frühen 17. Jahrhundert	9
--	---

<i>Detlef Döring</i> † Fremde im Leipzig der Frühen Neuzeit	23
--	----

<i>Markus Cottin</i> Der Neubau des Schlosses Zöbigker unter der Familie Marschall (1697–1700)	47
---	----

<i>Birgit Horn-Kolditz</i> Das »Leipziger Gemetzel« im August 1845	73
---	----

<i>Christina Randig</i> »mitten in den herzlichsten Beziehungen von Mensch zu Mensch mit den künftigen Gegnern«: Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra). Leipzig 1914	99
--	----

<i>Gerald Kolditz</i> Von der Euphorie zur Ernüchterung – Leipzig in den ersten Kriegsmonaten 1914	109
--	-----

<i>Katharina Junghans</i> Das große Warenhaus an der Petersstraße ist 100 Jahre alt	141
--	-----

<i>Ulrich Baumgärtel</i> 1914 – von Leipzig nach Nordfrankreich. Aus dem Kriegstagebuch meines Großvaters Kurt Baumgärtel	151
---	-----

*Mike Schmeitzner*

Der Zeigner-Bericht vom März 1946:

eine Quelle zur deutschen Nachkriegsgeschichte

181

Der Bericht über die Reise in die englische Zone (10.–16. März 1946)

204

## PERSONALIA

*Thomas Krzenck* für den Leipziger Geschichtsverein

Der Leipziger Geschichtsverein trauert um Prof. Dr. Dr. Detlef Döring

(9.5.1952–1.4.2015)

219

## REZENSIONEN

*Thomas Krzenck*

Detlef Döring (Hrsg.): Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens.

Politik, Wirtschaft und Kultur in sechs Jahrhunderten

(Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 7)

221

*Gerald Kolditz*

Matthias Kaufmann: »... die merkwürdigsten fremden Truppen«.

Die Wahrnehmung der Baschkiren in den Napoleonischen Kriegen

1812–1814 im Spiegel zeitgenössischer Berichte

224

*Markus Cottin*

Bearb.: Rudolf Lenz, Daniel Geißler, Werner Hupe u. a.; Hrsg.: Rudolf Lenz:

Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften

in den Kirchenbibliotheken St. Nikolai und St. Thomas zu Leipzig

(Marburger Personalschriften-Forschungen 46) und

Bearb.: Rudolf Lenz, Gabriele Bosch, Daniel Geißler u. a.; Hrsg.: Rudolf Lenz:

Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften

in der Universitätsbibliothek Leipzig

(Marburger Personalschriften-Forschungen 50, 1–5)

226

*Katrin Löffler*

Detlef Döring: »Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ...«

Leipzig als literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit

228



<i>Alberto Schwarz</i>	
Matthias Donath: Schlösser in Leipzig und Umgebung	232
<i>Thomas Krzenck</i>	
Ernst Fischer, Stephanie Jacobs (Hrsg.): Die Welt in Leipzig. Bugra 1914	235
<i>Gerald Kolditz</i>	
Heinz Peter Brogiato, Bruno Schelhaas (Hrsg.): »Die Feder versagt ...« Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg an den Leipziger Geographie-Professor Joseph Partsch	238
<i>Gerald Kolditz</i>	
Ralf Haase: 175 Jahre erste deutsche Ferneisenbahn zwischen Leipzig und Dresden. Episoden zu Tatsachen und Hintergründen	241
<i>Carla Calov</i>	
Lutz Heydick: Der Landkreis Leipzig. Historischer Führer	244
<i>Markus Cottin</i>	
Gerhild Schwendler unter Mitarb. von Konrad Arndt, Joachim Finster, Gerhard Hüttinger u. a.: Stötteritz. Ein Leipziger Stadtteillexikon	246
<i>Hans-Martin Moderow</i>	
Thomas Töpfer: Die »Freyheit« der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen 1600–1815 (Reihe Contubernium Bd. 78.)	249
<i>Markus Hein</i>	
Jens Trombke: St. Petri Leipzig. Zur Geschichte der Leipziger Peterskirche und ihrer Gemeinde	252
Autorenverzeichnis	255

## In eigener Sache – Detlef Döring zum Gedenken

*Markus Cottin und Gerald Kolditz*

Am 1. April 2015, kurz vor Ostern, erreichte uns die traurige Nachricht, dass Herr Prof. Dr. Dr. Detlef Döring nach langer schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren verstorben ist.

Mitten in den Vorbereitungen zur Drucklegung des aktuellen Jahrbuchs »Leipziger Stadtgeschichte« ist er aus unserer Mitte gerissen worden. Stets hoffnungsfroh hatte Detlef Döring seiner schweren Krankheit bis zuletzt die Stirn geboten und sich immer wieder in die Arbeit gestürzt. Das vorliegende Jahrbuch legt davon mehrfach Zeugnis ab. Zum einen lieferte Detlef Döring mit seinem Beitrag »Fremde im Leipzig der Frühen Neuzeit« einen facettenreichen Überblick zu einem weitgreifenden Thema, das heute aktueller ist denn je. Zum anderen konnte vielen Beiträgen wie in den Jahren zuvor dank der Hinweise von Detlef Döring oft der »letzte Schliff« gegeben werden. Zudem hat er auch in den vergangenen drei Jahren, die immer wieder mit gesundheitlichen Rückschlägen verbunden waren, Autoren mit interessanten Themen sowie Rezensenten für das Jahrbuch gewonnen. Bei den Redaktionssitzungen, die meistens im Arbeitszimmer von Detlef Döring im Gebäude der Sächsischen Akademie der Wissenschaften stattfanden, tauschten wir uns mehrmals im Jahr über den aktuellen Stand und inhaltliche Aspekte der Beiträge und Rezensionen für das kommende Jahrbuch aus. Hier kam es auch zu Gesprächen mit potenziellen Autoren, zur Diskussion über die Auswahl vorzustellender Neuerscheinungen zur Leipziger Geschichte und zur Beratung über gestalterische Fragen. Zwischen diesen Arbeitstreffen standen wir bis zur Druckfreigabe oft in regem telefonischem oder schriftlichem Kontakt und organisierten die Vorstellung des Jahrbuchs einschließlich des begleitenden Fachvortrags zur Mitgliederversammlung des Leipziger Geschichtsvereins. Dabei herrschte stets eine achtungsvolle Atmosphäre, zumal sich die historischen Schwerpunktthemen und Zeitepochen der Redaktionsmitglieder gut ergänzten. Schließlich lud Detlef Döring aufgrund seiner schwierigen Konstitution die Redaktion des Jahrbuchs »Leipziger Stadtgeschichte« zuletzt wiederholt in seine Wohnung ein, wo wir stets herzlich aufgenommen wurden. Hier gewährte er uns »nebenbei« auch Einblicke in seine ebenso umfangreiche wie inhaltlich beeindruckende Bibliothek als Spiegelbild seines breit gefächerten historischen, philosophischen und kunstgeschichtlichen Interesses bis ins 20. Jahrhundert. Unvergessen sind in diesem Zusammenhang auch die häufigen Begegnungen in den Jahren vor seiner Erkrankung am jeweils letzten Sonnabend im Monat auf dem agra-Antikmarkt, wo er zur Ergänzung seiner Bibliothek oft in den Bücherkisten und -stapeln fündig wurde.

Wir verlieren mit Detlef Döring nicht nur einen präzisen und äußerst kompetenten Redakteur sowie einen der besten Kenner der Geschichte Leipzigs und Sachsens, sondern vor allem einen ebenso ideenreichen wie offenen und kollegialen Freund.



9.5.1952–1.4.2015



---

# BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

---

## Die Leipziger Tuchmacher und der Thüringer Färberwaid im 16. und frühen 17. Jahrhundert

Jörg Ludwig

Die große Bedeutung der heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Waidpflanze (*Isatis tinctoria*) für das mittelalterliche und frühneuzeitliche Textil- und Färbereigewerbe Deutschlands ist schon in zahlreichen Veröffentlichungen hervorgehoben worden.<sup>1</sup> Eine letzte, eingehende Würdigung erfolgte 2010 durch Stephan Selzer in einer umfang- und detailreichen Monografie.<sup>2</sup> Für seine Studie hat Selzer neben der Forschungsliteratur auch verschiedene Bestände staatlicher und städtischer Archive in Sachsen und Thüringen herangezogen, darunter Unterlagen landesherrlicher Zentralbehörden in den Hauptstaatsarchiven von Dresden und Weimar sowie Archivgut von Stadträten und Handwerkerinnungen in Chemnitz, Erfurt, Görlitz und Zwickau. Unbeachtet geblieben sind im Stadtarchiv Leipzig verwahrte Handwerksbücher der Leipziger Tuchmacherinnung, welche für die Geschichte der Waidfärberei jedoch so interessant sind, dass sie in diesem speziellen Beitrag ausgewertet werden sollen.

Dass diese Unterlagen bislang wenig berücksichtigt worden sind, reflektiert in gewisser Weise die relativ geringe wirtschaftliche Bedeutung der Tuchmacherei in Leipzig. Während etwa in Großenhain, Oederan, Zschopau oder Zwickau die Tuchmacherzünfte jeweils bis zu 250–300 Meister zählten und mit einer Jahresproduktion von jeweils bis zu 10 000 Tuchen das städtische Gewerbeleben prägten, gab es in Leipzig im 16. Jahrhundert nur etwa 40–60 Tuchmacher, die mit ihrer Produktion in der von Handel, Messen, Buchgewerbe und Dienstleistungen bestimmten Wirtschaft Leipzigs kein allzu großes Gewicht besaßen.

---

1 Vgl. besonders Alfred Rach, Die zweite Blütezeit des Erfurter Waidhandels, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 171 (1959), S. 25–88; Astrid Schmidt-Händel, Der Erfurter Waidhandel an der Schwelle zur Neuzeit (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 998), Frankfurt (Main) u. a. 2004, sowie Fritz Wiegand, Einige Bemerkungen zur Erfurter Waidproduktion, in: Werner Mägdefrau (Hrsg.), Europäische Stadtgeschichte in Mittelalter und früher Neuzeit, Weimar 1979, S. 236–258.

2 Stephan Selzer, Blau. Ökonomie einer Farbe im spätmittelalterlichen Reich (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 57), Stuttgart 2010.

Über die Anzahl der zwischen 1500 und 1630 in Leipzig gefertigten Tuche informiert Tabelle 1.<sup>3</sup> Danach verdoppelte sich die Produktion zwischen 1500 und 1540 von etwa 900 Tuchen im Jahresdurchschnitt auf ca. 1 800 Tuche. Von etwa 1540 bis zum Ende der 1560er-Jahre sank sie um über die Hälfte, stieg anschließend bis gegen Ende der 1580er-Jahre wiederum leicht an und pendelte seitdem bei durchschnittlich 700–900 Tuchen im Jahr, wobei vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nochmals die Marke von 1 000 Tuchen überschritten wurde. Anfang des 17. Jahrhunderts – und vermutlich auch davor – stellten die Leipziger Tuchmacher vor allem Tuche einfacher Qualität her. Im Jahr 1626 setzte sich die Jahresproduktion aus 720 groben Tuchen und 199 »Fünzigern« (einer Tuchsorte höherer Qualität) zusammen.<sup>4</sup>

Jahre	Tuche (Jahresdurchschnitt)	Jahre	Tuche (Jahresdurchschnitt)
1500/04	830	...	...
1506/10	882	1572/75	762
1511/15	896	...	...
1516/19	1 010	1585/89	990
1520/24	1 151	1590/94	727
1525/29	1 703	1595/99	694
1530/34	1 640	1600/04	795
1535/39	1 850	1605/09	975
...	...	1610/14	974
1550/53	849	1615/19	1 057
1555/59	951	1620/24	834
1560/64	842	1625/29	868
1565/69	703	1630/34	610

*Tabelle 1: Tuchproduktion der Leipziger Tuchmacher 1500–1634*

- 3 Datengrundlage sind die Handwerksbücher der Leipziger Tuchmacher mit Angaben über das eingenommene Walkgeld bzw. über die gewalkten Tuche, vgl. Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tuchmacher, B 2–B 4. Im Handwerksbuch B 2 ist das eingenommene Walkgeld ohne die Anzahl der gewalkten Tuche angegeben; dagegen enthält das 1550 angelegte Walkmühl-, Färbehaus- und Rahmenbuch (B 3) neben den Walkgeldern in der Regel auch die Anzahl der gewalkten Tuche, wobei sich ein Walkgeld von rund zwei Groschen je Tuch ergibt. Zur näherungsweisen Ermittlung der Tuchproduktion in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde angenommen, dass das Walkgeld vor 1550 ebenfalls zwei Groschen je Tuch betrug. Fehlende Angaben in der Tabelle hängen mit unklaren oder unvollständigen Zahlen in den Handwerksbüchern zusammen.
- 4 StadtAL, Tuchmacher, B 4.



Abb. 1: Weber im Webstuhl, 16. Jahrhundert (Hausbücher der Landauer-schen Zwölfbrüderhausstiftung Nürn-berg, Buch 1, Vorlage: Wikimedia)

Dem Verlauf der Tuchfertigung entsprach in groben Zügen auch die allerdings nur annähernd bekannte Anzahl der Meister. Sie verringerte sich von 60–70 im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts und über ca. 40 im Jahr 1545 auf ca. 25–30 gegen Ende der 1620er-Jahre.<sup>5</sup> Der Rückgang der Meisterzahlen nach 1540 korrelierte wahrscheinlich mit einer Verschlechterung der ökonomischen Situation vieler Tuchmacher. Jedenfalls lässt die zwischen 1500/1530 und 1570/1600 erfolgende Verlagerung von Wohnorten Leipziger Tuchmachermeister in den vorstädtischen Bereich darauf schließen, dass viele von ihnen in eine wirtschaftlich schwierige Lage geraten waren.<sup>6</sup>

Die Handwerksbücher der Leipziger Tuchmacher, vor allem ein im Jahr 1500 begonnenes Einnahmen- und Ausgabenregister sowie das im Jahr 1550 angelegte Walk-

5 Gerhard Fischer, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte 1470–1650, Leipzig 1929, S. 283; Joachim Prochno, Beiträge zur Wirtschaftsstatistik Leipzigs 1470 bis 1570, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 16 (1933), S. 19–44, hier S. 28; Carl Gustav Strassburger, Geschichte des Leipziger Tuchhandels bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts, Halle (Saale) 1915, S. 71. Im Jahr 1624 soll es in Leipzig 24 Tuchmachermeister gegeben haben, vgl. Richard Rentsch, Geschichte der Stadt Oederan, Oederan 1927, S. 99.

6 Katrin Keller, Handwerkeralltag im 16. Jahrhundert. Zu grundlegenden Lebensverhältnissen von Meistern der Leipziger Leder- und Textilhandwerke, in: Karl Czok/Helmut Bräuer (Hrsg.), Studien zur älteren sächsischen Handwerksge-schichte (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse 130, 6), Berlin 1990, S. 8–49, hier S. 21, 46.

mühl-, Färbehaus- und Rahmenbuch,<sup>7</sup> enthalten neben den Angaben in Tabelle 1 zur Fertigungsmenge auch Daten zu den zunfteigenen Färbehäusern und zum Bezug und Einsatz von Rohstoffen, besonders von Färberwaid. Auf dieser Grundlage lassen sich Aspekte des Waidbezuges und der Textilfärberei untersuchen, die in wichtigen sächsischen Textilproduktionszentren wie Chemnitz, Großenhain oder Zwickau nicht mehr oder nur noch eingeschränkt rekonstruiert werden können, da dort vergleichbare Quellen verloren gegangen sind.

Was den Bezug des Färberwaides anbelangt, so erfolgte dieser von 1500 bis 1546 im Kollektivkauf. Das Handwerksbuch der Leipziger Tuchmacher vermerkt für das Jahr 1500: »Aus gob vor weydt. Item das jare gekofft xxvi kubel weydt dor vore gegeben hundred xliiii fl. xii gr. uncost furlon mydt ein gerechent.«<sup>8</sup> Ebenso wie der gemeinsame Betrieb und Unterhalt kostspieliger Produktionsanlagen (vor allem von Walkmühlen und Färbehäusern) sollte der kollektive Bezug von Waid und anderen wichtigen Rohstoffen die »gleiche Nahrung« aller Meister sichern, eine übermäßige wirtschaftliche Differenzierung unter ihnen verhindern und die ökonomisch Schwächeren schützen.<sup>9</sup> Vielleicht wurde die auch bei anderen sächsischen Tuchmacherinnungen übliche kollektive Waidbeschaffung aus Großenhain und Zwickau übernommen, wo der Leipziger Rat 1469 Färber und Tuchmacher anwarb, um die Leistungsfähigkeit des Leipziger Tuchgewerbes zu steigern.<sup>10</sup>

Wo der Waid erworben wurde, verraten die Abrechnungen nicht. Möglich ist, dass die Leipziger Tuchmacher regelmäßig Einkäufer in die thüringischen Waidstädte entsandten, wie das zum Beispiel für die Zwickauer Tuchmacher oder die Frankenberger Leineweber bekannt ist.<sup>11</sup> Informationen hierüber fehlen im Leipziger Handwerksbuch. Lediglich 1528 wurden Ausgaben dafür verbucht, dass man »nach wol und weyth gezogen ist mit grosser mue«. Auch Kaufverträge oder Abrechnungen, die Einkaufsreisen nach Thüringen belegen würden, sowie Angaben zum Lieferort des Farbstoffes sind in

7 StadtAL, Tuchmacher, B 2 und B 3.

8 StadtAL, Tuchmacher, B 2, Bl. 7. Der »Kübel« war ein standardisiertes Hohl- bzw. Gewichtsmaß im thüringischen Waidhandel. Er fasste etwa acht Erfurter Scheffel Waidpulver (nach heutigem Gewicht ca. 100 Kilogramm), vgl. E. Wagner, Waidbau und Waidhandel in Thüringen. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Überblick, in: Thüringer Heimatspiegel 2 (1925), S. 218; Daniel Gottfried Schreiber, Historische, physische und ökonomische Beschreibung des Waidtes, dessen Baues, Bereitung und Gebrauchs zum Färben, auch Handels mit selbigen überhaupt, besonders aber in Thüringen, Halle 1752, S. 96.

9 Keller, Handwerkeralltag (Anm. 6), S. 10; Selzer, Blau (Anm. 2), S. 286 f. Die Torgauer Tuchmacherinnung hielt 1586 zum kollektiven Waidkauf ausdrücklich fest: »Soll mit verkauffung des weidts gleichheit gehalten und dem armen so woll als dem reichen umb bezahlung weydt gelassen werden.«, vgl. Stadtarchiv Torgau, Nr. 1573 (Statuten der Handwerksinnungen), Bl. 105.

10 Urkundenbuch der Stadt Leipzig, Bd. 1 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/8), hrsg. von Carl Friedrich von Posern-Klett, Leipzig 1868, S. 353 f., Nr. 426.

11 Stadtarchiv Zwickau, X, 49, Nr. 127 (Tuchmacherrechnungen 1533/1534 und 1534/1535); Arno Kunze, Die Leinwandfärberei und der Waidhandel der Frankenberger Weberzunft im 16. Jahrhundert, in: Heimat. Monatsschrift des Altertumsvereins für Frankenber und Umgebung 11 (1932), S. 77–88.



den Handwerksbüchern nicht überliefert. Nur im Jahr 1520 wurden zwei Kübel Waid mit dem Hinweis »aus Erfurt« versehen.

Da über Leipzig regelmäßig große Waidmengen aus Thüringen in die Oberlausitz und nach Schlesien transportiert wurden,<sup>12</sup> ist auch denkbar, dass die Leipziger Tuchmacher diesen Warenstrom für ihre Farbstoffversorgung nutzten. Sie hätten dann keine Einkaufsreisen nach Thüringen unternehmen müssen, sondern Lieferungsverträge vermutlich mit Thüringer Kaufleuten abschließen können, die auf den Leipziger Messen anwesend waren. Der Waid wäre später zum vereinbarten Termin mit den regelmäßig nach Ostdeutschland entsendeten Fuhrwerken geliefert worden, wobei Transportkosten und sonstige Unkosten von der Innung zu tragen gewesen wären. Dazu passt jedenfalls, dass im Handwerksbuch bei den Waidkäufen anfangs meist auch die Höhe von »unkost« und »furlon« mit angegeben ist.

Jahr	Waidkübel	Jahr	Waidkübel
1500	26	1524	42
1501		1525	39
1502	22	1526	33
1503	20 <sup>13</sup>	1527	30
1504	7	1528	35
1505	36	1529	68
1506	44	1530	31
1507	13	1531	58
1508	28	1532	60
1509	30	1533	43
1510		1534	37
1511	13	1535	65
1512		1536	39
1513	32	1537	50
1514		1538	64
1515		1539 <sup>14</sup>	
1516		1540	44

<sup>12</sup> Schmidt-Händel, Waidhandel (Anm. 1), S. 48, 245.

<sup>13</sup> Im Handwerksbuch ist nur die Kaufsumme (137 Gulden, 4 Groschen) angegeben. Bei einem geschätzten Preis von 7 Gulden je Kübel Waid entsprach dies etwa 20 Kübeln.

<sup>14</sup> Dass im Jahr 1539 kein Waid gekauft wurde, könnte mit der extremen Teuerung für Getreide zusammenhängen; die Getreidepreise in Leipzig stiegen bis auf das Sechsfache, vgl. Keller, Handwerkeralltag (Anm. 6), S. 27.

Jahr	Waidkübel	Jahr	Waidkübel
1517	25	1541	55
1518	34	1542	46
1519	36	1543	40
1520	19	1544	54
1521		1545	33
1522	30	1546	20
1523	37		

*Tabelle 2: Waidkäufe der Leipziger Tuchmacher 1500–1546*

Umfang und Verlauf der Leipziger Waidkäufe von 1500 bis 1546 gehen aus Tabelle 2 hervor.<sup>15</sup> Auffällig ist zunächst, dass bis 1522 nicht für jedes Jahr Ausgaben überliefert sind. Da dies vermutlich nicht auf Unregelmäßigkeiten in der Buchführung zurückgeht, erfolgten die Beschaffungen damals häufiger mit ein- oder mehrjähriger Unterbrechung. Langfristig zeigen die Waidkäufe einen ansteigenden Trend. Erwarb die Innung im Zeitraum 1500/1515 durchschnittlich 18 Waidkübel jährlich, waren es 1516/1530 rund 31 Kübel und 1531/1546 etwa 44 Kübel. Der Spitzenwert wurde 1529 mit 68 Kübeln erreicht. Diese Mengen waren für die Leipziger Tuchmacher beachtlich, auch wegen der zu entrichtenden Kaufpreise. Hinter den Werten für Zwickau oder Görlitz, wo es aber auch wesentlich größere Tuchmacherzünfte gab, blieben sie freilich deutlich zurück: Die Zwickauer Tuchmacher erwarben in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert oft über 400 Kübel Waid im Jahr; in Görlitz kaufte die Tuchmacherzunft 1565 von einem Erfurter Waidhändler 191 Maß (bzw. Kübel) Waid.<sup>16</sup>

Der kollektive Waidbezug der Leipziger Tuchmacher endete im Jahr 1546. Die Ursachen dafür sind bislang noch nicht völlig klar. Ein Grund könnte der Rückgang der Tuchfertigung ab Ende der 1530er-Jahre<sup>17</sup> und die parallel dazu sinkende Farbstoffnachfrage gewesen sein, die ab einem gewissen Punkt die Fortführung des Kollektivkaufes unsinnig machte. Auch haben die in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratenen Meister den von der Innung überlassenen Waid vielleicht nur noch verspätet oder gar nicht mehr bezahlt, sodass die Innung dieses Verlustgeschäft einstellte.<sup>18</sup> Direkter An-

15 Die Daten entstammen StadtAL, Tuchmacher, B 2. Die angegebenen Waidmengen wurden auf volle Kübel aufgerundet. Bei einigen Jahresrechnungen ist die Jahreszuordnung unklar oder falsch angegeben.

16 Stadtarchiv Zwickau, X, 49, Nr. 27 (Tuchmacherrechnungen); Stadtarchiv Görlitz, Tuchmacherinnung, Nr. 26.

17 Die Zahl der gefertigten Tuche sank von etwa 2200 Tuchen 1536 auf etwa 1120 Tuche im Jahr 1541.

18 Wegen solcher Zahlungsrückstände der Meister setzte die Görlitzer Innung ihre 1563–1565 unternommenen Waidkäufe nicht fort, vgl. Stadtarchiv Görlitz, Tuchmacherinnung, Nr. 26. Schulden der Tuchmacher bei der Innung für gelieferten Waid sind im 16. Jahrhundert auch in Torgau belegt, vgl. Stadtarchiv Torgau, Nr. 573 (Statuten der Handwerksinnungen), Bl. 104f.

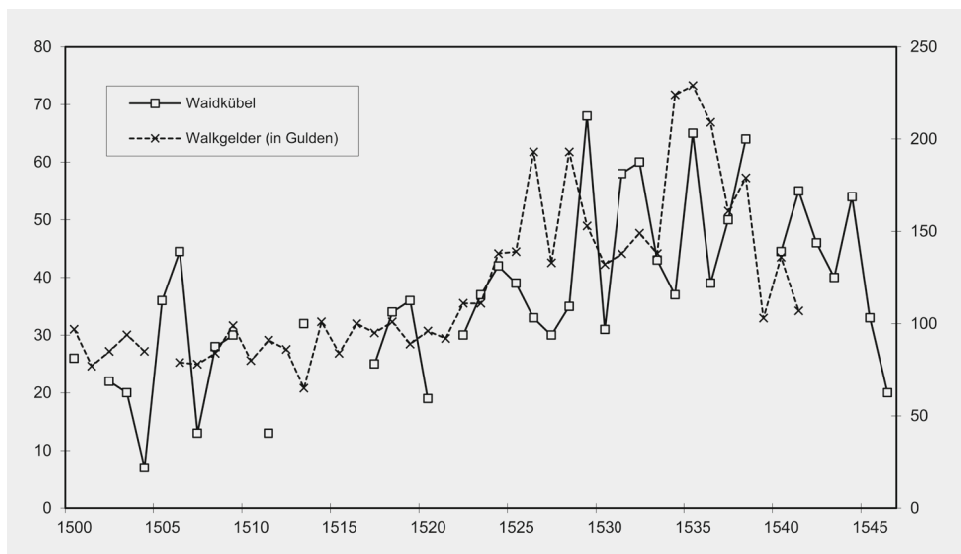


Diagramm 1: Waidkäufe (linke Achse) und Walkeinnahmen (rechte Achse), 1500–1546

lass für das Ende der kollektiven Einkaufspraxis war sehr wahrscheinlich die Belagerung Leipzigs Anfang 1547 im Schmalkaldischen Krieg. Durch die Unterbrechung von Handel und Verkehr, den Ausfall zweier Messen und vor allem (wie die Tuchmacher 1555 beklagten) die Einäscherung der Leipziger Vorstädte, wo der größte Teil von ihnen wohnte, wurden sie schwer geschädigt und gerieten in »verderb unnd armutt«.<sup>19</sup>

Nach dem Ende des Kollektivkaufs deckten die Leipziger Tuchmacher ihren Farbstoffbedarf vermutlich bei Kaufleuten, sodass es, ähnlich wie in Görlitz, schrittweise zu einer Verschuldung infolge von Zahlungsrückständen und zu einer Herausbildung von Verlags- bzw. Abhängigkeitsverhältnissen gekommen sein könnte (vor denen der Kollektivkauf ja schützen sollte). Bisher lassen sich solche Verlagsverhältnisse zwischen Leipziger Tuchmachern und Kaufleuten im 16. Jahrhundert allerdings nicht direkt nachweisen.<sup>20</sup> Erst um 1620 berichteten die Leipziger Wollhändler Zacharias und Hans Finsinger, dass sie Leipziger Tuchmacher verlegten und von ihnen Tuche englischer Art im Wert von mehreren tausend Gulden anfertigen ließen.<sup>21</sup>

Bis 1546 war für die Waidnachfrage der Leipziger Tuchmacher die eigene Tuchproduktion ausschlaggebend. Wie Diagramm 1 zeigt, weisen die Walkeinnahmen und die Anzahl der gekauften Waidkübel zwischen 1500 und 1540 einen weitgehend übereinstimmen-

<sup>19</sup> StadtAL, Tit. LXIV (F) Nr. 176, Bd. 1, Bl. 8.

<sup>20</sup> Keller, Handwerkeralltag (Anm. 6), S. 12 f.

<sup>21</sup> Fischer, Aus zwei Jahrhunderten (Anm. 5), S. 286.

den Trend auf. Im Grunde kann dies nicht überraschen, denn die von der Innung gefertigten Tuche (bzw. die dafür benötigte Wolle) wurden auch gefärbt, wozu eben vor allem Waid eingesetzt wurde. Nur lässt sich diese Übereinstimmung für Leipzig eben mit Daten belegen, während für andere Tuchmacherinnungen die entsprechenden Angaben fehlen.

Bei einer angenommenen Walkgeldeinnahme von zwei Groschen je Tuch lässt sich zugleich das Verhältnis zwischen der Tuchfertigung und dem Waidverbrauch abschätzen. Da zwischen 1523 und 1538 jährlich im Durchschnitt 1718 Tuche gewalkt und 46 Kübel Waid gekauft wurden, ergibt sich für diese Zeit eine Relation von rund 37 Tuchen je Kübel Waid.

Verfehlt wäre die daraus ableitbare Schlussfolgerung, dass sich mit einem Kübel Waid etwa 37 Tuche färben ließen, denn in der Tuchfärberei des 16. Jahrhunderts wurde Waid vor allem zur Blaugrundierung bei schwarzen, grünen, braunen und violetten Färbungen eingesetzt. Reine Blaufärbungen waren nur wenig gefragt und spielten daher eine sehr untergeordnete Rolle. Vom jeweils gewünschten Farbton hing es ab, wie viel Waid zur Grundierung und wie viel anderer Farbstoff zur Schlussfärbung verwendet wurde. Am höchsten war der Waidverbrauch bei den im 16. Jahrhundert so modischen Schwarzfärbungen<sup>22</sup>, da die Grundierung hier besonders dunkel sein sollte, sodass durch Überfärben mit Eichengallen ein kräftiger schwarzer Farbton erzielt werden konnte. Wahrscheinlich zielt eine zeitgenössische Angabe aus Nürnberg auf solche Färbungen, wonach mit einem »Gesetz« (bzw. Kübel) Waid 25 Tuche gefärbt werden konnten.<sup>23</sup>

Pro Kopf entfiel auf die etwa 60 Leipziger Tuchmacher um 1530 ein jährlicher Einkauf von rund 0,8 Kübeln Waid. Im Vergleich mit Zwickau ist dies erstaunlich niedrig, denn dort lag dieser Wert in den 1530er-Jahren mit etwa zwei Kübeln wesentlich höher.<sup>24</sup> Erklärbar ist dies vielleicht damit, dass bei einer im Vergleich mit Leipzig qualitativ höherwertigen Tuchproduktion die Zwickauer Innung Wert auf eine besonders gute Färbung legte, was einen entsprechend größeren Waidverbrauch nach sich zog. Hinzu kommt, dass ein Teil der Leipziger Tuche mit Färberkrapp (*Rubia tinctorum*) gefärbt wurde, den die Innung nachweislich z. B. 1518 erwarb und der für Rotfärbungen verwendet wurde.

22 Zur Vorherrschaft schwarzer Farben in der Kleidermode des 16. Jahrhunderts vgl. ausführlich Selzer, Blau (Anm. 2), S. 92–97.

23 Hironobu Sakuma, Die Nürnberger Tuchmacher, Weber, Färber und Bereiter vom 14. bis 17. Jahrhundert (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 51), Nürnberg 1993, S. 205. In der Literatur und in Archivunterlagen finden sich allerdings davon abweichende Angaben: So informiert eine Quelle aus dem Jahr 1530, dass mit einem Maß Waid (entsprach vermutlich etwa einem Erfurter Kübel) früher nur sechs Tuche blau oder schwarz gefärbt worden seien, während man jetzt mit derselben Menge Waid in anderen Farben (rot, grün, braun, gelb und aschefarbig, wohl meist mit Waidgrundierung) mehr als zwölf Tuche färben könne, vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 7413/16, Bl. 5.

24 Selzer, Blau (Anm. 2), S. 284f.

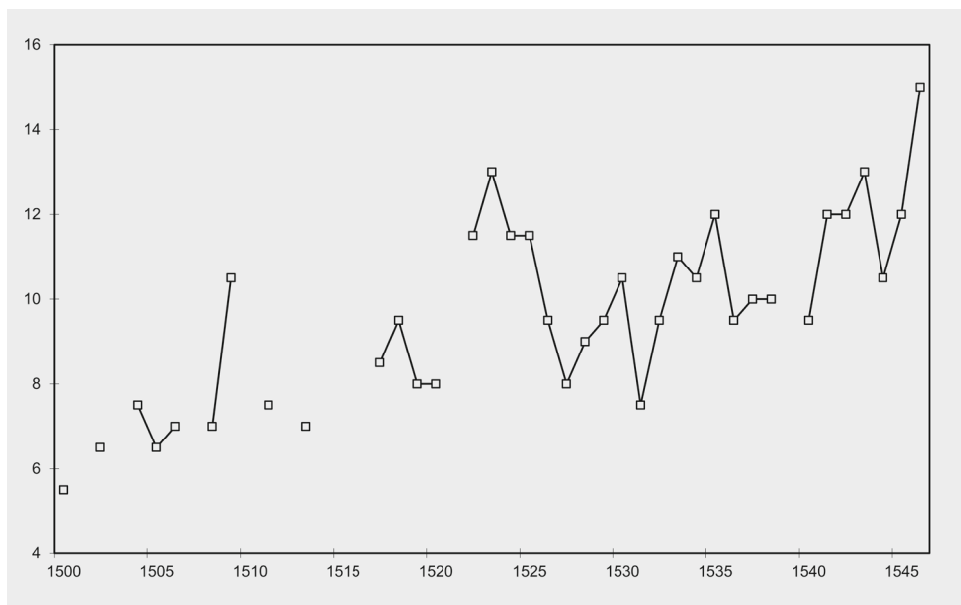


Diagramm 2: Preise für einen Kübel Waid (in Gulden), 1500–1546

Aus den Unterlagen der Leipziger Tuchmacher gehen nicht nur die Mengen, sondern auch die Preise der Waidkäufe hervor. Die Kaufsummen schließen in den ersten Jahrzehnten meist auch die Unkosten und den Fuhrlohn mit ein. Im Jahr 1508 betrug bei 28 Kübel und einer »tunne« Waid, die für 192 Gulden, 4 Groschen und 8 Pfennig gekauft worden waren, der Fuhrlohn immerhin 21 Gulden, 17 Groschen und 2 Pfennig oder ca. 11 %. Um einen »Nettopreis« zu errechnen, müssten die angegebenen Waidpreise jeweils um einen bestimmten Prozentsatz reduziert werden (die Unkosten waren bei den jeweiligen Käufen allerdings unterschiedlich hoch), wovon jedoch abgesehen wurde.

Diagramm 2 zeigt, dass die Bruttopreise für einen Kübel Thüringer Waid zwischen 1500 und 1546 stark anstiegen. Im Jahr 1546 erreichten sie fast das Zweieinhalbfache des Jahres 1500, verteuerten sich aber nicht linear, sondern unter kräftigen Schwankungen. Dieser Preisanstieg war Teil der unter dem Namen »Preisrevolution« bekannten Inflation des 16. Jahrhunderts. Von dieser wurden die Waren und Dienstleistungen allerdings nicht gleichmäßig erfasst, sondern die Preise für Agrarprodukte erhöhten sich schneller als die von Gewerbeprodukten.<sup>25</sup> So stiegen etwa in Frankfurt am Main zwischen 1500 und 1550 die Preise für Roggen und Schinken um ca. 100 %, für Weizen

25 Franz Mathis, Die deutsche Wirtschaft im 16. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 11), München 1992, S. 98.



*Abb. 2: Zwei Färber bei der Arbeit, 16. Jahrhundert (Vorlage: Gioanventura Rosetti, The Plictho. Instructions in the Art of the Dyers ..., Cambridge[Mass.]/London 1969)*

um ca. 60 %, für schwarzes englisches Tuch aber nur um 30 %.<sup>26</sup> Bemerkenswert ist, dass die Leipziger Waideinkaufspreise im etwa gleichen Zeitraum eine Steigerung von 5,5 auf 15 Gulden je Kübel oder ein Plus von ca. 172 % aufwiesen und damit einen Anstieg, der offenbar selbst den von Getreide übertraf. Die Gründe für diesen Anstieg können hier nicht weiter verfolgt werden; hinzuweisen ist jedoch auf die sich zwischen den Tuch- und Waidpreisen öffnende Schere. Auch wenn die Farbstoffkosten nur einen Teil der Färbereikosten und diese wiederum nur einen Teil der gesamten Herstellungskosten ausmachten (zeitgenössischen Angaben zufolge entfielen auf die Färberei ca. 10–20 %, darunter auf die Farbstoffe ca. 5–15 % der gesamten Herstellungskosten<sup>27</sup>), dürfte der Anstieg der Waidpreise das Interesse an kostengünstigeren Farbstoffen bzw. Färbereiverfahren verstärkt haben.

Wie viele andere Innungen kauften die Leipziger Tuchmacher außer Waid auch Waidasche. Dabei handelte es sich um Pottasche bzw. Kalisalz, das bei der Färberei mit Waid verwendet wurde.<sup>28</sup> Angesichts dessen wäre eigentlich eine enge Kopplung des

26 Moritz John Elsas, *Umriss einer Geschichte der Preise und Löhne in Deutschland vom ausgehenden Mittelalter bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. 2, Teil A, Leiden 1940, S. 464f., 475f. und 499f.

27 Selzer, *Blau* (Anm. 2), S. 273–275.

28 Johann Heinrich Zedler (Hrsg.), *Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 7, Halle/Leipzig 1734, Sp. 1491–1494.

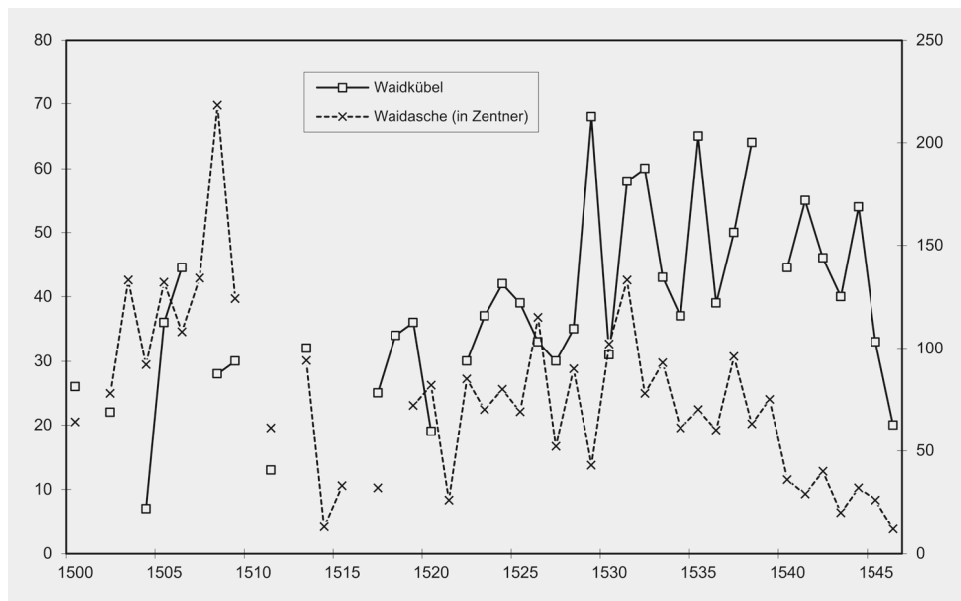


Diagramm 3: Waidkäufe (linke Achse) und Waidaschekäufe (rechte Achse), 1500–1546

Verbrauchs von Waid und Waidasche zu erwarten gewesen, doch zeigen die Daten für Leipzig über größere Zeitabschnitte keine parallele Entwicklung: Während sich die Anzahl der gekauften Waidkübel zwischen 1522 und 1538 etwa verdoppelte, ergibt sich für Waidasche in diesem Zeitraum ein stagnierender Verbrauch (s. Diagramm 3).

Eine Erklärung für diesen überraschenden Befund kann noch nicht geliefert werden. Zwar kam es zwischen 1500 und 1546 auch bei der Waidasche zu einem deutlichen Preisanstieg (von 14 Groschen je Zentner im Jahr 1504 auf 25 Groschen im Jahr 1546), doch fiel dieser geringer aus als bei Waid und hat wohl keine Reduktion des Waidascheeinsatzes bei der Färberei veranlasst. Auf jeden Fall ist es problematisch, wenn aus dem Waidascheverbrauch linear auf die Konjunktur der Tuchherstellung einer Innung geschlossen wird (wie es z. B. Horst Jecht für die Görlitzer Tuchmacher getan hat<sup>29</sup>). Die Leipziger Zahlen jedenfalls zeigen, dass die Tuchproduktion und der Farbstoffbezug deutlich ansteigen konnten, während der Einkauf von Waidasche stagnierte oder zurückging.

Mit dem Ende des kollektiven Waid- und Waidaschekaufes der Leipziger Tuchmacherinnung im Jahr 1546 (den kollektiven Wollekauf setzte sie jedoch fort) versiegen die bislang ausgewerteten Angaben über die Farbstoff- und Hilfsstoffbeschaffung. Für

29 Horst Jecht, Beiträge zur Geschichte des ostdeutschen Waidhandels und Tuchmachergewerbes, in: Neues Lausitzisches Magazin 100 (1924), S. 57–134, hier S. 108.

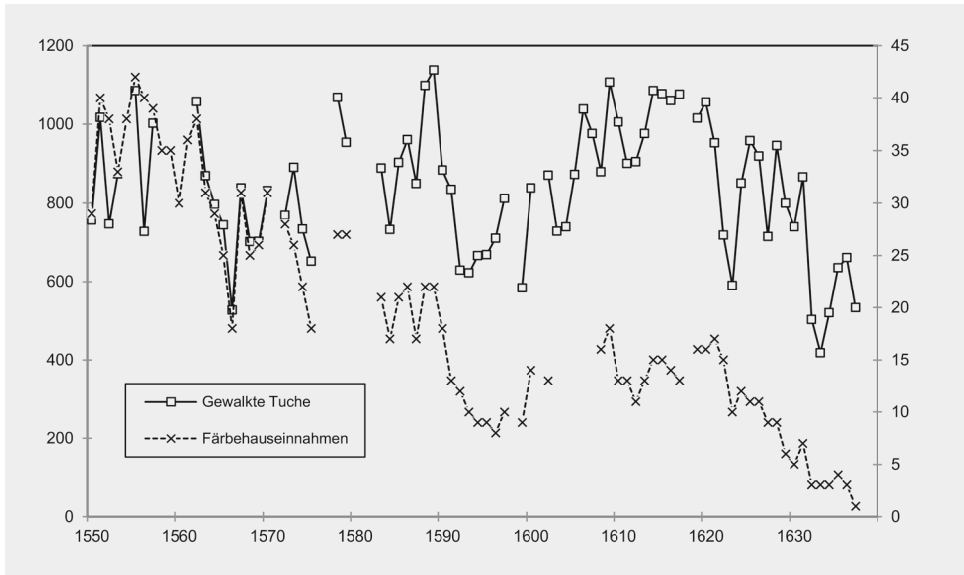


Diagramm 4: Gewalkte Tuche (linke Achse) und Färbehauseinnahmen (in Gulden, rechte Achse), 1550–1640

die zweite Jahrhunderthälfte liegen allerdings Einnahmen aus den Färbehäusern der Innung vor, die zumindest für die Färberei der Tuchmacher einige Rückschlüsse erlauben (s. Diagramm 4).

Dabei ist bereits an sich interessant, dass die Innung ab 1550 Abgaben für die Nutzung ihrer beiden Färbehäuser (des Rot- und Schwarzfärbehäuses) erhob, also nachdem sie den kollektiven Waidbezug aufgegeben hatte. Die Einnahmen, die sie vermutlich aus diesem bis 1546 erzielt hatte,<sup>30</sup> wurden nach dem Schmalkaldischen Krieg offenbar auf die Färbehäusnutzung verlagert und somit von der Waidbeschaffung und -versorgung gelöst. Wie die Färbehauseinnahmen zeigen, ging die Abgabe nicht als jährliches Fixum

30 In den Tuchmacherrechnungen fehlen hierzu Informationen, da in der Regel nur die Ausgaben für die Waidkäufe notiert sind. Lediglich ein Eintrag aus dem Jahr 1507 (»Item das jar vor lassen xiii kwbel weydt dor an hat das handwerk an iglichem kuebel 9 gr. und iiii d.«, vgl. StadtAL, Tuchmacher, B 2, Bl. 36.) weist auf Einnahmen der Innung aus dem Weiterkauf des Waid an die Meister hin. Einnahmen aus dem Waidkollektivkauf erzielte offenbar auch die Frankengerber Weberzunft, vgl. Kunze, Leinwandfärberei (Anm. 11), S. 86–88.



ein, sondern richtete sich offenkundig nach der Anzahl der gefärbten Tuche.<sup>31</sup> Die Höhe der von der Innung für das Färben eines Tuches bzw. der Wolle erhobenen Gebühr ist für die Zeit ab 1550 nicht bekannt, doch entfiel von 1564 bis 1567 auf jedes gewalkte Tuch rechnerisch eine Färbehauseinnahme von durchschnittlich 0,75 Groschen (oder neun Pfennig).<sup>32</sup> Genaue Angaben liegen erst für das Jahr 1627/1628 vor, als für ein schwarz gefärbtes Tuch acht Pfennig, für ein rot gefärbtes dagegen ein Groschen bezahlt wurde.<sup>33</sup> Legt man diese Sätze auch für die Mitte des 16. Jahrhunderts an, ergibt sich, dass der weit überwiegende Teil der von der Innung hergestellten Tuche damals in den zunfteigenen Färbehäusern gefärbt wurde.

Während bis zum Ende der 1560er-Jahre eine überwiegend gleichlaufende Entwicklung zwischen den Walk- und Färbereieinnahmen zu beobachten ist, klaffen beide Zahlenreihen seit ca. 1570 zunehmend auseinander, wobei die Färbereieinnahmen immer stärker hinter der Anzahl der gewalkten Tuche zurückbleiben. Nimmt man an, dass im Jahr 1565 alle gewalkten Tuche (bzw. die für sie benötigte Wolle) in den Färbehäusern der Zunft gefärbt wurden, betrug dieser Anteil im Jahr 1596 nur noch 33 %. Genauer belegen lässt sich die niedrige Färbequote erst im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts: In den Jahren 1626 und 1628 wurden 919 bzw. 946 Tuche gewalkt, in den Färbehäusern der Zunft jedoch nur 342 bzw. 268 Tuche gefärbt, was einem Anteil von 37 % bzw. 28 % entsprach.

In dieser Entwicklung zeigt sich offenbar ein starker Bedeutungsverlust der zünftigen bzw. zunftnahen Tuchfärberei in Leipzig. Da ein Wiederaufleben der häuslichen Eigenfärberei der einzelnen Meister unwahrscheinlich ist, muss wohl davon ausgegangen werden, dass seit den 1580er-Jahren ein wachsender Teil der Tuchproduktion nicht mehr in den Färbehäusern der Innung gefärbt, sondern an Kaufleute (oder Verleger) übergeben wurde, die sie in Betrieben ihrer Wahl veredeln ließen. Offen bleibt derzeit noch, wo dies nach 1580 erfolgte, denn nichtzünftige Tuchfärbereien, darunter vor allem die große privilegierte Tuchfärberei Thomas Lebzelters, entstanden in Leipzig erst

31 Die Innungsstatuten von 1598 schrieben den Leipziger Tuchmachern eigentlich vor, höherwertige Tuche in der Wolle zu färben, vgl. StadtAL, Tuchmacher A 1, Bl. 3. Hierbei wurde zunächst die Wolle gefärbt und versponnen und anschließend aus dem Garn das Tuch gewebt. Die praktische Relevanz dieser Bestimmung aus den Statuten ist allerdings ungewiss, da jedenfalls für die 1620er-Jahre Färbungen ganzer Tuche nachweisbar sind (vgl. StadtAL, Tuchmacher B 4, Eintrag für 1628) und die Innung zumindest nach 1600 vorwiegend grobe Tuche herstellte. Andererseits wurde die Gebühr für das Färben eines Tuches vermutlich in gleicher Höhe erhoben wie für das Färben der für ein Tuch benötigten Wolle, sodass die Relation zwischen Färbereiabgaben und Tuchproduktion gewahrt bleibt.

32 Wie bei den Walkgeldern flossen auch bei Färbehauseinnahmen gelegentlich sachfremde Posten ein (beispielsweise durch den Verkauf alter Färbenetze oder von Dachschindeln des Färbehauses), wodurch gewisse Unschärfen auftreten.

33 StadtAL, Tuchmacher, B 4.

um 1610.<sup>34</sup> Somit dürften viele rohe Leipziger Tuche in andere Städte zur Färberei und Appretur gesendet worden sein, wie z. B. nach Hamburg, wo der Leipziger Kaufmann Jakob Volkmar eine Tuchfärberei besaß und wohin auch größere Mengen schlesischer und sächsischer Landtuche zur Veredlung gelangt sein sollen.<sup>35</sup>

Fasst man abschließend den Stellenwert des Thüringer Färberwaides in der Leipziger Tuchmacherei und -färberei für die Zeit von 1500 bis 1630 zusammen, so lässt sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ein an die Fluktuationen der Tuchproduktion angepasster, stetiger Waidverbrauch ausmachen. Durch die Kollektivkäufe der Innung besaß der Thüringer Farbstoff neben seiner wirtschaftlichen auch institutionelle Bedeutung, da er zur Sicherung der »gleichen Nahrung« bzw. zur sozialen Stabilisierung der Innung beitrug. Obwohl die Leipziger Tuchmacher wahrscheinlich auch nach 1546 weiter Waid zum Färben verwendeten (denn die Innungsstatuten von 1568 erwähnen neben schwarz gefärbten Garnen auch Blaufärbungen<sup>36</sup>), hat der Abbruch der Kollektivkäufe im Schmalkaldischen Krieg die über Jahrzehnte bestehenden Kontakte zu den Waidzentren in Thüringen abgeschwächt oder ganz gelöst. Die Entscheidung über den Kauf bzw. Einsatz von Farbstoffen ging von der Tuchmacherinnung tendenziell auf Verleger-Kaufleute, Färber sowie vielleicht auch wirtschaftlich starke Tuchmacher über. In die gleiche Richtung zielte der in Leipzig seit etwa 1580 feststellbare Bedeutungsverlust der zünftigen Färberei. Nach 1600 sollten Verleger-Kaufleute und Färber mit ihrer größeren Markt- und Innovationsorientierung dann neuen Farbstoffen wie dem aus Indien und Mittelamerika nach Europa importierten Indigo offener gegenüberstehen als die vom Regelwerk ihrer Statuten und Traditionen beengten Tuchmacher. Auch dadurch geriet das Thüringer Waidgewerbe unter »Globalisierungsdruck«.<sup>37</sup> Im Konkurrenzkampf zwischen dem Thüringer Färberwaid und dem überseeischen Indigo wurde Leipzig als Messe-, Druckerei- und Färbereistandort sowie als Wohnort des Waid-Lobbyisten Laurentius Niska in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einem wichtigen Schauplatz.<sup>38</sup>

34 Jörg Ludwig, Leipzig als Färbereizentrum in Mitteleuropa von 1590 bis 1630, in: Hartmut Zwahr, Uwe Schirmer, Henning Steinführer (Hrsg.), Leipzig, Mitteleuropa und Europa. Festgabe für Manfred Straube und Manfred Unger zum 70. Geburtstag, Beucha 2000, S. 41–56.

35 Fischer, Aus zwei Jahrhunderten (Anm. 5), S. 305f.

36 Strassburger, Geschichte (Anm. 5), S. 81. Ob die Innung den Meistern nach 1546 völlige Dispositionsfreiheit bei der Beschaffung von Textilfarbstoffen zugestand, ist unklar. Die 1598 bestätigten Innungsstatuten enthalten keine Bestimmungen zum Farbstoffbezug und -einsatz, vgl. StadtAL, Tuchmacher, A 1. Dies gilt auch für die Tuchmacherordnung von 1568 (die ältesten überlieferten Innungsstatuten der Leipziger Tuchmacher), vgl. Strassburger, Geschichte (Anm. 5), S. 81.

37 Selzer, Blau (Anm. 2), S. 397–412; ders., Unter Globalisierungsdruck. Der Thüringer Waid auf dem Farbstoffmarkt des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte 62 (2008), S. 49–64.

38 Jörg Ludwig, »Eine teuflisch farb gescholten«. Waid und Indigo in Leipzig zwischen 1630 und 1650, in: Volker Rodekamp (Hrsg.), Leipzig, Stadt der wa(h)ren Wunder: 500 Jahre Reichsmesseprivileg (Ausstellungskatalog), Leipzig 1997, S. 31–36.

## Fremde im Leipzig der Frühen Neuzeit

*Detlef Döring †*

Im Jahre 1713 verfasst der Pirnaer Kantor Christian Heckel ein dem Rat der Stadt Leipzig gewidmetes Gedicht, das folgendermaßen anhebt: »Die schöne Linden-Stadt, das Paradies von Meißen, / Hat längst die gantze Welt in Sich verliebt gemacht; / Und wer sonst Sachsenland den göldnen Ring will heissen, / Hat an den Diamant, an Leipzig, auch gedacht.« Die weiteren Verse stehen ganz in der Tradition der *Topoi* des bis ins Altertum zurückreichenden dichterischen Städtelobs,<sup>1</sup> preisen aber doch zweifellos tatsächliche Vorzüge und Besonderheiten der berufenen »Linden-Stadt«: Leipzig ist der »hohen Weißheit Schule«; ein Ort der Rechtsprechung; hier leben »erfahrene Medicos«; tausend mit Reichtümern beladene nach Leipzig rollende Wagen kommen den spanischen Silberflotten gleich; man trifft in Leipzig alles an, was man in der Welt »vor curieus und seltsam« hält usw.<sup>2</sup>

In der Tat bildete Leipzig in der Frühen Neuzeit, insbesondere aber im 18. Jahrhundert, einen in seiner Bedeutung kaum zu überschätzenden Mittelpunkt des wirtschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Lebens innerhalb Deutschlands und darüber hinaus. Diese herausgehobene Stellung brachte es geradezu zwangsläufig mit sich, dass die Stadt ein Anziehungspunkt für Fremde wurde. Der Begriff fremd ist in seiner etymologischen Herleitung als Bezeichnung für »fern von, weg von« zu verstehen,<sup>3</sup> also als Feststellung, dass der so Benannte aus einem anderen Ort, aus einer anderen Gegend stammt. Er hält sich für längere oder kürzere Zeit oder auch auf Dauer in Leipzig auf. Im letzteren Falle kann er oder seine Nachkommen sich der Stadtbevölkerung assimilieren und damit den Schritt vom Fremden zum Einheimischen vollziehen; das muss aber nicht sein. Das Herkunftsgebiet des Fremden kann schon eine andere Gegend Kur Sachsens sein oder ein anderes Territorium des Deutschen Reiches. Erst recht zu den Fremden zählen die in die Stadt gelangenden Angehörigen anderer Nationen oder gar anderer Erdteile. Die verschiedensten Zusammenhänge können sie nach Leipzig füh-

1 Vgl. Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1954, S. 166.

2 Hans Volkmann, Ein Lobgedicht auf Leipzig aus dem Jahre 1713, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 55 (1934), S. 119–124.

3 Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 17. Auflage, Berlin 1957, S. 217.

ren – als Kaufleute, Handwerker,<sup>4</sup> Gewerbetreibende, Studenten, Musiker, Künstler,<sup>5</sup> Schauspieler<sup>6</sup> und Schausteller<sup>7</sup>, als Reisende und als Flüchtlinge bzw. Emigranten aus religiösen oder politischen Gründen. Schließlich gab es Reisende, die wir heute Touristen nennen würden. Ihre Aufmerksamkeit galt den zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Oft waren das Adlige auf der damals üblichen »Grand tour« oder Gelehrte auf der »Peregrinatio academica«. Letztere pflegten hiesige Gelehrte aufzusuchen, vor allem der Konversation wegen, aber auch um der Besichtigung von Bibliotheken und Kunst- bzw. Naturaliensammlungen willen. In Briefen, Reisebeschreibungen und Lebenserin-

- 
- 4 Leipzig war nicht nur eine Stadt des Handels, sondern auch ein Mittelpunkt des Handwerks. Das musste freilich nicht bedeuten, dass man als wandernder Geselle dort garantiert Arbeit finden konnte. Das erfuhr z. B. ein Memminger Bäckergehilfe, der 1688 zusammen mit einem Gerber nach Leipzig gelangte: »In Leipzig meinten wir ganz bestimmt Arbeit zu bekommen; allein dies schlug fehl, und weil das Pflaster dort ziemlich heiß ist, wir aber nicht viel Geld hatten ... marschierten wir nach Gotha zurück.« Vgl. Martin Wintergerst, Zwischen Nordmeer und Indischem Ozean. Meine Reisen und Kriegszüge in den Jahren 1688 bis 1710, hrsg. von Rainer Redies, Berlin 1988 (Originalausgabe Memmingen 1712), S. 21. Es sei hier nur angemerkt, dass der Buchdruck in Leipzig bzw. das Verlagswesen von Beginn an (1481) in einem ganz hohen Maße von zugezogenen Personen betrieben worden ist.
  - 5 Die in Leipzig wirkenden bildenden Künstler dürften zu einem großen Teil aus der Stadt selbst bzw. aus Sachsen stammen. Dennoch fehlt es nicht an Auswärtigen. Oft wurden Dresdner Künstler und Kunsthandwerker (z. B. Stukkateure und Gipser) beauftragt, die aus dem Ausland stammten, zumeist aus Italien, aber auch aus Frankreich (vgl. Gustav Wustmann, Kunst und Künstler Leipzigs in der Barockzeit, in: ders., Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze, Leipzig 1885, S. 161–193). Einige bedeutende Maler und Zeichner wirkten über längere oder kürzere Zeit in Leipzig: z. B. Adam Friedrich Oeser, Anton Graff, Adrian Zingg, Daniel Chodowiecki. Die 1764 gegründete Kunstakademie zog nicht wenige Interessenten nach Leipzig, besonders in den Kreis um den Direktor Oeser: »Silberarbeiter und Schlosser, der Blumenzeichner bei der Kattunfabrik in Torgau und der Hofkonditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, verlangten Unterricht bei ihm.« Vgl. Carl Justi, Winckelmann und sein Jahrhundert, 1. Bd., Leipzig 1943, S. 393.
  - 6 In dem hier zu behandelnden Zeitraum haben wir es mit wandernden Schauspielergruppen zu tun, die sich nur zeitweilig in Leipzig aufhielten, zumeist während der Messen. Sie konnten in Leipzig mit einem durchaus theaterinteressierten Publikum rechnen. Andererseits wurde ihre Anwesenheit von der Obrigkeit (Stadt und Universität) mit gemischten Gefühlen beobachtet, da man einen von den Schauspielern (besonders den Schauspielerinnen) ausgehenden moralisch-sittlich negativen Einfluss befürchtete, insbesondere auf die studentische Jugend.
  - 7 Das Auftreten von Schaustellern böte genügend Stoff für eine eigenständige größere Abhandlung. Allein in Vogels Annalen (Johann Jacob Vogel, Leipzigerisches Geschicht-Buch Oder Annales, Das ist: Jahr- und Tage-Bücher Der Weltberühmten Königl. Und Churfürstlichen Sächsischen Kauff- und Handels-Stadt Leipzig, Leipzig 1714) findet sich eine Unmenge an Mitteilungen über solche Ereignisse: 1692 zeigt »ein Mann aus Indien« einen Elefanten, einen Panther, einen Orangutan, Papageien und andere Tiere (S. 880). Im Jahr zuvor war ein englisches Pferd zu sehen, das besondere Kunststücke zeigte (S. 867), 1688 kann man einen Elefanten, einen Tiger, einen Löwen und einen »Knabe[n] mit harter Fischhaut« bestaunen (S. 857) usw. Eine besondere Attraktion bot die Vorführung eines zu dieser Zeit noch äußerst selten zu sehenden Nashorns im Jahre 1747 durch einen holländischen Kapitän. Das Ereignis bildete in Leipzig eine Sensation. Vgl. Glynis Ridley, Claras Grand Tour. Die spektakuläre Reise eines Rhinoceros durch das Europa des 18. Jahrhunderts, Hamburg 2008, S. 89–91.

nerungen wird dieser Erlebnisse oft gedacht,<sup>8</sup> z. B. im Reisetagebuch von Johann Kaspar Lavater, der allerdings nur eine kurze Station in Leipzig einlegte: »Die kurze Zeit, die wir uns in Leipzig aufhielten, schränkte den Genuß der würdigsten Bewohner dieser Stadt sehr ein. Gellert, Ernesti und der fromme und geistvolle Zollikofer sind Männer, die zwar schon bey dem ersten Anblick etwas Großes zeigen, aber ihren ganzen Wehrt kennenzulernen, wären Tage kaum hinlänglich gewesen, geschweige dann eine Stunde.« Trotz der »kurzen Zeit« seiner Anwesenheit ist Lavater in der Lage, ein sehr selbstsicheres Urteil über den Charakter der »gewöhnlichen« Stadtbevölkerung zu fällen, das erheblich von dem günstigen Eindruck abwich, den die intellektuelle Elite ihm vermittelt hatte: »Mit dem Gros ihrer Bewohner habe ich mich zwar nicht bekannt machen können. Überhaupt hat es alle Merkmale der Sittenlosigkeit, die großen Städten gleichsam auf die Stirn gebrandt sind.«<sup>9</sup>

Leipzigs Geschichte als multikulturelles Zentrum, wie man heute formulieren würde, ist noch nicht geschrieben worden und kann wahrscheinlich von einem einzelnen Autor gar nicht in allen ihren Dimensionen erfasst werden. Das Thema freilich ist wichtig, gerade und besonders für eine Stadt wie Leipzig, die in einem hohen Grade der ständigen Begegnung mit Personen und den damit einhergehenden Einflüssen aus der Fremde ausgesetzt war, davon aber auch ungemein profitierte. Nur wenige Städte in Deutschland verfügten über eine in diesem Grade dichte sowohl nationale als auch internationale Vernetzung wie die Messe- und Universitätsstadt an der Pleiße.<sup>10</sup> Die folgenden Ausführungen können allerdings nur einige Anregungen bieten, die damit zur weiteren Bearbeitung des Stoffes auffordern wollen. Uns sollen zuerst diejenigen Fremden interessieren, die sich eines bestimmten Zweckes wegen für eine beschränkte Zeit in der Stadt aufhielten.<sup>11</sup>

8 Die Berichterstattung über Leipzig in den schriftlichen Aufzeichnungen von Ausländern kann im Rahmen des vorliegenden Beitrages nicht behandelt werden, wäre aber zweifellos ein dankbares Thema. Bisher hat es nur punktuelle Berücksichtigung gefunden. Vgl. beispielsweise für Reisende aus Russland Eberhard Hexelschneider, *Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland 1790–1849*, Köln, Weimar, Wien 2000, zu russischen Besuchern in Sachsen und Leipzig um 1800 S. 59–82, speziell zu russischen Messegästen S. 387–402. Russen in großer Zahl (freilich keine »Reisende«) sollten die Leipziger 1813–1815 kennenlernen.

9 Johann Kaspar Lavater, *Reisetagebücher*, hrsg. von Horst Weigelt, Teil 1: *Tagebuch von der Studien- und Bildungsreise nach Deutschland 1763 und 1764*, Göttingen 1997, S. 68. Der Aufenthalt in Leipzig fand im Mai 1763 statt, also kurz nach Beendigung der preußischen Besatzungszeit.

10 Das hat den Charakter der Stadt und ihrer Einwohner ohne Zweifel geprägt. Es hat sicher einen Grund, dass in der Gegenwart ein Phänomen, wie es das alljährliche weltgrößte Wave-Gotik-Treffen darstellt, gerade in Leipzig stattfindet. Die hier praktizierte Akzeptanz der sich in ihrem äußeren Erscheinungsbild vom »Normalbürger« völlig abhebenden Teilnehmer an diesen Treffen dürfte in nur wenigen vergleichbaren deutschen Städte zu finden sein.

11 Ein eigenes Thema böte die Frage, wo in der Stadt sich die Fremden einquartierten. Oft werden es Wohnungen Leipziger Bürger gewesen sein, in der Regel aber wohl Gasthöfe. Diese gab es in Leipzig schon immer in beeindruckender Zahl. Vgl. Gustav Wustmann, *Gasthöfe, Wirte und Fremde*, in: ders., *Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze, Dritte Folge*, Leipzig 1909, S. 133–149.

Bei dem Stichwort »Fremde in Leipzig« kommen dem heutigen Betrachter wohl zuerst die Besucher der dreimal im Jahr stattfindenden Messen in den Sinn. Sie waren die bedeutendsten Veranstaltungen ihrer Art in Europa und zogen buchstäblich Gäste aus allen Teilen der Welt nach Leipzig.<sup>12</sup> Ein Student schildert anschaulich das in jenen Wochen herrschende bunte Treiben: »Das artige Sächsische Frauenzimmer, die Leipziger galanten Herren, mit allerlei andern Ausländern, Ungarn, Siebenbürgern, Juden, Türken, Griechen, Araber, Armenier, Chineser, Persianer, Mohren, Rußen, Holländer, Engelländer p.p. in ihren unterschiedenen, seltenen und zum Theil seidenen, bunten langen, auch geblühten Kleidern, wobei der Bund, und die Dolche in dem Gurth mit Edelsteinen besetzt, oder auch mit ihren langen Bärten, bloßer von der Sonne braun gebrannter Brust, vermischt, setzen das Auge in Erstaunen, und erwecken gewiß eine Bewunderung.«<sup>13</sup> Über die Leipziger Adreßbücher kann man einige Angaben über die konkrete Herkunft der Kaufleute in Erfahrung bringen, die die Messe besuchten, wobei es sich hier nur um eine Auswahl von Mitteilungen handelt.<sup>14</sup> So gibt das Adreßbuch von 1805 knapp 1 000 Personen aus mehr als 250 Orten an. Tatsächlich waren es insgesamt knapp 11 000, von denen freilich viele zwei oder alle drei Messen besucht haben dürften.<sup>15</sup> Die Zahl ist dennoch beeindruckend genug, zumal zu berücksichtigen ist, dass die Messezeit bei weiten nicht allein die im Adreßbuch registrierten Händler und Kaufleute in die Stadt führte. Es kamen auch manche andere Besucher, z. B. zahlreiche Adlige, angefangen von Vertretern des Dresdner Hofes. Ja, der Kurfürst selbst nahm

12 Vgl. Ernst Hasse, *Geschichte der Leipziger Messen*, Leipzig 1885. Nach Angabe von Hasse liegen jedoch erst ab 1747 einigermaßen verlässliche Zahlen zum Besuch von Fremden vor. Danach kamen vor dem Siebenjährigen Krieg höchstens 3 000 Personen. Gegen Ende des Jahrhunderts sind es 5 000 Gäste. Die Zahl von 10 000 Besuchern wird erstmals 1814 überschritten (S. 298).

13 Johann Christian Müller, *Meines Lebens Vorfälle und Nebenumstände*, Teil 1, hrsg. von Katrin Löffler und Nadine Sobirai, Leipzig 2007, S. 48. Müller stammte aus Stralsund und studierte in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Jena und Leipzig. Anderen Beobachtern konnte der Anblick auswärtiger, von der Zivilisation »unverdorbener« Besucher Anlass zum Vergleich mit dem Leipziger Publikum bieten: »Ein besonderes Vergnügen gaben die Russen in und bey ihrer Wagenburg vor dem Ranstädter Thore. Wie ohnmächtig sahe ein ächter Leipziger gegen einen dieser Pferdekechte aus, wie welk gegen diese strotzende Blüthe, wie ächt apostolisch ehrwürdig ein alter Kaufmann gegen die alten Körner oder Hommel.« Vgl. Johann Wilhelm Krause, *Wilhelms Erinnerungen*, Bd. 4, Manuskript der Universitätsbibliothek Tartu, Bestand 9, Nr. 10, Bl. 89 (benutzt nach einer Transkription von Valentine von Krause). J. W. Krause studierte von 1778 bis 1781 in Leipzig.

14 Henning Steinführer, *Die Leipziger Adreßbücher als Quelle zur Messegeschichte an der Wende zum 19. Jahrhundert*, in: Hartmut Zwahr, Thomas Topfstedt, Günter Bentele (Hrsg.), *Leipzigs Messen 1497–1997. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn*, Teilband 1 (Geschichte und Politik in Sachsen 9,1), Köln, Weimar, Wien 1999, S. 287–300. Der Band enthält noch weitere Beiträge, die sich mit verschiedenen Gruppen von Messebesuchern beschäftigen.

15 Vgl. Hasse, *Messen* (Anm. 12), S. 301–303 (Verzeichnis der Zahl der fremden Kaufleute 1747 bis 1840). Das Adressbuch gibt allerdings die Adressen der Besucher aller drei Messen an. Bei Hasse werden sie nach den einzelnen Messen aufgeschlüsselt. Viele Besucher werden jedoch zwei oder gar alle drei Messen aufgesucht haben, kommen im Adressbuch natürlich aber nur einmal vor. Juden wurden bis ins 19. Jahrhundert gar nicht verzeichnet.

nicht selten für einige Tage Quartier, zumeist in Apels Haus (heute Königshaus) am Markt. Ein mit besonderem Aufwand inszenierter Besuch stellt der zur Michaelismesse 1699 dar. Schon die 170 Janitscharen an der Spitze des königlichen Einzuges samt ihrer schrillen Musik dürften beträchtlichen Eindruck hervorgerufen haben. Zu den Messebesuchern zählten u. a. die Kurfürstin von Brandenburg, die Herzöge der albertinischen Sekundogenituren, der Großprinz der Toskana, böhmische, dänische, schwedische Grafen, Hochadlige aus allen Teilen des Deutschen Reiches, polnische Bischöfe und Vertreter der führenden polnischen und litauischen Adelsgeschlechter.<sup>16</sup> Alle diese Persönlichkeiten kamen natürlich nicht allein, sondern waren von einem mehr oder minder zahlreichen Gefolge umgeben.<sup>17</sup>

Auch Abenteurer vom Schlage eines Casanovas fanden sich zur Messezeit in Leipzig ein. Für sie bot die in jenen Wochen ganz international geprägte Stadt ein ideales Terrain für Unternehmungen aller Art, ob Glücksspiel, Geldgeschäfte oder Liebeshändel. So reiste Casanova zur Michaelismesse 1766 an, angeblich um zu seiner Kräftigung »recht viele Lerchen zu essen, die mit Recht sehr berühmt sind«.<sup>18</sup> Wir kennen natürlich Casanova gut genug, um nicht überrascht zu sein, dass er sich nicht auf das Verspeisen von Vögeln beschränkte, sondern versuchte, amouröse Beziehungen zu knüpfen. In Leipzig ist es eine Prinzessin, nämlich die Mätresse keines Geringeren als des Kaisers Franz, die er ins Visier nimmt. Auch diese ist eigens zur Messe angereist, und zwar in Begleitung eines kaiserlichen Ministers, des Grafen Ludwig-Friedrich Julius von Zinzendorf.

Am anderen Ende des sozialen Spektrums der Messebesucher standen die Vertreter des fahrenden Volkes, die nach Leipzig kamen, um durch die Unterhaltung der Messe Gäste den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten. Das waren u. a. Gaukler, Tierbändiger, Zauberkünstler, Wahrsager oder Artisten. Hier einzuordnen ist auch die nicht geringe Zahl von Prostituierten, die zur Messezeit anreiste.<sup>19</sup> Noch weiter unten in der gesellschaftlichen Hierarchie befanden sich die Bettler bzw. das arme Volk, das in der Hoff-

---

16 Vogel, *Leipzigisches Geschicht-Buch* (Anm. 7), S. 925–927. Vogel listet allein 157 Personen namentlich auf. Es seien aber »noch viel andere mehr« gewesen, womit nur »hohe Standes-Personen« gemeint sind.

17 Das ganze 18. Jahrhundert hindurch gibt es häufig Fürstenbesuche in der Stadt. Dabei kommt nicht allein der Landesherr, sondern auch zahlreiche auswärtige Souveräne oder fürstliche Persönlichkeiten, z. B. der Landgraf von Hessen-Kassel (1715), der Kronprinz von Dänemark (1728), der bayerische Kurfürst Karl Albert auf seiner Reise zur Kaiserkrönung in Frankfurt/M. (1742), Friedrich II. von Preußen (1743), der Herzog von Lothringen (1744), der Herzog von Württemberg (1751), ein »Fürst Remus aus Syrien« (1751). Vgl. Auszüge aus Johann Salomon Riemers *Leipzigischem Jahrbuche 1714–1771*, in: *Quellen zur Geschichte Leipzigs*, 1. Bd., hrsg. von Gustav Wustmann, Leipzig 1889, S. 193–456, zu den Fürstenbesuchen während und außerhalb der Messen vgl. S. 255–296.

18 Vgl. Giacomo Casanova, *Geschichte meines Lebens*, hrsg. von Günter Albrecht, 10. Bd., Leipzig, Weimar 1987, S. 231.

19 Vgl. Klaus Metscher, Walter Fellmann, *Lipsia und Merkur*, Leipzig 1990, S. 125–135. Katja Hauffe, Ines Höer, Yvonne Klüglich, *Messevergnügungen*, in: Zwahr, Topfstedt, Bentele, *Leipzigs Messen* (Anm. 14), S. 301–316 (über die Prostitution S. 314–316).



nung, in den Genuss von Almosen zu gelangen, gerade zur Zeit der Messen in Scharen nach Leipzig strömte. Alle Versuche der Obrigkeit, diese als ausgesprochen störend empfundenen »Besucher« von den Toren der Stadt abzuhalten, hatten letztendlich nur mäßigen Erfolg. Das »Bettelvolk« fand immer wieder Möglichkeiten, dennoch Zugang ins Stadttinnere zu erlangen, um dort durch das Erheischen von Almosen, aber auch durch Diebereien aller Art seine Subsistenz zu sichern.<sup>20</sup>

Hier ist vielleicht der Platz, zumindest ganz knapp auf eine andere Möglichkeit der Kommunikation zwischen Personen verschiedener geographischer (z. T. auch sozialer) Herkunft zu verweisen, die nichts mit den Messen zu tun hat, aber in ihrer Regelmäßigkeit diesen doch ähnelt. Gemeint ist der Salon. Er war ein beliebter Ort der Begegnung und wurde traditionell von einer Adligen (Saloniere) betrieben. Hier trafen sich nicht nur Intellektuelle der Stadt, dorthin begaben sich insbesondere auch auswärtige Besucher, die für einige Zeit einen Aufenthalt in der Stadt einlegten. In Leipzig existierten seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts mehrere Salons mit unterschiedlicher Lebensdauer. Ich nenne nur das Etablissement der Gräfin Sophie von Bentinck und (vor allem) das der als große Schönheit geltenden Bankiersfrau Henriette von Crayen, das mit den berühmten, in der Literatur immer wieder beschworenen Salons der Henriette Hertz und der Rahel Levin in Berlin konkurrieren konnte.<sup>21</sup> Bei Frau von Crayen verkehrten insbesondere Ausländer, so eine Reihe von illustren adligen Emigranten aus dem revolutionären Frankreich, aber auch polnische, ebenfalls oft adlige Flüchtlinge, die nach den polnischen Teilungen ihr Heimatland in den neunziger Jahren in großer Zahl verließen und nach Sachsen gelangten.

Viele Messebesucher erschienen zwar regelmäßig in Leipzig, aber doch immer nur für die jeweils zwei Wochen, die die Messen währten. Über eine längere Zeitspanne hinweg, oft mehrere Jahre, weilten dagegen die Studenten der schon 1409 gegründeten Universität in der Stadt. In der Tendenz entwickelten sich die ursprünglich überregional orientierten deutschen Universitäten seit Ausgang des Mittelalters zu Einrichtungen, die vor allem den jeweiligen Landeskindern als Bildungsstätten dienten. Die Konfessionalisierungen des 16. und 17. Jahrhunderts haben diese Entwicklung noch erheblich befördert. Dennoch konnten einige Hochschulen bei der Gewinnung von Studierenden einen über die Landesgrenzen hinausweisenden Einzugsbereich bewahren. Dazu zählte auch Leipzig, das mit der Zahl seiner Studenten über die Jahrhunderte hinweg

20 Helmut Bräuer, *Der Leipziger Rat und die Bettler. Quellen und Analysen zu Bettlern und Bettelwesen in der Messestadt bis ins 18. Jahrhundert*, Leipzig 1997, zur Anwesenheit der Bettler während der Messen s. S. 70–73. Ders., *Leipzigs Messen und die armen Leute während der frühen Neuzeit*, in: Zwahr, Topfstedt, Bentele, *Leipzigs Messen* (Anm. 14), S. 317–328.

21 Vgl. Eduard Berend, *Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung »Schach von Wuttenow«*, in: *Deutsche Rundschau* 200 (1924), S. 168–182. Joachim Kühn, *Die schöne Frau von Crayen und die Ihren*, in: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins*, 21 (1972), S. 89–108.



innerhalb der Spitzengruppe aller deutschen Universitäten rangierte. Bei der Anwerbung von Studenten auch außerhalb des unmittelbaren sächsischen Einzugsgebietes spielte die bis 1830 aufrechterhaltene Nationenverfassung eine erhebliche Rolle. Die seit 1409 vorgeschriebene Eingliederung aller Universitätsangehörigen in eine der vier Nationen (sächsisch, meißnisch, bayerisch oder polnisch) gilt in der Literatur gemeinhin als schlagendes Beispiel der hoffnungslosen Verkrustung der Leipziger Universität, die bekanntlich als einzige deutsche Hochschule an den mittelalterlichen »Nationen« über die Jahrhunderte hinweg eisern festhielt. Das ist jedoch eine einseitige Betrachtung. Sie erkennt, dass die »Nationen« den aus der Fremde kommenden Studenten willkommenen Anlaufstellen boten. Viele der in Leipzig zahlreichen Stipendien standen per Statut allein den Angehörigen dieser oder jener Nation offen und boten dem Studierwilligen somit einen Anreiz, nach Leipzig zu gehen. Noch um 1800 urteilt ein Kenner der Verhältnisse, die solcherart gebundenen Stipendien würden manchen »fähigen Kopf« dazu bewegen, nach Leipzig zu kommen, der sonst auf »seine vaterländische oder ihm näher liegende Universität gehen würde«. <sup>22</sup> So stellte, um nur ein Beispiel anzuführen, das Liebfrauenkolleg sechs Versorgungsstellen ausschließlich für Magister bzw. Professoren schlesischer oder preußischer Herkunft zur Verfügung. <sup>23</sup> Diese Festlegung garantierte sozusagen, dass über die Zeiten hinweg immerfort eine gewisse Anzahl von Magistern bzw. Professoren der Leipziger Universität aus Schlesien bzw. Preußen stammten. Leipzig erlangte daher schon aufgrund dieser speziellen Verfassungsstrukturen nie, entgegen einer in der Literatur häufig zu findenden Behauptung, den Charakter einer weitgehenden Familienuniversität. Die Hochschule stand für die Karriere Auswärtiger durchaus offen, nicht zuletzt eben aufgrund der erwähnten Nationenordnung. <sup>24</sup> Ob z. B. der aus Ostpreußen stammende Johann Christoph Gottsched so rasch oder überhaupt an der Alma Mater hätte Fuß fassen können, wenn er als Preuße nicht bald nach seiner Ankunft (1724) einen Platz im Liebfrauenkollegium gefunden hätte, sei dahingestellt. War dann ein Professor fest an der Universität etabliert, ist davon auszugehen, dass er Studenten aus seiner Heimatregion nach Leipzig zog. So hat es hier, um bei dem benannten Beispiel des Liebfrauenkollegs zu bleiben, immer eine erhebliche Anzahl von Studierenden aus Preußen und Schlesien gegeben. Studenten kommen aber auch aus dem sozusagen »echten Ausland«. Über den jungen Christian Fürchtegott Gellert wird z. B.

22 Vgl. Johann Georg Eck, *Leipziger gelehrtes Tagebuch*. Jg. 1789, S. 22.

23 Vgl. Beate Kusche, »Ego collegiatus« – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539, 1. Teilband (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 6), Leipzig 2009, S. 164–191 (zur Geschichte des Liebfrauenkollegs bis ins 20. Jahrhundert).

24 Zur Herkunft der Leipziger Professoren, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, vgl. jetzt Theresa Schmotz, *Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert – eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 35), Leipzig, Stuttgart 2012. Die Autorin verweist mit überzeugenden Argumenten die Legende von der Familienuniversität ins Reich der Legende.

ausdrücklich berichtet, er habe über Jahre hinweg Studenten aus England und Italien in der deutschen Sprache unterrichtet.<sup>25</sup> Selbst aus den eben erst unabhängig gewordenen Vereinigten Staaten von Amerika gelangte ein Student an die Pleiße; er wurde der bayerischen Nation zugerechnet und hatte damit theoretisch die Möglichkeit, an den Versorgungschancen zu partizipieren, die dieser Nation offenstanden.

Den internationalen Charakter der Universität belegt schon die Beobachtung, dass die Konfessionszugehörigkeit der Studenten nicht homogen lutherisch war, wie man vielleicht meinen möchte. So wird dem noch in anderen Zusammenhängen zu nennenden Jesuitenpater Eggerat gestattet, katholische Studenten im kanonischen Recht zu unterrichten.<sup>26</sup> 1700 versucht ein im Gefolge des päpstlichen Nuntius Johannes Antonius (Giantonio) Davia (Bischof von Rimini) befindlicher Kaplan Studenten und Magister der Universität in einer Ansprache von der Wahrheit der katholischen Religion zu überzeugen, freilich mit wenig Erfolg: Der Kaplan trat »auff einen Stuhl, und hielt einen lateinischen Sermon, allein es verursachten seine zum Theil auffgewärmte theils abgeschmackte, und überbegründete Argumenta mehr Gelächtere als Gehöre und Aufmercken, dahero er mit diesen Worten: Qualis Rex talis grex, Amen, schloß, sich in das Beygemach retirirte, und die Studirenden mehr zu invitiren Bedencken truge.«<sup>27</sup> Auf Katholiken stoßen wir insbesondere unter den adligen Studierenden. Adlige frequentierten in wachsender Zahl die Universität, und darunter finden sich nicht nur Anhänger der protestantischen Konfessionen, sondern auch Katholiken, insbesondere aus den habsburgischen Territorien,<sup>28</sup> wo es keine Universitäten gab, die den jungen Adligen eine Ausbildung vermitteln konnten, die sie im notwendigen Maße für einen späteren Staatsdienst zu qualifizieren vermochte. Die Barriere, die die fremde lutherische Konfession bildete, erschien dann als durchaus überwindbar. So studierte der spätere berühmte Hofkanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg anderthalb Jahre in Leipzig. Dabei mag die traditionelle Verbundenheit zwischen Sachsen und Österreich bzw. zwischen den Häusern Habsburg und Wettin eine Rolle gespielt haben. Nach dem Glaubenswechsel der Wettiner und der Heirat des Kurprinzen Friedrich August mit einer

25 Zeugnis des Dekans der Philosophischen Fakultät für Gellert, 23. Januar 1751, in: Christian Fürchtegott Gellert, *Gesammelte Schriften*, 7. Bd., hrsg. von Bernd Witte, Berlin, New York 2008, S. 326.

26 Universitätsarchiv Leipzig, Rep. I/III/8: Acta den alhier sich aufhaltenden Römisch-Catholischen Prediger, H. Pater Eckhardten ... betr. 1714.

27 Vogel, *Leipzigerisches Geschicht-Buch* (Anm. 7), S. 931. Der Nuntius hielt sich länger als drei Wochen in Leipzig auf. Dabei wurden in seiner Unterkunft (das Rothauptsche Haus am Markt, seit 1759 Stieglitzens Hof) mehrfach Messen gehalten, an denen auch die Leipziger Bevölkerung teilnehmen konnte. Die lutherischen Geistlichen ergriffen sofort die Möglichkeit, von ihren Kanzeln her entschieden gegen die »Irrlehren« der Katholiken zu predigen.

28 Vgl. Georg Erler (Hrsg.), *Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809*, 3. Bd., Leipzig 1909, S. 650.

österreichischen Prinzessin (Maria Josepha) hatte sie noch an Gewicht gewonnen.<sup>29</sup> Das Beispiel eines hohen Adligen, der sich auf Dauer in Leipzig niederließ, bietet der Pole Józef Aleksander Jabłonowski. Von 1768 bis zu seinem Tode 1777 lebte er in Leipzig. Sachsen erschien dem Fürsten als »felix ac erudita«, und Leipzig insbesondere war ihm ein Zentrum der Wissenschaften. Eine von ihm 1774 in Leipzig gestiftete wissenschaftliche Sozietät existiert bis heute.<sup>30</sup> Unter den kur- und livländischen Studenten, die Ende des 18. Jahrhunderts an der Universität in relativ starker Anzahl in Erscheinung traten, gehörten mehrere dem Adel an. Die baltischen Studenten waren in einer eigenen Landsmannschaft organisiert, deren mitunter provozierendes Auftreten immer wieder Konflikte und Unruhen hervorrief.<sup>31</sup>

Für Bekenner anderer Konfessionen eröffnete sich durch den wachsenden Bedarf an Lehrern, die in den sogenannten Kavalierfächern Unterricht erteilen konnten, Möglichkeiten, an der Hochschule Fuß zu fassen. Noch Mitte des 17. Jahrhunderts war bei einer Visitation der Universität gefordert worden, die Sprach-, Tanz- und Fechtmeister hätten der »wahren Religion« anzugehören.<sup>32</sup> Achtzig Jahre später interessierte das niemanden mehr sonderlich.<sup>33</sup> Die genannten Funktionen würden nunmehr, heißt es in einem schriftlichen Gutachten, weithin von Katholiken und Reformierten ausgeübt.

Bis tief in das 18. Jahrhundert blieb Latein die verbindliche Unterrichtssprache der Universität und wurde dann allmählich von der Landessprache Deutsch abgelöst. Gleichwohl erlangte die Kenntnis moderner Fremdsprachen wachsende Bedeutung. Das führte zur Ansiedlung von Sprachlehrern am Rande der Hochschule. Weithin waren das Muttersprachler. Französisch war die absolut favorisierte Sprache, gefolgt von Italienisch und Englisch. In Leipzig fand aus naheliegenden Gründen zudem das Polnische einige Beachtung.<sup>34</sup> Ein auch als Literat bekannt gewordener Sprachlehrer war der

29 Vgl. Grete Klingenstein, *Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton*, Göttingen 1975, zum Studium in Leipzig s.S. 158–219. Ursprünglich war Halle als Studienort geplant gewesen. Davon sah man schließlich ab, da das Studieren in Halle an Attraktivität verloren hatte und es für einen »kaiserlichen Untertan und künftigen Reichshofrat« nicht opportun erschien, an einer preußischen Universität Jurisprudenz zu studieren (ebd., S. 178). Das an »Fülle und Güte erstaunliche Studienangebot« in Leipzig hielt den jungen Kaunitz dann anderthalb Jahre in Leipzig fest (ebd., S. 226).

30 Vgl. Dietrich Scholze, Ewa Tomicka-Krumrey (Hrsg.), *Mit Wort und Tat. Deutsch-polnischer Kultur- und Wissenschaftsdialog in Vergangenheit und Gegenwart*, Leipzig 2001, zur Beurteilung Sachsens durch Jabłonowski s. S. 32.

31 Vgl. Anja Pohl, *Studentisches Verbindungsleben an der Universität Leipzig am Ausgang des Ancien Régime*. Magisterarbeit an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften der Universität Leipzig 2003 (Maschinenschrift), S. 33–40.

32 Universitätsarchiv Leipzig, Rep. I/I/27, Visitation Decret 1658, § 8.

33 Universitätsarchiv Leipzig, Rep. I/I/46, *Academica u. was insonderheit bey der anno 1728 angeordneten Commission vorgefallen*. Die erwähnte Kommission hatte auf Anordnung des Kurfürsten zu prüfen, inwieweit die Universität sich noch an dem Visitationsdekret von 1658 orientiert.

34 Vgl. Tadeusz Lewaszkiewicz, *Polnisch-Lektorate in Leipzig im 18. Jahrhundert*, in: Scholze, Tomicka-Krumrey, *Mit Wort und Tat* (Anm. 30), S. 81–87.

Hugenotte Eleazar de Mauvillon, der lange in Leipzig lebte und publizierte. In seinen über Deutschland veröffentlichten Werken werden allerdings die zeitüblichen Negativvorstellungen der Franzosen über ihren östlichen Nachbarn bestens bedient:<sup>35</sup> Das Deutsche sei eine rauhe und barbarische Sprache, der Deutsche besitze einfach keinen Geist. Ein italienischer Sprachlehrer namens Romani kann sich nach eigener Darstellung vor der Zahl an Schülern kaum retten. In den Leipziger Kaffeehäusern traf er auf viele Gäste, die das Italienische beherrschten, was die damalige weite Verbreitung dieser Sprache bestätigt,<sup>36</sup> zumal im über Jahrhunderte hinweg kulturell stark von Italien beeinflussten Sachsen.<sup>37</sup>

Kein geradezu alltägliches Phänomen bildeten Zusammenkünfte von Diplomaten fremder Mächte in oder nahe bei Leipzig. Sie sind dennoch eine gesonderte Erwähnung wert. Die Stadt bot aus verschiedenen Gründen ein günstiges Pflaster für diplomatische Verhandlungen der unterschiedlichsten Intention. Als beispielsweise im nicht weit entfernten Altranstädt 1706 der Friede zwischen Schweden und Sachsen verhandelt wurde, war Leipzig über Monate hinweg ein zentraler Schauplatz der europäischen Diplomatie, der natürlich nicht allein von Politikern besucht wurde.<sup>38</sup> Die Anwesenheit von Mitgliedern fürstlicher Häuser und von (fast durchweg adligen) Politikern übte auf Gelehrte, Künstler, Kaufleute und andere Personenkreise eine erhebliche Anziehungskraft aus. Es sei in Bezug auf das eben genannte konkrete Beispiel nur auf Gottfried Wilhelm Leibniz verwiesen, der als Gesandter des Hauses Hannover in Altranstädt weilte (Ende Mai/Anfang Juni 1707), sich bei dieser Gelegenheit aber auch eine Förderung seiner ver-

35 Roland Krebs, *Les »Lettres françaises et germaniques« de Mauvillon et leur réception en Allemagne*, in: *Dix-huitième siècle* 14 (1982), S. 377–490. Vgl. auch Annett Volmer, *Vom Trugschluß einer kosmopolitischen Identität in französischer Sprache*, in: Christiane Maaß, Annett Volmer (Hrsg.), *»... pour decorer sa Nation & enrichir sa langue«*. Identitätsstiftung über die französische Sprache vom Renaissancehumanismus bis zur Aufklärung, Leipzig 2002, S. 143–156, hier S. 151 f.

36 Clemens Romani, *Merkwürdige Zufälle und Begebenheiten des Don Clemens Romani*. Erlangen 1760, S. 147. Konkret geht es hier um Richters Kaffeehaus: »Es waren deren viele, die das Italienische verstunden, und da sie meine Aussprache und Dialect hörten, lobten sie mich sehr.« Zu Romanis Leipzig-Aufenthalt, der fünf Jahre währt, vgl. S. 145–161. Romani gab in Leipzig auch verschiedene italienische Sprachlehren heraus.

37 Vgl. Barbara Marx (Hrsg.), *Elbflorenz. Italienische Präsenz in Dresden 16.–19. Jahrhundert*, Dresden 2000, Dresden und Italien. Kulturelle Verbindungen über vier Jahrhunderte (Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte 40), Dresden 1994.

38 Vogel, *Leipzigisches Geschicht-Buch* (Anm. 7), zählt die in Leipzig zum Zeitpunkt des Friedensschlusses weilenden Diplomaten über mehrere Folioseiten hin auf. Es sind u. a. Gesandte (zumeist führende Politiker der jeweiligen Staaten) des Kaisers, Englands, Hollands, Preußens, der Kurfürsten von Hannover und Mainz, der polnischen Krone, der Herzöge von Hessen-Kassel und Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 992–995). Im April 1707 trifft dann »unter grossen Zulauff des Volcks« kein Geringerer als der Herzog von Marlborough, Oberbefehlshaber der gegen Frankreich verbündeten Armeen, in Leipzig ein (ebd., S. 999). Im April 1708 weilt der andere große Heerführer der Alliierten, Prinz Eugen, in Leipzig. Auch ihn, »diesen glorwürdigsten Helden«, will jedermann sehen (ebd., S. 1011).

schiedenen wissenschaftlichen Pläne erhoffen mochte.<sup>39</sup> 1657 hält sich ein Gesandter des spanischen Königs Philipp IV. in der Stadt auf, begleitet von 50 Reitern und 67 Kutschen, Karossen und Wagen sowie durch zahlreiche Adlige zu Pferde.<sup>40</sup> Im Januar 1700 empfängt August der Starke »Mußkowitzische Abgesandte«.<sup>41</sup> Allein die Chroniken des 17. und 18. Jahrhunderts würden es erlauben, die Aufzählung zu diesem Thema noch lange fortzusetzen.

Auch besondere Festlichkeiten, z. B. Hochzeiten zwischen Angehörigen der wettinischen Herrscherfamilie und Mitgliedern des auswärtigen Adels bzw. anderer regierender Häuser, konnten Fremde in die Stadt ziehen, denn solche Feste fanden nicht allein in der Residenzstadt Dresden statt, sondern in nicht wenigen Fällen auch in Leipzig. Ein frühes Beispiel bietet die Hochzeit zwischen Herzog Georg dem Bärtigen mit einer polnischen Prinzessin im Jahre 1496. Dabei fanden sich Angehörige der Häuser Wettin, Wittelsbach und Hohenzollern ein, ein Großteil des mitteldeutschen Hochadels, kirchliche Würdenträger (Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Merseburg) und Vertreter der Städte des albertinischen Herzogtums. Die Zahl der Gäste ging in die Tausende (es wird von knapp 6300 Pferden berichtet); die aufzubringenden Kosten betrugen 44000 Gulden (bei ca. 80000 Gulden Jahreseinnahme des Herzogtums). Leipzig war wohl die einzige Stadt im Herzogtum, in der eine solche Zahl von Gästen untergebracht werden konnte. Außerdem bot die kurz vor der Hochzeit durchgeführte Michaelismesse die Möglichkeit, alle für das Fest notwendigen Waren zu besorgen, und das waren gewaltige Mengen.<sup>42</sup> Eine weitere berühmte Leipziger Hochzeit stellt die zwischen Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz, mit Wilhelm von Oranien, dem späteren Statthalter der Niederlande und Führer des Freiheitskampfes gegen Spanien, dar (1561). Auch hier sollen über 6000 Pferde gezählt worden sein.<sup>43</sup> Das sind nur zwei Beispiele für die geradezu zahllosen Festivitäten, die in der Frühen Neuzeit Gäste aus dem Deutschen Reich und dem Ausland in Leipzig zusammenführten.

---

39 Vgl. Gottschalk Eduard Guhrauer, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz. Eine Biographie, Breslau 1846 (Reprint Hildesheim 1966), 2. Bd., S. 267–269. Nach Guhrauer war das schwedische Lager bei Leipzig »der glanzvolle Vereinigungspunkt der Gesandten der ersten Höfe von Europa«. Vgl. auch 2. Bd., Beilage S. 75 f. Guhrauer weist dort die Behauptung Voltaires zurück, der streng lutherische Karl XII. sei in Altranstädt von Leibniz zum Freidenkertum bekehrt worden.

40 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 689.

41 Ebd., S. 931.

42 Vgl. Uwe Schirmer, Die Hochzeit Georgs des Bärtigen mit der polnischen Prinzession Barbara von Sandomierz (1496), in: Manfred Hettling, Uwe Schirmer, Susanne Schötz (Hrsg.), Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag, München 2002, S. 183–204. Die Hochzeitsfeier fand im Gewandhaus statt und währte sechs Tage.

43 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 211 f. Allein Wilhelm von Oranien soll mit 1100 Pferden erschienen sein. Vgl. auch Gustav Wustmann, Eine Fürstenhochzeit im Rathaus, in: ders.: Aus Leipzigs Vergangenheit, Dritte Folge (Anm. 11), S. 150–169. Wustmann spekuliert, das eben errichtete ansehnliche neue Rathaus (heute Altes Rathaus) der Stadt habe zur Entscheidung beigetragen, die Hochzeit in Leipzig auszurichten.

Die auf den vorangegangenen Seiten erwähnten Personengruppen waren vorübergehende Gäste in der Stadt; sie kamen und verließen dann auch wieder den Ort. Andere versuchten sich auf Dauer in Leipzig niederzulassen. Vielen ist das gelungen. Der schon mehrfach zitierte Chronist Johann Jacob Vogel trifft 1714 mit Stolz folgende Feststellung über seine Vaterstadt: »Das nahrhafte Leipzig ist ja eine weltbeliebte und liebenswürdige Stadt. Viel Fremde und Ausländer, worunter auch nicht wenig aus grossen und berühmten Städten bürtig seyn, vergessen ihr Vaterland, und lassen sich in Leipzig häußlich nieder, denn sie wissen, daß diese Stadt vor vielen andern an Nahrung den Preiß und Vorzug behalte.«<sup>44</sup> Leipzig war in der Tat über lange Jahrhunderte hin zuerst und vor allem als Handelsstadt bekannt und berühmt. Diese Stellung hätte der Ort jedoch niemals erlangen können, wenn es allein auf die einheimischen Kaufleute angekommen wäre. Die wirtschaftliche Blüte der Stadt gründete sich nicht zuletzt im immer wieder neuen Zuzug auswärtiger Händler. Besonders folgenreich war die Zuwanderung protestantischer niederländischer und rheinischer Kaufleute, die in ihrer Heimat von der noch unter Karl V. einsetzenden Gegenreformation bedrängt wurden. Männer wie Heinrich Cramer von Claußbruch (aus der Grafschaft Mark) und Heinrich von Ryssel (aus Maastricht) waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Kaufleute europäischen Formats.<sup>45</sup> Auch später gelangten immer wieder auswärtige Kaufleute in die Messestadt. Das dokumentiert zum Beispiel die 1737 gegründete sogenannte Zwölfergesellschaft, die sich dem gemeinsamen Feiern und der Wohltätigkeitspflege widmete. Der Blick auf die ersten fünfzig Mitglieder der Gesellschaft (1737–1750 eingetreten) ergibt folgendes Bild: Nur sechs sind in Leipzig geboren worden. Unter den Geburtsorten finden sich u. a. Zamos in Polen, Berlin, Zittau, Hannover, Straßburg, Breslau, Rhinegg in der Schweiz, Bojanowo (Provinz Posen), Amsterdam, London, Mühlhausen in der Schweiz, Basel, Nürnberg, Thorn, Zürich, Frankfurt/M.<sup>46</sup> (in manchen Orten mehrere Personen). Auffällig sind viele französische Namen. Ihre Träger kommen zwar aus deutschen Städten (hauptsächlich Berlin), gehören aber augenscheinlich den dortigen Hugenottenkolonien an. Die Zuwanderung nach Leipzig beschränkte sich nicht auf Kaufleute; wir finden auch Vertreter anderer Berufsrichtungen, z. B. Ärzte. Einer von ihnen ist Tobias Taut aus der Gegend um Danzig. Nachdem er lange Jahre als Arzt in Livland gewirkt hatte, ließ er sich in Leipzig nieder. Er praktizierte hier und hielt zugleich Collegia ab, also Vorlesungen. Allerdings geriet sein Lebenswandel wohl in Verruf, denn er kam »in vielen Jahren nicht in die Kirche oder zu dem Abendmahl«.<sup>47</sup>

Was den zeitweiligen Aufenthalt in Leipzig verkomplizieren musste und eine dauerhafte Niederlassung geradezu massiv erschwerte, war die Tatsache, dass sehr viele der

44 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), Vorbericht.

45 Vgl. Ernst Kroker, Handelsgeschichte der Stadt Leipzig, Leipzig 1925, S. 93–116.

46 Siegfried Moltke, Urkunden zur Entstehungsgeschichte der ersten Leipziger Grosshandelsvertretung, Leipzig 1904, S. 73–86.

47 Zedlers Universallexikon, 42. Bd., Sp. 459.



Fremden Mitglieder anderer Konfessionen waren. Sie wurden allein schon deshalb im durch und durch lutherisch geprägten Leipzig als Außenstehende wahrgenommen. Selbst über Generationen hinweg hat dieser Status kaum Änderungen erfahren, denn ihrer Integration innerhalb der städtischen Gesellschaft waren aufgrund des anderslautenden Bekenntnisses enge Grenzen gesetzt. Gleichwohl lebten in der gesamten Frühen Neuzeit Angehörige fremder Bekenntnisse in Leipzig. Darauf wird gleich einzugehen sein.

Die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland einsetzende strenge Konfessionalisierungspolitik schuf in der Tendenz Territorien, deren Bevölkerung einem Bekenntnis verpflichtet war. In Kursachsen war dieses Bekenntnis das des Luthertums der Konkordienformel und des Konkordienbuches (1577 und 1580). In der Realität war eine solche Homogenität freilich nicht vollständig durchsetzbar. Aus den unterschiedlichsten Gründen hielten sich für kürzere oder längere Zeit größere oder kleinere Gruppen von Personen fremder Konfessionen in den jeweiligen Gebieten auf. So lebten in Leipzig in der Frühen Neuzeit immer auch Angehörige der beiden größten nichtlutherischen Konfessionen – Katholizismus und Calvinismus. Es wäre jedoch falsch, aus dieser Beobachtung die Existenz einer von Toleranz geprägten Gesellschaft abzuleiten. Die Spannungen zwischen den Konfessionen blieben, auch in der Zeit der sich entfaltenden Aufklärung, durchaus lebendig und konnten bei entsprechenden Anlässen eine mitunter heftige Entladung finden. Dass diese Turbulenzen nicht allein religiös motiviert waren, sondern noch andere Beweggründe (z. B. wirtschaftlicher Natur) im Hintergrund wirkten, wird niemanden überraschen, dem das Thema der konfessionellen Auseinandersetzungen einigermmaßen geläufig ist.<sup>48</sup>

Nach Einführung der Reformation im Jahre 1539 hat sich in Leipzig das lutherische Bekenntnis trotz anfänglicher Schwierigkeiten rasch durchgesetzt. Unter der eingesessenen Leipziger Bevölkerung gab es bald keine Altgläubigen mehr, was aber nicht bedeutete, dass man keine Katholiken in der Stadt antreffen konnte.<sup>49</sup> Das waren jedoch Auswärtige – Kaufleute, Künstler, Diplomaten, Opernsänger u. a. Das Praktizieren ihres

48 Die angedeuteten Leipziger Verhältnisse bildeten keine Besonderheit. In der lutherischen Handelsstadt Frankfurt/M. lassen sich ähnliche Beobachtungen anstellen. Sowohl die Angehörigen der katholischen wie der reformierten Konfessionen erlangten erst im Gefolge der Französischen Revolution von 1789 die bürgerliche Gleichberechtigung; die Duldung der religiösen Minderheiten war von immer wieder auftretenden Spannungen begleitet. Allerdings mussten aufgrund der Festlegungen des Augsburger Religionsfriedens in der Freien Reichsstadt Frankfurt den Katholiken mehrere Kirchen und größere Kultusfreiheit eingeräumt werden. Vgl. Wolf-Friedrich Schäufele, Religiöse Minderheiten in Frankfurt am Main in der Frühen Neuzeit, in: Edith Franke (Hrsg.), Religiöse Minderheiten und gesellschaftlicher Wandel, Wiesbaden 2014, S. 160–177.

49 Dass Katholiken schon im 17. Jahrhundert innerhalb Kursachsens eine »signifikante Größe« darstellten, betont Alexander Schunka: Konfessionelle Liminalität. Kryptokatholiken im lutherischen Territorialstaat des 17. Jahrhunderts, in: Joachim Bahlcke, Rainer Bendel (Hrsg.), Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive, Köln, Weimar, Wien 2008, S. 113–131, Zitat S. 131.

Bekenntnisses war ihnen untersagt bzw. auf das ganz private Umfeld beschränkt. Der Glaubenswechsel Friedrich Augusts I. (1697) änderte allerdings diese Situation.<sup>50</sup> Zwar versicherte der neue König feierlich, es bleibe in seinem Heimatland Sachsen bei der eingeführten Religionsausübung, aber andererseits musste er dem Druck seiner neuen Glaubensgenossen, ihnen zumindest gewisse Handlungsmöglichkeiten in der Ausübung ihrer Religion einzuräumen, nach langem Zögern stattgeben. Das gilt neben Dresden auch für Leipzig als zweitem städtischem Zentrum Kursachsens. Aus der Zeit um 1700 wird von noch heimlich zelebrierten Messen berichtet, die im Hause des Architekten und Bühnendekorateurs Girolamo Sartorio (gest. 1707), dem Erbauer der ersten Leipziger Oper, abgehalten wurden.<sup>51</sup> Seit 1703 hielt sich ständig ein Franziskanerpater in Leipzig auf. 1710 schließlich erteilte August der Starke dem päpstlichen Legaten Kardinal Annibale Albani die Zusage, den katholischen Gottesdienst in Leipzig zu legalisieren. Auf der Pleißenburg wurde daraufhin eine katholische Kapelle geweiht. Hier hielt der schon erwähnte Jesuitenpater Heinrich Eggert am 11. Mai die erste Messfeier. Das Aufsehen und die Ablehnung, das dieses seit 170 Jahren nicht gesehene Ereignis unter der lutherischen Einwohnerschaft erregte, waren ungeheuer. Verwiesen sei nur auf eine Studentengesellschaft, die sich zum Zwecke des gemeinsamen Dichtens versammelte, wobei u. a. eine ganze Anzahl von Reimen entstand, die sich aufs schärfste gegen die Wiederbelebung der päpstlichen »Irrlehren« wendeten, etwa: »Ein Bock kömmt zum Altar und will die Messe lesen, / Allein, er zeigt bald: Es sey nur Narrerey. / Und recht!! Es ist auch war? Sie ist Teuffels Wesen; / Der Seelen ihr Betrug; der Geld-Sucht Artzney. / Ach spiegelt euch daran, daß sich ein Bock erkühnet, / Und schmeißt vom Altar weg, was von euch drauff gelegt.«<sup>52</sup> Der in einer anderen Dichtung geäußerte Wunsch, Gott möge den Katholizismus in Sachsen als ein Unkraut ausjäten, geht allerdings nicht in Erfüllung. Die katholischen Gemeinden, so auch die Leipziger, bleiben bestehen. Die Leipziger Gemeinde freilich war klein. 1732 umfasste sie genau zweihundert Mitglieder; 1768 waren es vierhundert. Dabei dürfte es sich fast ausschließlich um Zugewanderte, vor allem Italiener, gehandelt haben; Konvertiten aus der lutherischen Leipziger Bevölkerung wird es unter ihnen kaum gegeben haben.<sup>53</sup> Bereits 1720 wurde in der Burg-

50 Vgl. zum Wiederaufleben des Katholizismus in Leipzig zuletzt Birgit Mitzscherlich, Der Neubeginn des Katholizismus in Leipzig im 18. Jahrhundert, in: Enno Bünz, Armin Kohnle (Hrsg.), Das Religiöse Leipzig. Stadt und Glauben vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 6), Leipzig 2013, S. 237–255.

51 Sartorio ist vor allem als Opernarchitekt hervorgetreten. In der Hauptsache scheint er in Erfurt ansässig gewesen zu sein. Vgl. Michael Maul, Die Barockoper in Leipzig, Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2009, S. 221–223 und öfters.

52 Zitiert nach Detlef Döring, Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds, Tübingen 2002, S. 108.

53 Vgl. Johann Neudert, Katholische Kirche Leipzig seit 1710 und die Propsteigemeinde, Leipzig o. J. Siegfried Seifert, Niedergang und Wiederaufstieg der katholischen Kirche in Sachsen 1517–1773, Leipzig o. J. (1964), S. 163–165. Ein weiteres Argument zugunsten der Einführung katholischer Gottesdienste bildete das entsprechende Bedürfnis von Besuchern der Messe.



straße (ab 1751 in der Pleißenburg) eine erste katholische Schule gegründet. Betrieben wurde sie vom Küster der Kapelle. Der Ruf der Schule, die 1783 von rund 30 Jungen und Mädchen besucht wurde, war allerdings nicht sonderlich gut; manche katholische Eltern ließen ihre Kinder lieber in protestantischen Schulen unterrichten.<sup>54</sup> Das Verhältnis zwischen der winzigen katholischen Minderheit und der lutherischen Mehrheit entbehrte wohl nie ganz der Spannungen. Eine Ursache dafür ist in den Versuchen zu sehen, katholische Konvertiten, die sich nicht selten gerade in Leipzig niederließen, zur Revokation ihres Übertritts zum Luthertum zu bewegen.<sup>55</sup> Katholische Kaufleute, die sich in der Stadt aufhielten, scheinen dabei eine wesentliche Rolle gespielt zu haben.<sup>56</sup> Den in materieller Not befindlichen Konvertiten wurde Geld angeboten, oder man scheute nicht vor dem Griff auf recht rüde Methoden zurück; dazu gehörten gewaltsame Entführungen. Letzteres widerfuhr dem italienischen Sprachlehrer Clemens Romani, der in Leipzig durch einen Schlaftrunk betäubt wurde und sich bei seinem Erwachen in Dresden wiederfand, von wo aus er ins katholische Böhmen gebracht werden sollte. Mit einigem Glück kann er aus der Kutsche entfliehen und nach Leipzig zurückgelangen.<sup>57</sup> Es liegt nahe, dass solche Erzählungen die Furcht der lutherischen Bevölkerung vor einer katholischen Unterwanderung kräftig nährte und schürte.

Anfang des 19. Jahrhunderts kommt es dann auf Druck Napoleons dazu, dass den Katholiken in Sachsen die bürgerliche Gleichberechtigung eingeräumt wurde. Das geschah nicht ohne Widerstand. Dahinter standen in dieser Zeit wohl weniger religiöse Motive, sondern eher Befürchtungen vor einer gesellschaftlichen Dominanz der »Ausländer«, die die Einheimischen benachteiligen würde. Das lässt der Bericht eines Zeitgenossen erkennen, der die Verhandlungen um die Religionsangelegenheiten intensiv verfolgte. Diese Problematik werde noch viele Diskussionen erfordern: »Die katholische Parthey nimmt ihren Vortheil nur gar zu gern wahr, um nicht alles zu versuchen, um ihren Zweck zu erreichen.« Bürgerrechte, Gewerberechte und freie Religionsausübungen würden dem Lande sicher nicht schaden. Das Recht auf Staatsämter würde allerdings »nach der gegenwärtigen und wahrscheinlich noch künftigen Lage und Gedenkungsart des Hofes sehr nachtheilig werden. Wie viele Ausländer, besonders Böhmen, die man

54 Vgl. Olaf Hillert, Geschichte des katholischen Volksschulwesens in Leipzig von 1720 bis 1938 und ihre Widerspiegelung in den Beständen des Stadtarchivs, in: Detlef Döring, Jonas Flöter (Hrsg.), Schule in Leipzig. Aspekte einer achthundertjährigen Geschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 2), Leipzig 2011, S. 283–316, zur Zeit zwischen 1720 und 1815 s. S. 288–291.

55 Schunka, Konfessionelle Liminalität (Anm. 49), verweist auf die Beobachtung, dass nicht wenige Konvertiten ihre Konfession mehrfach wechselten, und führt das auf das Phänomen der sogenannten »konfessionellen Liminalität« zurück: Die Konvertiten und Rekonvertiten können für sich kein eindeutiges Glaubensbekenntnis definieren und schwanken gewissermaßen zwischen den Linien.

56 Vgl. Schunka, Konfessionelle Liminalität (Anm. 49), S. 124–127 der Fall eines ehemaligen Kapuzinermonchs, der zum Teil in Leipzig spielt.

57 So jedenfalls berichtet Romani in seinen Lebenserinnerungen (Anm. 36). Die Geschichte ähnelt in vielerlei Beziehung dem Bericht des Konvertiten Ernst Rüdel bei Schunka, Konfessionelle Liminalität (Anm. 49), S. 124–127.

so zu begünstigen scheint, würden ihr Glück im Lande machen wollen, würden ohne Kenntniß, ohne Interesse für das Land, und ohne von unten hinauf zu dienen, und sich gehörig zu qualifizieren, wie es die Landesverfassung erfordert, sich in die oberen Stellen einschieben lassen. Dann würden die Eingeborenen, denen nach der Verfassung die Stellen gebühren, zurückstehen müssen.«<sup>58</sup>

Zeitweise allerdings schienen in Sachsen die Spannungen zwischen den Lutheranern und den Calvinisten schärfere Züge aufzuweisen als der Gegensatz zu den Katholiken. Dabei mag der Ende des 16. Jahrhunderts gescheiterte, mit dem Namen des Leipziger Nikolaus Crell (Kanzler unter Christian I.) verbundene Versuch, den Calvinismus in Sachsen offiziell einzuführen, von einigem Einfluss gewesen zu sein. Das Trauma des sogenannten Kryptocalvinismus beherrschte die Gemüter nicht nur der politisch Verantwortlichen, sondern auch der durchschnittlichen Bevölkerung. Die schweren Krawalle des Jahres 1593 (Calvinistensturm), die nur mit Hilfe des Militärs niedergeschlagen werden konnten, lassen das mehr als deutlich erkennen.<sup>59</sup> So gehörte Sachsen zu denjenigen deutschen Territorien, die Reformierten kaum Existenzmöglichkeiten gewährten. Der Übertritt des Kurfürsten zum Katholizismus verstärkte sogar noch die Abgrenzungsbestrebungen der Stände in Sachsen gegenüber den Calvinisten. In der öffentlichen Polemik scheint der Kampf gegen den Calvinismus um 1700 allerdings eine nur noch nachgeordnete Rolle gespielt zu haben. Während der Theologe Vogel in seinen Annalen unzählige ausführliche Berichte über Katholiken bringt, die ihrem Glauben abschworen, findet sich nur eine einzige entsprechende Meldung über den Übertritt eines Reformierten: 1676 konvertierte ein reformierter Schlesier zum Luthertum. Die von dem Bekehrten selbst gehaltene Predigt »Der allzuwitzige Calvinische Lehrer« wurde in den Druck gegeben.<sup>60</sup> Dennoch kam es zu Beginn des 18. Jahrhunderts (1700) auch in Leipzig zur Ansiedlung von Hugenotten, die eine kleine, aber in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht rege Gemeinde begründeten.<sup>61</sup> Auch hier war es, ähnlich wie im Fall der Katholiken, der Kurfürst, der aus diesmal kommerziellen Gründen die Niederlassung reformierter Kaufleute wünschte und gegen den Widerstand der Stadt

58 Elias Herrmann aus Leipzig an Herrn von Friesen, 4.6.1807 (Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20532 Rittergut Rötha mit Trachenau, 5309, Bl. 266 f.).

59 Vgl. Detlef Döring, Ein bisher unbekannter Bericht über den »Calvinistensturm« vom 19./20.5.1593 in Leipzig, in: Archiv für Reformationgeschichte 85 (1994), S. 205–225.

60 Vogel, Leipzigerisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 767.

61 Der großen Berliner Ausstellung des Jahres 2009 über den Calvinismus in Deutschland und Europa waren die Hugenotten in Sachsen freilich keine einzige Zeile wert. Vgl. Ansgar Reiss, Sabine Witt (Hrsg.), Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa, Dresden 2009. Vgl. zu den Leipziger Reformierten Katharina Middell, Hugenotten in Leipzig. Streifzüge durch Alltag und Kultur, Leipzig 1998. Hans-Jürgen Sievers (Hrsg.), In der Mitte der Stadt. Die Evangelisch-reformierte Kirche zu Leipzig von der Einwanderung der Hugenotten bis zur friedlichen Revolution, Leipzig 2000. Katharina Middell, Die französisch-reformierte Gemeinde in Leipzig, in: Bünz, Kohnle, Das religiöse Leipzig (Anm. 50), S. 219–236.

auch durchsetzte.<sup>62</sup> Volles Bürgerrecht erhielten die Hugenotten jedoch nicht; sie galten lediglich als »Schutzverwandte«. Das 18. Jahrhundert ist dann immer wieder mit Differenzen zwischen den hugenottischen Neuankömmlingen und den lutherischen Alteingesessenen erfüllt. So gibt es Streit mit der Kramerinnung, die die französischen Kaufleute als Konkurrenz empfand, oder mit der lutherischen Geistlichkeit, die die oft eloquenteren reformierten Prediger als lästige Konkurrenten zu spüren bekam, denn vor allem die Gebildeten innerhalb der Leipziger Bevölkerung besuchten trotz des anderen dort praktizierten Bekenntnisses gerne die Gottesdienste der Calvinisten. Das wird nicht nur an der Beredsamkeit z. B. eines Georg Joachim Zollikofers gelegen haben, sondern auch an der als wohltuend empfundenen Vermeidung der seitens der lutherischen Prediger gepflegten ausführlichen polemischen Auseinandersetzungen mit den angeblich verderblichen Lehren der anderen Konfession oder anderer theologischer Schulen. Der Arabist Johann Jacob Reiske, der regelmäßig die reformierten Gottesdienste besucht und deswegen von lutherischen Geistlichen kritisiert wird, verteidigt sich bezeichnenderweise folgendermaßen: »Daß ich Frantzosen gern und öfters, als euch, höre, / Macht ihre gute Sittenlehre, / Die eine deutliche Beredsamkeit In ihrer Hörer Herten streut. / Ihr freyes ungezwungnes Wesen, / Daß, wenn sie auff der Kantzel stehn, Sie nicht zusamm'n gestickte Sprüch' und Lieder lesen / Nicht Bayern oder Quenstädt reiten, / Und nicht, wie ihr, mit tausend Feinden streiten, / Die weder ihr, noch euer Volck erseh'n.«<sup>63</sup> Die reformierten Prediger hatten allesamt in Westeuropa studiert; die Kaufleute befanden sich im ständigen Kontakt mit der Heimat ihrer Väter und Großväter. Das allein schon eröffnete ihnen weite Horizonte, die sie für ihre lutherischen Gesprächspartner, eine entsprechende geistige Offenheit vorausgesetzt, interessant machten. So scheint sich im Haus des Predigers Pierre Coste regelmäßig ein Kreis von Intellektuellen zur Diskussion getroffen zu haben. Ein Reisender aus Königsberg schildert in seinem Tagebuch eine solche Begegnung: »Er ist wohlgelehrt, sehr angenehm im Umgang, und scharffsinnig von Verstand ... Es war ihm eine Lust mit uns von verschiedenen Subtilen Controversien, ex Theologia naturali zu disputiren. Hr. Mag. Gottsched war ein starker opponent,

62 Vgl. Barbara Dölemeyer, Rechtliche Aspekte konfessioneller Migration im frühneuzeitlichen Europa am Beispiel der Hugenottenaufnahme, in: Joachim Bahlcke (Hrsg.), Glaubensflüchtlinge. Ursachen, Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsmigration in Europa, Berlin 2008, S. 1–25, zu den Hugenotten in Sachsen s. S. 13–15. Die Autorin betont den Gegensatz zwischen dem Wunsch des Kurfürsten, aus wirtschaftlichen Gründen die Ansiedlung von Hugenotten zu fördern, und dem Widerstand insbesondere des Leipziger Bürgertums gegen jede Duldung gottesdienstlicher Handlungen der Reformierten. Die Leipziger Hugenottenkolonie wurde von Kaufleuten dominiert. Außerdem gab es die Geistlichen der Gemeinde und hin und wieder auch Künstler, so z. B. den Universitätszeichenlehrer Jean Etienne Capiex.

63 J. J. Reiske an J. St. Bernard, 18.10.1747. Vgl. Johann Jacob Reiske's Briefe, hrsg. von Richard Förster, Leipzig 1897, S. 208 f.

und Hr. Coste gab über unsere Dispute sein bedencken.«<sup>64</sup> Wenige Jahre später wird in den Leipziger Intellektuellenkreisen ein philosophisch-theologisches Werk des angesehenen Berliner Theologen und Wolffianers Johann Gustav Reinbeck intensiv diskutiert. Pfarrer Coste erscheint hier als einer der am meisten geschätzten Gesprächsteilnehmer. Seine schriftlichen Ausführungen zu Reinbecks Buch finden größte Beachtung.<sup>65</sup> Was allerdings die reformierte Gemeinde als solche angeht, so war eine gewisse äußere Separation von der lutherischen Mehrheit der Bevölkerung wohl noch lange gang und gäbe. Jedenfalls wird aus dem Jahre 1728 berichtet, der Platz zwischen der Thomas- und der Barfüßerpforte sei sehr annehmlich »und wissen sonderlich die Herren Reformirten nebst ihren Frauenzimmer sich dieses Anmuths-vollen Ortes mit dem größten Plaisir zu bedienen«.<sup>66</sup>

Auch die vierte große christliche Konfession, die Griechisch-orthodoxe, besaß in Leipzig ihre Vertreter. Das waren bis ins 18. Jahrhundert wohl ausschließlich Kaufleute, die vor allem auf den Messen in einem malerischen Habit in Erscheinung traten. Vereinzelt finden sich auch griechische Studenten. 1743 kam es zur Einrichtung einer griechischen Kapelle. Es war die erste ihrer Art in Deutschland überhaupt. Sie befand sich zuerst in der Reichstraße, ab 1751 in der Katharinenstraße.<sup>67</sup> Bemerkenswert ist der mehrjährige Aufenthalt des Geistlichen und Gelehrten Evgenios Vulfaris (Bulgaris) in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts.<sup>68</sup> Da man in Leipzig in der Lage war, griechische Bücher zu drucken, bot der Ort eine besondere Anziehungskraft für Intellektuelle aus Griechenland. Vulfaris publizierte hier Werke aus verschiedenen Wissensgebieten, studierte allerdings nicht in Leipzig, sondern im benachbarten Halle.

64 Vgl. Andrew Talle, »Ein Ort zu studiren, der seines gleichen nicht hat« – Leipzig um 1730 in den Tagebüchern des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins, Jahrbuch 2008, Beucha 2009, S. 55–138, Zitat S. 87.

65 Vgl. Gottsched an Graf Ernst Christoph von Manteuffel, 2.3.1740. Vgl. Johann Christoph Gottsched, Briefwechsel unter Einschluss des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched, Bd. 6, hrsg. von Detlef Döring, Franziska Menzel, Rüdiger Otto und Michael Schlott, Berlin/Boston 2012, S. 394–398, hier S. 396. Auch in späteren Schreiben der Korrespondenz zwischen dem Reichsgrafen und Gottsched ist immer wieder vom Gutachten Costes die Rede.

66 Anton Weiz, Verbessertes Leipzig, oder Die vornehmsten Dinge, so von Anno 1698. an biß hieher Bey der Stadt Leipzig verbessert worden, Leipzig 1728, S. 107.

67 Vgl. Nikephoros Datzopoulos: Die Griechisch-Orthodoxe Gemeinde in Leipzig, in: Griechen in Leipzig. Damals, heute, Leipzig 2001, S. 60f. Stefan Reichelt, Die Orthodoxe Gemeinde in Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert bis zum Bau der Gedächtniskirche des Hl. Aleksij, in: Das religiöse Leipzig (Anm. 50), S. 257–273, dort auch weiterführende Literatur zum Thema Orthodoxie in Leipzig. Auch eine russisch-orthodoxe Gemeinde soll es schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Leipzig gegeben haben. Die Angaben dazu sind jedoch nur bedingt belastbar. Auf alle Fälle scheinen russische adlige Studenten von Priestern ihres Glaubens betreut worden zu sein. Vgl. Oleg Akulov, Die Russisch-Orthodoxe Kirche und ihre Gemeinde in Leipzig, in: Erhard Hexelschneider, Alita Liebrecht (Hrsg.), Leipzig und Russland. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig 2007, S. 45–51.

68 Vgl. Eugénios Búlgaris und die griechische Aufklärung in Leipzig. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Leipzig in der Zweigstelle Geistes- und Sozialwissenschaften Augustusplatz 9 vom 16. bis 30. Oktober 1996.

Es kommen jedoch nicht nur Angehörige anderer Konfessionen nach Leipzig. Fremde konnten auch Flüchtlinge lutherischen Bekenntnisses sein, die zumeist aus Gegenden, die dem Druck der Gegenreformation ausgesetzt waren, nach Leipzig kamen. So lassen sich Ende des 17. Jahrhunderts auffallend viele Ungarn an der Universität immatrikulieren. Das ist sicher mit den schweren Verfolgungen der Protestanten in Verbindung zu bringen, die seitens der Habsburger als Könige von Ungarn damals betrieben wurden. Die sächsischen Universitäten bestätigten den aus Ungarn geflohenen Theologen, dass sie der wahren Lehre anhängen würden und in Sachsen in den Kirchendienst eintreten könnten.<sup>69</sup> Einer der prominentesten ungarischen Protestanten, der in Leipzig Zuflucht fand, war der Gelehrte Georg Láni. Er war seines Glaubens wegen zur Galeerenstrafe verurteilt worden. Er konnte seinen Peinigern in der Nähe von Neapel entkommen und gelangte nach Leipzig. Dort veröffentlichte er ein Buch über seine Leiden, das außerordentliche Verbreitung fand (1675).<sup>70</sup>

Die Salzburger Lutheraner bilden wohl die berühmteste Emigrantengruppe des 18. Jahrhunderts. Von ihrem Landesherrn, dem Erzbischof von Salzburg, wurden die Lutheraner, sofern sie die Konversion zur Römischen Kirche verweigerten, 1731/32 zur Emigration gezwungen. In den folgenden Monaten durchquerten viele von ihnen das Kurfürstentum Sachsen. Ihr hauptsächliches Ziel bildete das ferne Ostpreußen, in das sie König Friedrich Wilhelm I. als Siedler eingeladen hatte. Im ganzen Land, auch in Leipzig, wurden die in großen Gruppierungen zu je 1000 Personen wandernden Salzburger mit Begeisterung und großer Hilfsbereitschaft empfangen; ihr Einzug in den jeweiligen Orten glich geradezu Volksfesten, so auch in Leipzig: »es ist nicht zu beschreiben, was vor Liebe gegen dieselbe geheget, auch sogar daß die Handwerksjungen ihren letzten Heller denselben darreichten, derer Universitäts- und Rathsunterthanen zu geschweigen«. <sup>71</sup> Auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten durchqueren immer wieder lutherische Emigranten aus den österreichischen Territorien Leipzig. So errei-

69 Vgl. Eva Kowalská, Exil als Zufluchtsort oder Vermittlungsstelle? Ungarische Exulanten im Alten Reich während des ausgehenden 17. Jahrhunderts, in: Bahlcke, Glaubensflüchtlinge (Anm. 62), S. 257–276, hier S. 271.

70 Vgl. Norbert Kersken, Geschichtsschreibung im Exil. Historiker und ihre Texte im Kontext erzwungener Migration, in: Bahlcke, Glaubensflüchtlinge (Anm. 62), S. 27–59, hier S. 43f. Das Buch erschien bis 1696 in Leipzig in sechs weiteren Auflagen.

71 Auszüge aus Johann Salomon Riemers Leipzigerischem Jahrbuche (Anm. 17), S. 449. Vgl. auch Franz Blanckmeister, Sächsische Kirchengeschichte, Dresden 1899, S. 319–324. Bemerkenswert ist die Einschätzung dieses Ereignisses durch einen der lutherischen Orthodoxie sehr kritisch gegenüberstehenden Betrachter des 19. Jahrhunderts. Der Empfang der Salzburger sei nur »als eine sehr bedingte Tugend« zu bewerten, da er nur den eigenen Glaubensgenossen galt. Vertreter anderer Glaubensrichtungen hätte man von der Tür verstoßen. Selbst die glaubenstreuen Salzburger habe man zuerst über die Religion examiniert. Vgl. Karl Große, Geschichte der Stadt Leipzig, 2. Bd., 1. Hälfte, Leipzig 1898 (Erstausgabe 1842), S. 332–335 über den Durchzug der Salzburger. Eine neue Untersuchung zur Vertreibung der Salzburger Lutheraner bietet Rudolf Leeb, Die große Salzburger Emigration von 1731/32 und ihre Vorgeschichte, in: Bahlcke, Glaubensflüchtlinge (Anm. 62), S. 277–305.

chen im Frühjahr und Sommer 1754 mehrere Züge mit insgesamt rund 150 Lutheraner aus der Steiermark die Stadt. Unter Absingen der »Hymne« des Luthertums »Ein feste Burg ist unser Gott« ziehen sie ein und werden in verschiedene Gasthöfe einquartiert.<sup>72</sup> Einen besonderen Grund für die herzliche Aufnahme dieser Flüchtlingsströme dürften freilich die Spannungen zwischen der lutherischen Bevölkerung Kursachsens und dem katholischen Herrscherhaus gebildet haben. Die Solidarisierung mit den Glaubensbrüdern aus katholischen Territorien war auch als Manifest des eigenen unbeirrten Festhaltens am protestantischen Bekenntnis zu verstehen.

Ein Spezialkapitel bildeten die zum Luthertum übergetretenen Konvertiten; sie wurden bereits erwähnt. Sie konnten in der Stadt mit Fürsorge und Förderung rechnen. Aufsehen erregte der Fall des ehemaligen Benediktinermönchs Gregorius Rothfischer, der nach seiner Konversion in Leipzig lebte und dort alle nur erdenkliche Hilfe erfuhr, vor allem seitens der Universitätsgelehrten. Das spricht sich herum und eines Tages, Rothfischer ist inzwischen als neuberufener Helmstedter Professor ins Herzogtum Braunschweig abgereist, taucht ein sonderbarer Gast in Leipzig auf. Gottsched berichtet: »Vor ein paar Tagen erscheint hier ein neues Phänomenon, das ist ein junger Salzburger Novitius, der Benedictiner, der sein Novitiat verlassen, und zu uns, bey dieser bösen Jahreszeit und Witterung, zu fuß, über München, Ulm, Augspurg, Nürnberg p. hergewandert, und drey Wochen unterweges gewesen. Kurz, es ist des Prof. Rothfischers jüngster Bruder, der auf den bloßen Ruf, dass sein Bruder eine Versorgung gefunden, alles verlassen hat, um ihm zu folgen. Er geht in trauriger Gestalt durch alle Gassen herum, und fraget nach seinem Bruder.«<sup>73</sup> Gottsched und andere Professoren nehmen sich mit größter Fürsorge seiner an, verpflegen und beherbergen ihn und verschaffen ihm aus den Mitteln der Universität eine namhafte finanzielle Unterstützung. Bald jedoch, wir wundern uns nicht, entpuppt sich der barfüßige Flüchtling als gerissener Betrüger. Der Jammer ist nun groß: »... aber wir sind schändlich von dem Vogel betrogen worden ... Was ist zu thun? Wir hätten ihn um Testimonia oder andre Beweise fragen sollen ... Kurz wir sind gewitziget; und werden ein andermal mistrauischer seyn.«<sup>74</sup>

Die Minderheit schlechthin bildeten zu allen Zeiten und an allen Orten die Juden. Ihre Anwesenheit wurde bestenfalls unter verschiedenen Auflagen geduldet und blieb immer hochgradig gefährdet. Auch in Leipzig galt im Prinzip die strikte antijüdische Gesetzgebung, die seit Jahrhunderten den dauernden Aufenthalt von Juden in Kur-

72 Auszüge aus Johann Salomon Riemers Leipzigischem Jahrbuche (Anm. 17), S. 453f.

73 Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, 7.3.1752 (Altenburg, Thüringisches Staatsarchiv, Seckendorffsches Archiv Nr. 1113, Bl. 147–148).

74 Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf 18.3.1752 (Altenburg, Thüringisches Staatsarchiv, Seckendorffsches Archiv Nr. 1113, Bl. 149–150).



sachsen untersagte.<sup>75</sup> Diese restriktiven Festlegungen wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts etwas gelockert, aber noch 1830 lebten lediglich 800 Juden im gesamten Königreich Sachsen, und es dauerte bis 1868, dass zumindest auf dem Papier die bürgerliche Gleichberechtigung der jüdischen Einwohner eingeführt wurde.<sup>76</sup> Für Leipzig galten die drei Messzeiten als Ausnahme des Aufenthaltsverbotes von Juden. Da man aus ökonomischen Gründen die jüdischen Händler dringend benötigte, wurde ihnen gegen Zahlung eines Schutzgeldes und gegen weitere Auflagen der Aufenthalt während der Messen gestattet.<sup>77</sup> Ein ganzjährig gültiges Niederlassungsrecht erhielten nur einzelne vermögende Juden per Erlass des Kurfürsten.<sup>78</sup> Wenigstens für die Zeit des Siebenjährigen Krieges wissen wir jedoch, dass sich Juden auch ohne spezielle Genehmigung in der Stadt aufhielten, denn nach Ende der Kampfhandlungen ist in einem Erlass des Rates von einer »großen Anzahl gewinnsüchtiger Juden« die Rede, die zum umgehenden Abzug aus Leipzig aufgefordert werden.<sup>79</sup> Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts muss es den die Messe besuchenden Juden möglich gewesen sein, in der Öffentlichkeit religiöse Handlungen auszuführen. So wird aus dem Jahre 1682 berichtet, während der Michaelismesse sei »beym Becker« in der Nikolaistraße das Laubhüttenfest begangen worden.<sup>80</sup> 1704 wird auf Veranlassung des Kurfürsten jegliche Ausübung des »vermeynten Gottesdiensts« der Juden untersagt. Die Gastwirte der Stadt werden angehalten, Übertretungen dieses Gebotes der Obrigkeit zu melden.<sup>81</sup> Angesichts dieser restriktiven, in ihrer Beharrlichkeit auch im Zeitalter der Aufklärung sich kaum mindernden anti-jüdischen Politik verwundert es nicht, dass es unter den Leipziger Juden anscheinend überproportional viele Anhänger Napoleons gegeben hat, stand doch dessen Name für den Weg der Emanzipation der Juden. Jedenfalls tauchen in einer 1813 veröffentlich-

75 Vgl. Simone Lässig, Wie »aufgeklärt« war das Rétablissement? – Religiöse Toleranz als Gradmesser, in: Uwe Schirmer (Hrsg.), Sachsen 1763–1832. Zwischen Rétablissement und bürgerlichen Reformen (Schriften der Rudolf-Körtzschke-Gesellschaft 3), Beucha 2000, S. 40–76.

76 Vgl. Rudolf Muhs, Verfassungsgebung und Judenfrage, in: Dresdner Hefte 26 (1991), S. 31–35.

77 Nach den Berechnungen von E. Hasse erreichte um 1800 der Anteil der Juden an den Messebesuchern mit ca. 25 % seinen Höhepunkt. Sie kamen hauptsächlich aus Polen und Russland (S. 300). Zur Präsenz der Juden während der Messen vgl. auch Kroker, Handelsgeschichte (Anm. 45), S. 133–137. Zum Thema Juden in Leipzig vgl. vor allem: Judaica Lipsiensia. Zur Geschichte der Juden in Leipzig. Leipzig 1994. Zu ausgewählten Aspekten dieses Themas vgl. Abraham David, Anke Költsch und Stephan Wendehorst, Leipziger Judentümer in Stadt und Universität, hrsg. von Ulrich Johannes Schneider, Leipzig 2010.

78 Vgl. Josef Reinhold, Jüdischer Messbesuch und Wiederansiedlung von Juden in Leipzig im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Judaica Lipsiensia (Anm. 77), S. 12–27. E. Hasse, Geschichte der Leipziger Messe (Anm. 12), s. Register.

79 Vgl. Juden in Leipzig. Eine Dokumentation. Bearbeitung durch Manfred Unger und Hubert Lang, Leipzig o. J. (1988), S. 41 (Faksimile des Ratserlasses vom 6.4.1763).

80 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 821.

81 Ebd., S. 957f.

ten, leicht antisemitisch gefärbten Schmähschrift mehrere Juden im Kreis der Leipziger »Napoleonsjünger« auf.<sup>82</sup>

Einen Sonderfall bilden zum Christentum konvertierte Juden, auf die man in Leipzig immer wieder stößt.<sup>83</sup> Einige von ihnen wirkten als Sprachlehrer an der Universität bzw. an deren Rande. Da die Ernsthaftigkeit ihres Glaubenswechsels tendenziell in Frage gestellt wurde, hatten sie freilich einen eher schweren Stand.<sup>84</sup> Tatsächlich haben sich auch manche Konvertiten von ihrem neuen Glauben wieder abgewandt, so ein gewisser Hirsch Levin aus Polen, der im Februar 1688 von Johann Benedikt Carpzov II., dem bekanntesten Leipziger Theologen der Zeit, getauft wurde. Er reiste anschließend nach Polen zurück, wo er sich wieder zur jüdischen Religion bekannte, »und die einmahl erkante Wahrheit verläugnet«. Wenn man jedoch hört, dass Hirsch vor seiner Taufe einiger Schulden wegen acht Jahre im Leipziger Arrest saß, wird sein Motiv, äußerlich Christ zu werden, verständlich.<sup>85</sup>

Neben der Taufe von Juden gehörte übrigens auch die Bekehrung von Türken zu den öffentlich zelebrierten Ereignissen. Es sind zumeist Gefangene, die nach Leipzig gelangen. Das geschieht vor allem nach der siegreichen Wende im Krieg gegen die Türken, die mit der Abwehr des Angriffes des Großwesirs Kara Mustafa auf Wien 1683 einsetzt und die christlichen Heere bis tief in das Gebiet der Osmanen vordringen lässt. So wird am 17. Mai 1687 ein »Türkischer Knabe« in der Nikolaikirche getauft, der bei Ofen (heute Budapest) gefangen genommen worden war. Ein Leipziger Kaufmann hatte ihn dann für zehn Taler erworben. Taufpate war u. a. kein geringerer als der amtierende Bürgermeister Adrian Steger. Schon im Oktober des gleichen Jahres erfolgte die Taufe eines 19-jährigen Türken, wiederum in Anwesenheit illustrier Paten.<sup>86</sup>

Eine noch heftigere Ablehnung als gegenüber den Juden schlug den Zigeunern (Sinti und Roma) entgegen, die im frühen 15. Jahrhunderts erstmals in Deutschland

82 Vgl. Detlef Döring, Die Universität Leipzig und die napoleonischen Kriege zwischen 1806 und 1813, in: Detlef Döring (Hrsg.), Stadt und Universität Leipzig. Beiträge zu einer 600-jährigen wechselvollen Geschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte Leipzigs 1), Leipzig 2010, S. 221–252, hier S. 233f. Neben Juden sind es auffallend viele Ausländer, die in der erwähnten Schrift unter dem Titel »Wehklagen der Napoleonsjünger« aufgezählt werden.

83 In der Stadt erfolgten auch immer wieder öffentlich zelebrierte Konversionen von Juden zum Christentum. Bei einem solchen Akt im Juli 1714 sind immerhin Taufzeugen der Kurfürst selbst (vertreten durch einen Grafen) und die Kurfürstin (ebenfalls in Vertretung); vgl. Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 1076.

84 Vgl. Anke Költzsch, Jüdische Konvertiten an der Universität Leipzig in der Vormoderne, in: Stephan Wendehorst (Hrsg.), Bausteine einer jüdischen Geschichte der Universität Leipzig, Leipzig 2006, S. 427–450. Nach Feststellung der Autorin gelang es keinem der Konvertiten, in Leipzig dauerhaft ansässig zu werden.

85 Vogel, Leipzigisches Geschicht-Buch (Anm. 7), S. 855.

86 Ebd., S. 852f. In Vogels Annalen finden sich weitere Beispiele für die Taufe von Türken. Manche von ihnen waren Bedienstete in den Häusern Leipziger Kaufleute und dürften daher auch im täglichen Straßenbild präsent gewesen sein.



auftauchten.<sup>87</sup> Sie galten durchweg als kriminell und als Meister der verwerflichsten Zauberkünste. Von ihrer Anwesenheit in Leipzig berichtet der Chronist Tobias Heydenreich erstmals für das Jahr 1418: »Seynd die Zigeuner/ ein lose Diebisch/ vnd Zeuberisch Volck/ zum ersten mal in Leipzig kommen.« Dann finden die Zigeuner erst 1578 wieder Erwähnung: »Den 4. Octob. Gemeltes Jahres wurde ein grosser Hauff Zigeuner auß der Stadt gepaucket«.<sup>88</sup>

Waren die Flüchtlinge und Emigranten, die nach Leipzig gelangten, in erster Linie Verfolgte um ihres religiösen Glaubens wegen, so gab es doch auch politische Flüchtlinge. Zu einem spürbaren Phänomen wurde das Auftreten solcher Personenkreise jedoch erst Ende des 18. Jahrhunderts, als französische und polnische Flüchtlinge nach Sachsen einströmten.<sup>89</sup> Im Zusammenhang mit der Erwähnung der Salons wurde schon darauf hingewiesen. Aus Frankreich kamen zuerst meist adlige Emigranten, die vor den dortigen Revolutionswirren flohen. Später fanden sich auch Personen ein, die anfangs Anhänger der Revolution gewesen waren, dann aber der wachsenden Radikalisierung der Verhältnisse in Paris zum Opfer fielen. Es fehlte schließlich auch nicht an Emissären aus Paris, die im Sinne der dortigen Revolutionsregierung zu wirken versuchten. Der Leipziger und noch mehr der übergeordneten kursächsischen Obrigkeit waren alle diese aus Frankreich einströmenden »Gäste« gleich welcher Couleur mehr oder minder suspekt.<sup>90</sup> 1793 wurden alle Franzosen ausgewiesen, die seit weniger als zehn Jahren in Sachsen lebten. Zwischen Emigranten und Revolutionsanhängern traf man dabei keine Unterscheidung. Aus Polen sind es Teilnehmer und Sympathisanten der von Russen und Preußen niedergeschlagenen nationalen Erhebung von 1794 (Kościuszko-Aufstand), die als Flüchtlinge nach Sachsen gelangten.<sup>91</sup>

87 Vgl. Heinz Mode und Siegfried Wölffling, *Zigeuner. Der Weg eines Volkes in Deutschland*, Leipzig 1968, S. 141–147, zur Verfolgung der Zigeuner im 17. und 18. Jahrhundert, insbesondere in Sachsen, vgl. S. 152–162.

88 Tobias Heydenreich, *Leipzigerische Cronicke/Vnd zum Theil Historische Beschreibung der fürnehmen/ vnd weitberühmbten Stadt Leipzig*, Leipzig [1635], S. 62 und 172.

89 Vgl. zum Folgenden Detlef Döring, *Die Französische Revolution von 1789 und ihre Auswirkungen im Urteil der Universität Leipzig*, in: Detlef Döring (Hrsg.), *Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 4)*, Leipzig 2007, S. 417–465. Dort finden sich ausführliche Mitteilungen über die Schicksale von Franzosen, die sich in den neunziger Jahren in Leipzig aufhielten.

90 Die Abneigung vor den Franzosen war nicht allein in der Revolutionsangst begründet, sondern auch in der Mittellosigkeit vieler Flüchtlinge, die damit zu einer Belastung der Ökonomie des Landes wurden oder zu werden drohten.

91 Schon vor 1794/95 hatten Polen, die sich gegen eine gänzliche Aufteilung ihres Landes wendeten und für dessen Erneuerung kämpften, in Sachsen Zuflucht gesucht. In Leipzig wurde sogar ein Komitee gegründet, das die spätere große Erhebung des Jahres 1794 vorbereitete. Unter anderen betraute es Tadeusz Andrzej Kościuszko mit der Leitung des Aufstandes. Vgl. Erhard Moritz, *Preußen und der Kościuszko-Aufstand. Zur preußischen Polenpolitik in der Zeit der Französischen Revolution*, Berlin 1968, S. 46f.

Die erwähnten Bereiche, in denen Fremde in Leipzig in Erscheinung traten, ließen sich ohne Schwierigkeiten ausweiten. Die Zahl der zu referierenden Fälle ist fast grenzenlos. Die wenigen hier angedeuteten Einblicke erlauben aber wohl dennoch schon jetzt die Feststellung, dass Leipzig in der Frühen Neuzeit ein Ort der vielfältigsten Präsenz fremder Einflüsse gewesen ist. Deren Einwirken auf das wirtschaftliche, kulturelle, wissenschaftliche und literarische Leben, um nur diese Bereiche zu nennen, auf einer breiteren Basis zu untersuchen, bildet eine sehr verlockende Aufgabe.

## Der Neubau des Schlosses Zöbiger unter der Familie Marschall (1697–1700)<sup>1</sup>

*Markus Cottin*

Für Julius zum 30. März 2015

Leipzig und sein Umland sind architektonisch durch zahlreiche barocke Herrensitze geprägt. Diese künden vom wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Dreißigjährigen Krieg, aber auch dem Antritt einer neuen Generation adliger und bürgerlicher Rittergutsbesitzer, die das Leipziger Land geprägt hat.<sup>2</sup> Die bauliche Gestalt der Schlösser und Herrenhäuser ist vielfach beschrieben worden, häufig konnten die Bauherren ermittelt und spätere Umgestaltungen nachvollzogen werden. Nur selten war es dagegen möglich, konkrete Bauabläufe und die Beteiligung ortsansässiger Architekten und Handwerker nachzuweisen. Zumeist fehlen dafür die schriftlichen und bildlichen Quellen. Es ist daher ein besonderer Glücksumstand, wenn für das Schloss Zöbiger jüngst eine Quelle aufgefunden werden konnte, die es ermöglicht, den Bauablauf detailliert nachzuvollziehen und die Ausmaße des Vorgängerbaues zu erschließen. Diese Quelle wird hier vor allem in ihrer sozialgeschichtlichen Aussagekraft zum Sprechen gebracht, weniger hingegen in kunsthistorischer Hinsicht. Sie ist am Ende des vorliegenden Beitrags abgedruckt.

### Zöbiger – zur Geschichte des Herrensitzes bis 1700

Zöbiger<sup>3</sup> wird erstmals 1378 im *Registrum dominorum marchionum Missnensium* (Einkünfteverzeichnis der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen) genannt. Der Ort gehörte zum markgräfllich-meißnischen Amt Leipzig und lag im Ge-

- 
- 1 Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag an der Fahrradkirche Zöbiger am 27. Juni 2012.
  - 2 Vgl. dazu besonders Axel Flügel, *Bürgerliche Rittergüter. Sozialer Wandel und politische Reform in Kursachsen (1680–1844)* (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 16), Göttingen 2000; Theresa Schmotz, *Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 35), Stuttgart 2012, S. 204–208.
  - 3 Zu Zöbiger vgl. Susanne Baudisch, Karlheinz Blaschke (Hrsg.), *Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen*. Neuausgabe, Halbband 2: N–Z (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 2), Leipzig 2006, S. 843; Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.), *Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 21), Bd. 2, Berlin 2001, S. 648.

richt vor der Harth<sup>4</sup>. Dieses Gericht mit seinen 18 Dörfern und Wüstungen reichte von Zwenkau bis Lauer und Gautzsch. Der erste Beleg eines Herrensitzes gehört in das Jahr 1385, da Otto Pflug als »residens in Czebekur« erwähnt wird.<sup>5</sup> Rund 150 Jahre später sollte die Familie im Leipziger Land ihre größte Besitzausdehnung erfahren haben und zu den wichtigsten Beratern der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen gehören.<sup>6</sup> Es war ihnen gelungen, aus den Händen verschiedener Lehnsherren grund- und gerichtsherrlichen Besitz unterschiedlicher Qualität zu akkumulieren. In Zöbiger hatten die Burggrafen von Meißen laut einer Lehnsmachsricht vor 1427 über die Oberlehns herrlichkeit verfügt.<sup>7</sup> Die wettinischen Kurfürsten vergaben Herrensitz und Ort stets als Lehen weiter. 1441 saß Nickel Pflug zu Zöbiger,<sup>8</sup> 1472 erhielt Heinrich Pflug das Dorf Zöbiger mit dem Kirchenpatronat als Lehen.<sup>9</sup> 1476 wird Heinrich Pflug zu Zöbiger genannt.<sup>10</sup> Von diesem muss es nach 1485<sup>11</sup> an Merten von der Jahne gelangt sein, der 1488 auf Zöbiger saß.<sup>12</sup> Der Verkauf lässt sich auf 1485/86 eingrenzen, da Heinrich Pflug seit 1486 nicht mehr zu Zöbiger genannt wird.<sup>13</sup> Er hatte 1473 das verschuldete Gut Rötha von der Familie von Birkicht übernommen.<sup>14</sup> Seit 1477 deutete sich an, dass Heinrich Pflug Geldprobleme hatten, die möglicherweise zum Verkauf von Zöbiger

4 Hans Beschorner (Hrsg.), *Registrum Dominorum Marchionum Missnensium*. Verzeichnis der den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen jährlich in den wettinischen Landen zustehenden Einkünfte, 1378, 1. Bd. (Aus den Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte 37), Leipzig, Berlin 1933, S. 163, Nr. XLVIII.

5 Sächsisches Staatsarchiv–Hauptstaatsarchiv Dresden, 10004 Kopial 31, fol. 62 v. Die Abschrift verdanke ich Herrn Thomas Wittig (Pirna).

6 Zur Familie Pflug vgl. Richard Freiherr von Mansberg, *Erbarmanchaft Wettinischer Lande*, 1. Bd.: Das Osterland, Dresden 1903, S. 220–310. Zum Besitz eindrücklich, Sächsisches Staatsarchiv–Hauptstaatsarchiv Dresden, 10040 Obersteuerkollegium, Landsteuerregister, Nr. 289B, fol. 165 r–177 v).

7 Mansberg, *Erbarmanchaft Osterland* (Anm. 6), S. 225, Nr. 64; Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, 1419–1427 (Codex diplomaticus Saxoniae I B/4), bearb. von Hubert Ermisch, Beatrix Dehne geb. Reißig, hrsg. von Hans Beschorner, Leipzig, Dresden 1941, Nr. 574. Noch im Forchheimer Schied 1435 zählen Zöbiger und Prödel zu den Lehen der Burggrafen von Meißen, Mansberg, *Erbarmanchaft Osterland* (Anm. 6), S. 225, Nr. 69.

8 Mansberg, *Erbarmanchaft Osterland* (Anm. 6), S. 226, Nr. 80.

9 Ebd., S. 239 f., Nr. 197.

10 Urkundenbuch der Stadt Leipzig 1 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II/8), hrsg. von Karl Friedrich von Posern-Klett, Leipzig 1868, Nr. 489. 1482 sitzt Heinrich Pflug ebenfalls noch zu Zöbiger, Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Standort Wernigerode, A 30a I, Nr. 386, fol. 136 r.

11 Zu diesem Zeitpunkt wird die Familie Pflug im Leipziger Teilungsvertrag noch zu Zöbiger genannt, vgl. Mansberg, *Erbarmanchaft Osterland* (Anm. 6), S. 250, Nr. 288. Vgl. auch ebd., S. 287, Nr. 670.

12 Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, EGA, Reg. Bb, Nr. 631 (unter der Rubrik »Botenlohn«). Freundlicher Hinweis von Frau Anneliese Engelmann (Borna). Erhörend tritt hinzu, dass Merten von der Jahne 1490 Besitz im benachbarten Prödel hatte, Domstiftsbibliothek Merseburg, Cod. I, 188, fol. 104 b.

13 Mansberg, *Erbarmanchaft Osterland* (Anm. 6), S. 251, Nr. 295.

14 Ebd., S. 242, Nr. 218.

und der Übersiedlung nach Rötha führten.<sup>15</sup> Das Geschlecht von der Jahne war besonders im Amt Borna begütert, wo es u. a. die Burg vor der Stadt Borna besaß.<sup>16</sup> Schon 1505 war Zöbiger Teil des Leibgedinges der Margaretha, Ehefrau des Friedrich von Gehofen.<sup>17</sup> Er hatte in diesem Jahr die Güter Zöbiger und Prödel von Merten von der Jahne gekauft.<sup>18</sup> Die Familie von Gehofen besaß Zöbiger bis 1612, als Otto von Dieskau Gut und Ort kaufte.<sup>19</sup> Die Familie von Dieskau, aus dem Ort südöstlich von Halle stammend, breitete sich im 17. Jahrhundert im ganzen Leipziger Land aus.<sup>20</sup> Ihr Stern sank erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts; Zöbiger musste jedoch schon nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder verkauft werden und gelangte an die Familie Marschall.

### Baunachrichten zum Herrensitz Zöbiger aus dem 17. Jahrhundert

Aus der Zeit, als das Zöbiger Gut an die Familie Marschall überging, existieren Archivalien, die eine nähere Betrachtung des Rittergutes und dessen Anlage ermöglichen. Aus den Jahren von 1666 bis 1672 gibt es mehrere Pachtrechnungen über das Gut.<sup>21</sup> Pächterin war in jener Zeit Anna Dorothea Marschall, geborene von Heynitz. Sie war zunächst mit dem Besitzer Zöbigkers, einem Adolf von Dieskau, verheiratet. Als dieser 1662 starb, hinterließ er einen unmündigen Sohn Otto, der das Erbe antreten sollte.<sup>22</sup> Die inzwischen mit Friedrich Wilhelm von Marschall verheiratete Anna Dorothea pachtete von ihrem Sohn Otto von Dieskau das Gut Zöbiger.

Die Pachtrechnungen führen zahlreiche Ausbesserungsarbeiten an, aber auch einige Neubauten. Mit Sicherheit sind noch in dieser Zeit Schäden aus dem Dreißigjährigen Krieg beseitigt worden. Im ausgehenden 17. Jahrhundert kam es allgemein zu einer Erholung der Bevölkerungszahlen und einer Wiederbesiedlung wüst liegender Hofstellen. In der kurzen Laufzeit der Zöbiger Pachtrechnung von 1666 bis 1672 sind allein

15 Mansberg, Erbarmanenschaft Osterland (Anm. 6), S. 246, Nr. 252, S. 247, Nr. 265. Zur Familie Pflug auf Rötha vgl. Susanne Baudisch, Thomas Westphalen, Schloss Rötha und seine mittelalterlichen Vorgängeranlagen – archäologisch und historisch betrachtet, in: Schloss Rötha. Erinnerung und Vision, hrsg. vom Förderverein Rötha – Gestern.Heute.Morgen. e.V., Leipzig 2013, S. 10–21 hier S. 19 f.

16 Stadtarchiv Borna, OU Nr. 24 und 28.

17 Mansberg, Erbarmanenschaft Osterland (Anm. 6), S. 290, Nr. 705.

18 Paul Benndorf, Ritter Hans von Gehofen auf Gautzsch, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 7 (1904), S. 247–251, hier S. 250 f.

19 Ebd., S. 251.

20 Zur Familie von Dieskau vgl. Heinrich Engelbert Schwartz, Historische Nachlese zu denen Geschichten der Stadt Leipzig [...], Leipzig 1744, S. 26–31, 223–231.

21 Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig (im Folgenden: StA-L), 20009 Amt Leipzig, Nr. 446.

22 Vgl. Matthias Barwasser, Dreyerley Labsal in allerley Trübsal bey christ-adel. Leichen-Begängnüß des weiland hoch-edel-gebohrnen gestrengen und vesten Herrn Adolphi von Dießkau auf Zöwigker [...], [Leipzig] 1664 (VD 17: 7:682597U) (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, A-K4), Lebens-Lauff.

die Zöbiger Ölmühle, die Mehlmühle, das Brauhaus sowie die Empore in der Kirche gebaut worden.<sup>23</sup> Daneben erneuerte man die zum Gut gehörigen Frönerhäuser.<sup>24</sup> Zwar ist denkbar, dass die genannten Gebäude nur ausgebessert wurden, war der Krieg doch bereits 20 Jahre her, doch legt der Umfang vieler Bauarbeiten nahe, dass es sich um komplette Neubauten bzw. umfangreiche Renovierungen handelte. Diese Bauabrechnungen können hier nur kursorisch behandelt werden, verdienen allerdings im Hinblick auf die Preise und Löhne sowie die genannten Personen eine gesonderte Betrachtung. Man erfährt, dass es in (Groß-)Deuben eine Sägemühle gab, in der die Eichen für die Ölmühle gesägt wurden. Das Holz für das Brauhaus wurde von den Zöbiger Pferdnern in Korbetha<sup>25</sup> geholt.

Parallel zur Aufrichtung der genannten Gebäude schritt die Pächterin zur Reparatur und zum Neubau der Hofgebäude. Das Brauhaus, offenbar eine wichtige Einnahmequelle, wurde schon genannt. Eine Hundehütte, die wohl als Ausweis adliger Jagdkultur zu sehen ist, wurde aus 185 Mauer- und Dachsteinen gebaut. Knapp erwähnt werden die Ziegelei, eine Scheune, der Schafstall und ein Taubenhaus. Diese waren sämtlich mit »Schoben«, d. h. Strohbindeln, gedeckt worden.<sup>26</sup>

Die Baukosten »in Hauße«, d. h. am Wohnhaus des Rittergutes, verraten interessante Details der Aufteilung und Ausstattung.<sup>27</sup> Zunächst wird eine »kleine Wohnstube« genannt, die gedielt war. Viele Türen und Tore mussten geflickt werden, wiesen also Schäden auf. Im Wohnhaus existierte eine grüne Stube, die ihren Namen offenbar nach ihrer Wandfarbe erhalten hatte. Der Gautzcher Andreas Meyrer hatte diese ausgebessert und zudem mit Klammern versehen. Derartigen Hinweisen auf den schlechten Zustand des Wohnhauses begegnet man in den Rechnungen häufiger. Im Haus gab es eine Hofstube, also wohl einen größeren Raum für Festlichkeiten und Versammlungen, der mit einem Kamin versehen wurde. Außerdem verfügte das Wohnhaus über einen Bierkeller. Die Trennung zwischen Hof und Wohnhaus entsprach offenbar der noch später vorherrschenden Gestaltung. Das Wohnhaus muss von einem Wassergraben umgeben gewesen sein. Es ist die Rede von einer Brücke sowie einem Steg (möglicherweise handelt es sich um ein und dieselbe Brücke) im Hof, die zu erneuern waren, wozu u. a. Eichenbretter

23 StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 446, Cap. 11 (Ölmühle), 12 (Brauhaus, ca. 1666–1669), 13 (Mehlmühle), 14 (Kirchenempore).

24 Ebd., Cap. 15.

25 Dabei ist mit Sicherheit das rechtssaalische Kleinkorbetha (s Merseburg) gemeint, wo auf der Saale Flößerei betrieben wurde. Korbetha südlich von Halle auf der linken Seite der Saale dürfte ebenso ausscheiden wie das linkssaalische Großkorbetha.

26 Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 9 (Neudruck: München 1984, Bd. 15), Leipzig 1899, Sp. 1426.

27 Die Kosten zum Bau am Wohnhaus sämtlich in StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 446, Cap. 15.

genutzt wurden.<sup>28</sup> Das Herrenhaus war also ringsum von einem Graben umgeben. Im Hof waren mehrere Ställe, das Brauhaus, das Taubenhaus und eine Laube. Der Käsekorb befand sich vielleicht an der Küche, die offenbar separat stand (Feuergefahr). Sie verfügte über ein eigenes Dach, dass vom Schnee bestäubt wurde.

Schon damals gab es statische Probleme. Die Klammern für die kleine Wohnstube und die Grüne Stube wurden schon erwähnt. Eine wohl im Hof stehende Laube hatte sich gesenkt, sodass eine Schwelle untergezogen werden musste. Die Laube verweist zugleich auf den anschließenden Garten, zu dessen besserer Bestellung 1671 Bäume aufgepropft wurden. Anhand der Pachtrechnungen wird deutlich, wie Anna Dorothea Marschall bemüht war, das Rittergut wirtschaftlich wieder in Schwung zu bringen. Auf einen Hauptbau am Herrenhaus hatte sie aber trotz erkennbarer Probleme verzichtet. Diesen nahm nun Georg Friedrich Marschall in Angriff. Sein Vater Friedrich Wilhelm hatte das Rittergut offenbar von seinem Stiefsohn erworben.<sup>29</sup>

### Der Schlossneubau unter Georg Friedrich Marschall

Bislang konnte aufgrund stilgeschichtlicher Vergleiche sowie Beobachtungen zur Besitzergeschichte Zöbigkers nur gemutmaßt werden, dass der Schlossbau um 1700 unter der Familie Marschall erfolgt war. Eine jüngst zutage getretene Quelle erlaubt nun, die Bauzeit, die Baubeteiligten, aber auch die Ausmaße und Gestaltung des Vorgängerbaues näher zu bestimmen.

#### Die Quellen

In einer Akte mit Verträgen und Verhandlungen zwischen den Zöbiger Rittergutsbesitzern und den Gemeinden Zöbiger und Prödel konnte eine detaillierte Beschreibung des Vorgängerbaues sowie des Bauvorhabens des Rittergutsbesitzers aufgefunden werden.<sup>30</sup> Der Aktentitel »Vergleiche zwischen der Gerichts.Herrschaft zu ZÖBICKER und

28 Bei Grabungen im Gutshof ist 1992 und 1995 der verfüllte Graben angeschnitten worden, Landesamt für Archäologie Dresden, Ortsakte Zöbiger, Fundstelle 4, Berichte vom 20. März 1992 und 9. Januar 1995. Vgl. ferner Jochen Stenzel, Friedemann Winkler, Ortsgeschichtliche Fundstelle im Gutshof des Schlosses Zöbiger, in: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz (1994) 2, S. 82.

29 Vgl. zu ihm Johann Caspar Better, David Bifrons, Oder Der in Gott-geheiliger Andacht zurück- und vor sich sehende David, abgedruckt in dem Gottliebenden Adel-Bilde dem ... Friedrich Wilhelm Marschalchn ... Und in einer Christlichen Gedächtnis-Predigt, Als selbige den 22. Augusti, 1693 ... zu letzten Nachruhm ... gehalten wurde, Weissenfels [1693] (VD 17: 14:013061V) (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Hist.Sax.D.206,misc.1), S. 2, 49.

30 StA-L, 20586 Rittergut Zöbiger, Nr. 37, Bl. 58 v–66 v.

PRÖDEL und den Gemeinden allda« ließ zunächst nicht den Schluss zu, dass hier intensiv das Baugeschehen um 1700 behandelt würde. Jedoch boten die Auseinandersetzungen um die Baufronen der Gemeinden in der Frühen Neuzeit häufig Anlass für langwierige Prozesse und wurden nicht selten erst vom kursächsischen Appellationsgericht entschieden.<sup>31</sup> Die Versuche zur Erhöhung der Frondienste durch die Rittergutsbesitzer nahmen vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg zu. Der Mangel an Arbeitskräften, aber auch die dringend nötigen Arbeiten zur Wiederaufrichtung der Rittergutswirtschaft lassen dies verständlich erscheinen. Indes wehrten sich die Gemeinden mit langwierigen Verhandlungen und Prozessen, sodass ganze Aktenkonvolute entstanden. Die Gemeinden Zöbiger und Prödel stellten sich im Jahre 1697 gegen die durch Georg Friedrich Marschall geforderten Baufronen zum Schlossneubau. Damit kamen ein Streit, dessen Verhandlung sowie eine Einigung zustande, die uns heute tiefe Einblicke zum Zöbiger Rittergut vor und nach 1697 gewähren. Mit der Beschwerde Marschalls beim sächsischen Kurfürsten über die Weigerung seiner Untertanen setzte auch beim landesherrlichen Amt Leipzig die Aktenüberlieferung zu diesem Fall ein.<sup>32</sup> Beide Akten – die aus der Zöbiger Rittergutsverwaltung und die aus dem Amt Leipzig – enthalten zum Teil identische, zum Teil im Wortlaut abweichende Schreiben und Protokolle. In der Akte aus dem Bestand des Amtes ist der Bericht als »Registratura bey gehaltener Comiſſion« erhalten, d. h. während oder kurz nach den Verhandlungen festgehalten worden. Hingegen ist der Bericht beim Rittergut Zöbiger in den viel später ausgefertigten Vertrag eingefügt worden. Im Anhang wird dieses wichtige Schriftstück abgedruckt.

### Der Schlossbau

Am 22. August 1697 wandte sich Georg Friedrich Marschall an den sächsischen Kurfürsten und bat diesen, in seiner Auseinandersetzung mit den Gemeinden Zöbiger und Prödel zu schlichten.<sup>33</sup> Die Einwohner weigerten sich »ohnerachtet ich in der Güte gesaget«, mehr als vier Tage im Jahr an Baufron zu leisten. Für einen Neubau war dies zu wenig. Zudem hatten die Gemeinden 1614 mit dem seinerzeitigen Besitzer Otto von Dieskau einen Kontrakt geschlossen, wonach bei einem anstehenden Hauptbau der Kurfürst die Vermittlung der zu leistenden Baufron und -dienste übernehmen sollte.

31 Vgl. Karlheinz Blaschke, Das kursächsische Appellationsgericht 1559–1835 und sein Archiv, in: ders., Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Sachsens. Ausgewählte Aufsätze (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 5), hrsg. von Uwe Schirmer, André Thieme, Leipzig 2002, S. 405–434 (Erstabdruck in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 84 [1967], S. 329–354).

32 StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 1429 »Acta in Sachen Herrn Georg Friedrichs von Marschall auf Zöbiger und Prödel contra die beyden Gemeinden in vorherbesagten zweyen Dörffern Zöbiger und Prödel, die Baudienste zu vorhabenden neuen Wohnhauß Bau zu Zöbiger betr., 1697–1699«.

33 Ebd., Bl.2r–v.



Darauf bezog sich Georg Friedrich Marschall, als er zum Zustand seines Wohnsitzes schrieb: »[ich] kan [...] nicht Umbgang haben, wie daß mein Wohnhauß uf meinen Ritterguthe Zöbiger ein uhraltas Gebäude und also von Grund aus baufällig ist, daß mit den meinigen fast nicht mehr sicher bin und des Einfallens, sonderlich bey großen Winden, auch stets besorgen muß, dahero unumbgänglich genöthiget werde, ein neues Wohnhauß aufzubauen, sonsten ich auf gedachten meinen Guthe länger nicht würde wohnen können.«<sup>34</sup>

Dass der Neubau des Wohnhauses höchst nötig war, hatten bereits die Posten der Rechnungen 1666–1672 erwiesen. Georg Friedrich Marschall musste demnach nicht übertreiben, als er sich mit seinem Wunsch um Vermittlung an die kurfürstliche Verwaltung wandte. Neben dem Vertrag von 1614 konnte Marschall auf einen jüngst ergangenen Landtagsbeschluss verweisen, was belegt, dass die Erfüllung von Baufronen ein generelles Problem darstellte. Den Einsatz eigens gedungener Arbeitskräfte konnte Marschall nicht bezahlen (»mir alzu schwer und kostbahr ja fast unmöglich fallen will«), was generell darauf verweist, dass für Kirchen- und Schlossbauten auf dem Lande kaum auswärtige Kräfte herangezogen wurden. Dies gilt natürlich für die einfachen Handlangerarbeiten. Georg Friedrich Marschall argumentierte, dass der Neubau auch im Interesse des Kurfürsten liegen solle, weil dadurch »churfürstlicher Durchlaucht Lehn verbeßert wird.«<sup>35</sup> Davon konnte nicht ernsthaft die Rede sein, doch war Marschall daran gelegen, schnell eine Einigung herbeizuführen, wofür er um eine Verhandlung durch den Leipziger Kreisamtmann Johann Joachim Rothe bat. Dieser forderte Marschall in seinem Antwortschreiben vom 9. September 1697 auf, am 22. Oktober mit den Gemeinden Zöbiger und Prödel zur Besichtigung des Schlosses zu erscheinen.<sup>36</sup> Um die für den Bau nötigen Arbeiten genau einschätzen zu können, sollten »auch verständige Werckleute, mit welchen das Werck zu überlegen, mit zur Stelle« sein. Daneben erging an die Gemeinden von Zöbiger und Prödel die Aufforderung von Seiten des Kreisamtes, sich am 22. Oktober 1697 auf dem Rittergut Zöbiger einzufinden.<sup>37</sup>

Das über die Verhandlungen am 22. Oktober angefertigte Protokoll liegt, wie bereits angedeutet, in zwei Ausfertigungen vor, die nur unwesentlich voneinander abweichen. Der Bericht erlaubt es, Einblick in zwei wesentliche, jedoch grundverschiedene Themen zu bekommen. Zum einen ermöglicht er tiefer gehende Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte des Zöbiger Schlosses, zum anderen beleuchtet er beispielhaft das Verhältnis eines adligen Gerichtsherrn zu seinen Untertanen.

---

34 Ebd., Bl. 2r.

35 Ebd., Bl. 2v.

36 Ebd., Bl. 6r–v.

37 Ebd., Bl. 6v–7r.

## Die Planungen zum Neubau des Zöbiger Schlosses

Zum geforderten Termin am 22. Oktober 1697 erschienen neben den Gemeinden Zöbiger und Prödel sowie Georg Friedrich Marschall auch der Pegauer Maurermeister Isaak Jakob Wigner sowie der Großstädtelner Zimmermeister Andreas Oehme. Ihre präzisen Angaben zur geplanten Größe, den Geschossen, zur Art der Ausführung und dem benötigten Baumaterial legen nahe, dass der Neubau längst detailliert geplant war.

Die Kommission nahm zunächst den Zustand des alten Herrenhauses auf und bilanzierte, welcher Aufwand für dessen Abbruch notwendig war.

»Anlangend nun die Beschaffenheit dieses Wohngebäudes, hat der Augenschein gegeben, auch die gedachten Werckmeister bey ihren guten Gewißen und Pflichten bezeuget, daß solches von oben rein des Daches bis auf den Grund, sey alles aus dem Holz- und Mauer Werk auseinander begeben, die Schwellen, Seul und das Holz Werk alles wandelbar und verfaulet, die schon vor langer Zeit angesetzten Pfeiler zersprungen, abgewichen, und sich auseinander gegeben, die Erdladen und Steiffen an dem Herrn Hause gegen Abend zu, sich in das Erdreich hinein gedrucket, indem das Gebäude oben hinunter gesunken, auch die Feuer-Mauer in dem Wohn Gebeuden sich also zerdrückt und Risse bekemmen, daß kein Schmieren und Beßern mehr helffen will. Die Keller betreffend, so hat sich der Grund gesezet auf beyden Seiten, so daß die Gewölbe oben in Bogen sich von einander gegeben, gesencket, und unterschiedene Risse bekommen. Die Küche belangend. Ist selbige gleichfalls von Grund aus an Schwellen, Seulen und Riegeln böse und verfaulet, sich auch das ganze Gebeude auseinander gegeben und gewichen, so daß die Feuer Eße auf diesen Balcken nicht mehr ruhen kann, und man stündlich des Abfallens vermuthet, auch sich der fernere Gefahr oder andern großen Schadens besorgen muß. In Summa das obbeschriebene ganze Wohn Gebäude, Kellern und Küche ist dergestalt beschaffen, daß ihm durch Reparatur nicht mehr zu helffen.«<sup>38</sup>

Der Bericht bestätigt damit die großen statischen Probleme, die in den Pachtrechnungen des 17. Jahrhunderts aufgeschienen waren. U. a. musste ja eine teilweise Neugründung erfolgen.<sup>39</sup> Georg Friedrich Marschall ließ festhalten, »daß bey neulich gewesen großen Winde er mit den Seinen in Leib und Lebens Gefahr gestanden«.<sup>40</sup>

Neben diesen detailreichen Beschreibungen des Vorzustandes bezifferte man ferner die Größe des Gebäudes und nannte einige Details. Das alte Herrenhaus war 35 ¼ Ellen lang, 14 Ellen breit und besaß einen in Richtung Kirche (Südosten) zeigenden Erker. Zum Hof zu (Nordseite) gab es ein Treppenhaus. Die Küche war, wohl wegen der

38 Ebd. Bl. 8v–9r.

39 Auch in jüngster Zeit waren immer wieder gefährliche Absenkungen des Fundaments festzustellen, wobei diese auf die Grundwasserabsenkungen durch den nahen Tagebau Cospuden zurückgeführt wurden, Landesamt für Archäologie Dresden, Ortsakte Zöbiger, Fundstelle 4, Bericht vom 13. Januar 1997 (Peter Rudolph).

40 StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 1429, Bl. 9r.

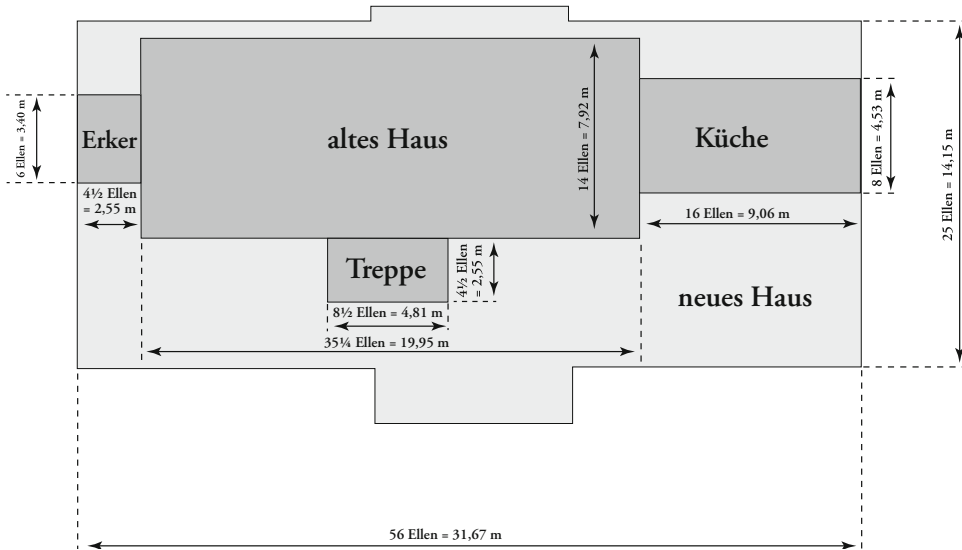


Abb. 1: Vergleich der 1697 angegebenen Maße des alten und neuen Zöbiger Schlosses (Entwurf Markus Cottin)

Feuergesfahr, separat an das Herrenhaus gebaut (wofür nur die Nordwestseite in Frage kommt).<sup>41</sup> Für sämtliche Gebäude und Gebäudeteile werden Maße in Ellen angegeben. Diese sind Grundlage für die beigegebene Rekonstruktionszeichnung (Abb. 1). Die Angabe der Größe war notwendig, um den Aufwand für den Abriss abzuschätzen, der ja Teil der von den Frönern in Zöbiger und Prödel zu leistenden Baudienste sein sollte.

Die reinen Größenangaben des alten Baues reichten aus, um den Arbeitsaufwand abzuschätzen. Hingegen ist es anhand der Quelle nicht möglich festzustellen, wie einzelne Räume disponiert waren oder welchem Baustil das Haus angehörte.<sup>42</sup>

Auch für den Neubau waren Baufohren und Handlangerdienste nötig, deren Umfang von der Größe des Neubaus abhängig war. Die Planungen für den Neubau waren durch den Maurermeister Isaak Jakob Wigner sowie den Zimmermeister Andreas Oehme daher schon erfolgt und konnten präzise vorgetragen werden. Das neue Schloss sollte

41 Vgl. auch das Schloss Lützen: Reinhard Schmitt, Zur Baugeschichte des Schlosses in Lützen, Burgenlandkreis, in: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt. Mitteilungen der Landesgruppe Sachsen-Anhalt der Deutschen Burgenvereinigung e.V. 23 (2014), S. 145–258, 488–498, hier S. 241 f., S. 490–493, Abb. 11–14.

42 Zu bedenken ist allerdings, dass es schon 1582 zwischen den Gemeinden Zöbiger und Prödel sowie Michael von Gehofen zu Auseinandersetzungen um die Baufohren gekommen war, StA-L, 20586 Rittergut Zöbiger, Nr. 37, Bl. 52r–53v. Dies könnte auf einen größeren Umbau oder gar einen Neubau hinweisen.

56 Ellen lang und 25 Ellen breit werden. Zur Umrechnung der Größenmaße kann man eine Leipziger Elle zu 0,566 m ansetzen<sup>43</sup> und erhält mit 31,69 m Breite und 14,15 m Tiefe annähernd die Außenmaße des heutigen Baues.<sup>44</sup> Bestätigt wird dies ferner durch einen Grundriss aus dem 18. Jahrhundert (*Abb. 2*), auf dem sich die Maße anhand der Ellenangaben des bereits stehenden Baues überprüfen lassen.

Die Breite des alten Baues mit seinen Nebengebäuden sowie des geplanten Neubaus unterschieden sich kaum, was offenbar auf den Graben zurückzuführen ist, der das Gebäude umschloss und keine weitere Ausdehnung erlaubte. Die Breite der Fundamentierung konnte, obgleich diese neu ausgeführt werden musste, bestehen bleiben und somit auch die Fronarbeiten gering gehalten werden.

Die präzisen Angaben des Protokolls können nur so gedeutet werden, dass die beiden Werkleute das neue Schloss bereits 1697 ausführlich geplant hatten. Es heißt ferner, dass »die Küche und angehangten Gebäude mit drein« zu ziehen seien.<sup>45</sup>

Der Neubau war also gänzlich anders konzipiert und vereinte bislang separate Gebäude in sich, was auch der Grundriss des 18. Jahrhunderts verdeutlicht.

Der ganze Bau sollte in Mauerwerk ausgeführt werden und dabei drei Geschosse sowie einen Keller erhalten. Die älteste bekannte Ansicht des Zöbiger Schlosses (*Abb. 3*) bestätigt die Ausführungen der Planungen, etwas was die Zahl der Geschossen betrifft. Zur Berechnung der notwendigen Fuhren wurde der Material-Bedarf genau aufgeführt. So rechnete man damit, dass 20 Ruten Bruchsteine für das Fundament nötig würden. Diese seien »nicht näher als vom Dürren Berge bey der Saale zu haben«.<sup>46</sup> Bei (Bad) Dürrenberg, insbesondere als Standort einer Saline bekannt, lassen sich tatsächlich Steinbrüche feststellen,<sup>47</sup> in denen Sandstein gebrochen wurde. Diese waren offenbar von geringerer Qualität als jene Brüche, aus denen das Rohmaterial für die Werkstücke gewonnen werden sollte. Diese Stücke sollten aus Brüchen bei Zeitz geliefert werden,<sup>48</sup>

<sup>43</sup> Nach Helmut Kahnt, Bernd Knorr, *Alte Maße, Münzen und Gewichte*, Leipzig 1986, S. 81.

<sup>44</sup> Nach einem modernen Aufmaß (2002–2004, Architekt Dr. Reinhard Steinbruch) weist der Bau eine Breite von 32,30 m sowie eine Tiefe von 14,43 m auf. Die Abweichungen dürften zum einen auf eine möglicherweise nicht genaue Ausführung des Baues, zum anderen auf die statischen Probleme zurückzuführen sein. Für die Bereitstellung von Plänen danke ich Herrn Dr. Frithjof H. Knabe (Markkleeberg) sehr herzlich.

<sup>45</sup> StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 1429, Bl. 9r.

<sup>46</sup> Ebd., Bl. 10r.

<sup>47</sup> Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg, Slg. 1, Rep. A X a, Nr. 1d, Bd. 6, Bl. 39, 41 und ebd., Slg. 1, Rep. A X a, 1a, Bd. 2, Bl. 76. Vgl. zu Dürrenberg Alfred Schmekel, *Historisch-topographische Beschreibung des Hochstiftes Merseburg. Ein Beitrag zur Deutschen Vaterlandskunde*, Halle (Saale) 1858, S. 282f., Nr. 32.

<sup>48</sup> Zum Zeitzer Sandstein vgl. Angela Ehling, *Unterer Buntsandstein, Zeitzer Sandstein*, in: Angela Ehling, Heiner Siedel (Hrsg.), *Bausandsteine in Deutschland*, Teil 2: Sachsen-Anhalt, Sachsen und Schlesien (Polen), Stuttgart 2011, S. 85–91.

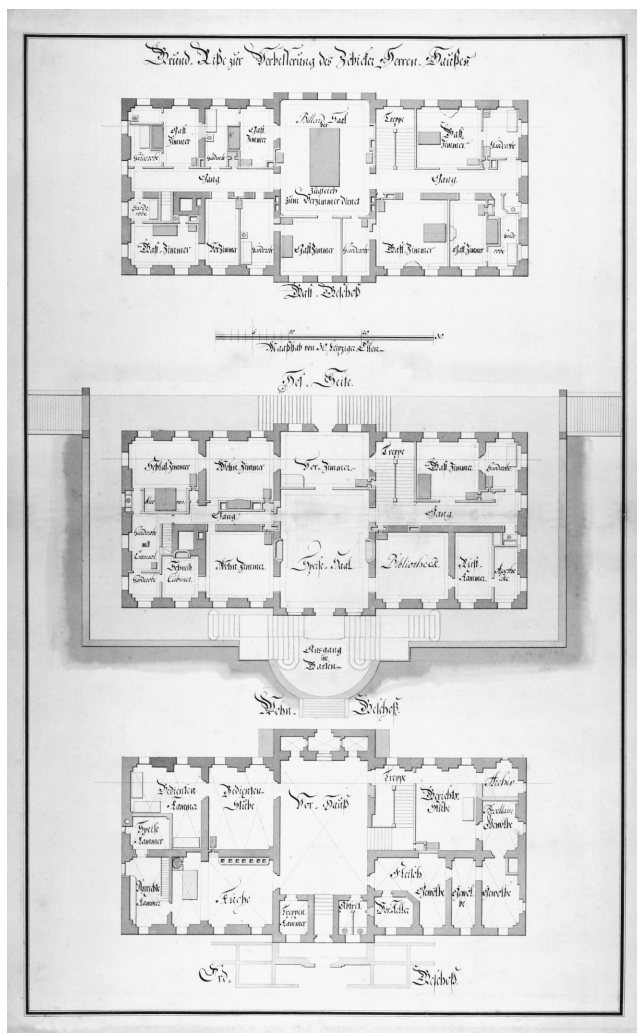


Abb. 2: Geschossgrundrisse zum Umbau des Schlosses Zöbiger, 18. Jahrhundert, nach 1714 (Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20586 Rittergut Zöbiger, K 170)

genannt wurden Türen, Fenster und Treppenstufen.<sup>49</sup> Um den schwierigen Grund für den Schlossbau vorzubereiten, sind 234 eichene Pfähle veranschlagt, darüber hinaus 300 Pfähle von Erlen- oder Kiefernholz für den Innenausbau. Das Stoßen der Pfähle in

49 Somit dürften die heutigen Gewände aus Rochlitzer Porphyrtuff nicht vom barocken Umbau stammen. Thomas Trajkovits, *Der sächsische Landbaumeister David Schatz (1668–1750). Leben und Werk*, Beucha 2003, S. 282 hatte dies bewusst offen gelassen: »inwieweit es sich bei den heute vorhandenen Rahmungen in Rochlitzer Porphyrtuff noch um Bestand aus der Barockzeit handelt, bleibt offen.« Für eine spätere Entstehung spricht auch der Kontrakt mit dem Rochlitzer Steinmetz Johann Christian Heßler, der nach 1718 aufgesetzt worden war, StA-L, 20464 Rittergut Löbnig, Nr. 48, Bl. 66 r–72 r.

den unzuverlässigen Untergrund war Sache des Zimmermanns. Er rechnete damit, dass er täglich zehn bis zwölf Personen brauchen würde, um diese Arbeiten auszuführen.<sup>50</sup> Spundbretter und Latten sollten aus Grimma geholt werden.<sup>51</sup> 300 Stämme Saalholz, d. h. auf der Saale gefloßtes Holz, sollten von Kleinkorbetha oder einem anderen Ort an der Saale geholt werden. Das Flößen von Holz auf der Saale lässt sich bereits im frühen 16. Jahrhundert nachweisen, so für den Bau des Merseburger Domes.<sup>52</sup> Sämtliche Ziegel (Backsteine) für den Schlossbau sollten in der Marschallschen Rittergutsziegelei in Zöbiger gebrannt werden. Auch dafür war der Bedarf immens. Man rechnete mit 18 000 bis 20 000 Wölbziegeln (für Gewölbe, etwa im Keller), bis zu 130 000 Mauerziegeln<sup>53</sup> für die Wände und 2 000 Dachziegeln.

Die Gesamtrechnung ergab einen Bedarf von 1 088 zweispännigen Fuhren. Davon entfielen 790 Fuhren auf die Ziegel. Da jede Fuhre 200 Ziegel befördern sollte, ist pro Fuhre mit einem Gewicht um 660 Kilogramm zu rechnen.<sup>54</sup> In die Gesamtzahl waren noch nicht die Fuhren von Sand, Kalk und Lehm einberechnet worden. Diese konnten bis an die Saale, nach Zeitz oder die Mulde nach Grimma führen, also durchaus mehrtägig sein. Der Bedarf war also immens, die Kosten für den Bauherrn Georg Friedrich Marschall sollten niedrig gehalten werden. Dies gelang sicher schon durch die Herstellung der Ziegel in der eigenen Rittergutsziegelei. Angesichts des enormen Bedarfs kann es wohl nicht überraschen, dass rund 20 Jahre später der neue Besitzer Kees Teiche anlegen ließ. Möglicherweise nutzte er die alten Lehmgruben, die der Neubau des Schlosses gerissen hatte.

50 Durch den Tagebau Cospuden war es in den 1990er-Jahren zu Absenkungen im Fundamentbereich gekommen, sodass die Pfähle gegen Betonfundamente ausgetauscht wurden. Diese Arbeiten sind 1996/97 archäologisch begleitet worden, es kam jedoch nicht zur Dendrodatierung der entnommenen Reste der Eichenpfähle, Landesamt für Archäologie Dresden, Ortsakte Zöbiger, Fundstelle 4, Bericht vom 29. August 1997 (Peter Rudolph).

51 Zur Holzwirtschaft im Amt Grimma vgl. Uwe Schirmer, *Das Amt Grimma 1485–1548. Demographische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in einem kursächsischen Amt am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit* (Schriften der Rudolf-Kötzschke-Gesellschaft 2), Beucha 1996, S. 185–193.

52 Vgl. Peter Ramm, *Der Dom zu Merseburg* (Kulturreisen 8. Das Bauwerk), Dössel, 4. Auflage 2012, S. 25.

53 Legt man bei der Größe der Ziegel das alte Reichsformat mit einer Breite von 12 cm und einer Höhe 6,5 cm zugrunde, so ergibt die Menge der veranschlagten Ziegel eine Fläche von 1014 Quadratmetern. In aller Regel waren die barocken Ziegel jedoch großformatiger.

54 Bei der Berechnung wurde das Reichsformat (L. 25 cm, B. 12 cm, H. 6,5 cm) sowie eine mittlere Dichte von 1,7 kg/dm<sup>3</sup> zugrunde gelegt.



### Die Verhandlungen mit den Gemeinden Zöbiger und Prödel

Die äußerst präzisen Angaben der Werkleute bildeten die Basis für die Verhandlungen zwischen dem Rittergutsbesitzer und den Gemeinden Zöbiger und Prödel um Handlangerdienste und Fuhren. Dabei äußerte Marschall, dass in beiden Dörfern fünf Pferdner, 34 Hintersassen und neun Häusler ansässig seien. Die Pferdner sollten statt der üblichen vier Tage im Jahr für die Dauer des Baues 30 Tage zweispännige Fuhren, die Hintersassen wöchentlich zwei Tage, die Häusler wöchentlich einen Tag Handfron leisten. Mit dieser Maximalforderung hoffte Georg Friedrich Marschall, den Neubau schnell vollenden zu können. Marschall hätte damit an 150 Tagen im Jahr Fuhrdienste abfordern können, wobei insbesondere die Abholung der Ziegel in der Rittergutsziegelei mehrere Fuhren am Tag ermöglicht hätte. Die Frondienste waren so berechnet, dass jeden Tag elf Handfröner zur Verfügung gestanden hätten, was dem genannten Bedarf beim Stoßen der Pfähle (zehn bis zwölf Mann) entsprach.

Den Gemeinden war klar, dass sie aufgrund des 1614 getroffenen Vergleichs zu weitergehenden Frondiensten für den Hauptbau verpflichtet waren. Gleichwohl zeigten sie keine Bereitschaft, derart hohe Belastungen zu tragen. Auf dem Hofe des Rittergutes entspann sich, quasi im Schatten des ruinösen Herrenhauses, eine intensive Verhandlung um die künftigen Frondienste.<sup>55</sup>

Dabei trat deutlich zutage, dass die frühneuzeitliche Dorfbevölkerung keine homogene Gruppe darstellte. Verhandelt wurde mit den einzelnen Gruppen, d. h. Pferdnern, Hintersassen und Häuslern. Erstere bildeten im Dorf die Spitzengruppe, verfügten sie doch über repräsentativen Pferdebesitz. Die Hintersassen besaßen in aller Regel Haus-, Hof- und Feldbesitz und hatten Stimmrecht bei den Gemeindeversammlungen. Die Häusler, die lediglich über eingebaute Häuser verfügten, stellten die unterste soziale Schicht der Dorfbevölkerung dar. Zumeist hatten sie keinen eigenen Feldbesitz, waren mit Frondiensten an das Rittergut gebunden und übten häufig als Erwerb ein Handwerk aus.

Von den Pferdnern verlangte Marschall, 30 Tage im Jahr zweispännige Fuhren zu leisten. Dies könnten sie wohl erbringen, so das Argument, da die Fuhren vor allem im Winter zu leisten wären, wenn die Feldarbeit ruhte. Sobald das neue Gebäude fertig wäre, sollte es wieder bei der Regelung von 1614 bleiben. Die Pferdner boten an, für drei Jahre sechs Tage Baufahren und neun Tage Ackerfron zu leisten. Marschall forderte hingegen als letztes Angebot 16 Tage inklusive der üblichen vier Tage und gab den Pferdnern zwei Wochen Bedenkzeit.

Ungemein hoch waren Marschalls Forderungen gegenüber den Hintersassen und Häuslern. Wöchentlich sollten die Hintersassen zwei Tage, die Häusler einen Tag Handfron leisten, d. h. 104 bzw. 52 Tage im Jahr! Diese sehr hohen Forderungen wies die

---

55 StA-L, 20009 Amt Leipzig, Nr. 1429, Bl. 11 v–14 r.

Gruppe, die sich immer wieder zu Beratungen zurückzog, umgehend zurück. Schließlich boten die Hintersassen an, statt der üblichen vier Tage noch weitere vier Tage im Jahr Handdienste zu leisten. Dies sollte ebenfalls für drei Jahre gelten. Man bot also jährlich zwölf Tage Fronarbeit (Hintersassen und Häusler, dabei die Häusler halb gerechnet) gegen 156 geforderte Tage! Marschall war mit diesem Angebot nicht zufrieden. Daraufhin zogen sich die Hintersassen und Häusler erneut zur Beratung zurück und boten noch sechs weitere Tage pro Jahr, insgesamt nun also 14 Tage, an. Daraufhin erklärte Marschall, mit 20 Tagen zufrieden sein zu wollen.

Es folgte eine erneute Beratung der Hintersassen mit der Erklärung, die endgültige Entscheidung in zwei Wochen bekanntzugeben. Die Häusler blieben dabei, lediglich die Hälfte der Baufronen der Hintersassen zu leisten.

Die Verhandlungen waren damit zunächst beendet, das Protokoll wurde vom Amtsktuar Georg Schwarz geschlossen.

Drei Wochen nach diesen Verhandlungen, am 14. November 1697, schrieb Georg Friedrich Marschall, dass sich Pferdner und Hintersassen nunmehr erbieten hätten, auf drei Jahre jeweils zwölf Tage jährlich zu fronen.<sup>56</sup> Nach drei Jahren sollten die Baudienste wieder in Wegfall kommen. Über die Einigung forderten die Gemeinden einen Vertrag. Die Verpflichtung zu zwölf Tagen Baudienst bedeutete offenbar, dass die Häusler 6 Tage zu leisten bereit waren. Der somit erreichte Abschluss lag noch weit unter den zuletzt von Marschall geäußerten Forderungen.

Die gemächliche Haltung der Gemeinden verdeutlicht auch der Umstand, dass der Vertrag erst am 19. Dezember 1698, also ein Jahr später, geschlossen werden konnte. Die Einigung galt nun für die Jahre von 1698 bis 1700. Der Bau des neuen »Zöbigerischen Rittersitzes oder Wohnhauses« hatte bereits begonnen.<sup>57</sup>

Die Verhandlungen zwischen Georg Friedrich Marschall und den Gemeinden Zöbiger und Prödel gehören in eine ganze Reihe von Auseinandersetzungen zwischen Rittergutsbesitzern und ihren Untertanen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Wolfgang Schmale hat insbesondere für die Zeit von 1650 bis 1750 eine ungemeine Zunahme solcher Prozesse festgestellt.<sup>58</sup> Im vorliegenden Falle kam es jedoch nicht zum Austrag vor dem kursächsischen Appellationsgericht, sondern die Vermittlung lag beim Amt Leipzig. Überhaupt fehlt ihr auch die Schärfe (Bestellung von Rechtsvertretern, z. T. gewalttätige Auseinandersetzungen), die andere Verhandlungen annahm. Zwei Hintergründe waren für die friedliche Einigung offenbar ausschlaggebend. Georg Friedrich Marschall musste daran gelegen sein, für seinen dringend notwendigen Neubau schnell eine Einigung zu erzielen. Die Gemeinden waren ihrerseits an den Vertrag von

<sup>56</sup> Ebd., Bl. 15 r–v.

<sup>57</sup> Ebd., Bl. 26 v.

<sup>58</sup> Wolfgang Schmale, Herrschaft und Widerstand: Zur politischen Kultur im 17. Jahrhundert, in: Uwe Schirmer (Hrsg.), Sachsen im 17. Jahrhundert. Krise, Krieg und Neubeginn (Schriften der Rudolf-Kötzschke-Gesellschaft 5), Beucha 1998, S. 9–24, v. a. S. 17.



1614 gebunden, der eine solche Auseinandersetzung um die Baufronen bei einem anstehenden Neubau bereits vorhergesehen hatte. Die selbstbewusst auftretenden Gemeinden von Zöbiger und Prödel konnten angesichts dieser Ausgangslage einen sehr günstigen Abschluss erreichen. Ihre stetige Zurückweisung der Marschallschen Forderungen sowie die Dauer des Konflikts belegen das selbstbewusste Auftreten der Gemeinden, die sich auch bei anderen Konflikten und den damit zusammenhängenden Prozessen beobachten lässt. Für die Gemeindestruktur ist von Interesse, dass zwischen Pferdner, Hintersassen und Häuslern unterschieden wurde. Erstere waren natürlich durch ihren Pferdebesitz und die damit zu leistenden Fronfuhren für den Bau von besonderem Interesse. Sie scheinen durch ihren Besitz aus der übrigen Dorfbewölkerung herausgehoben. Die Häusler haben wohl keine eigene Stimme gehabt, sondern knüpften die Höhe ihrer Fronen an die der Hintersassen.

Neben den baugeschichtlichen Informationen leuchten also in diesem Prozess innergemeindliche Strukturen auf, die sich allerdings in jedem Rittergutsdorf anhand der Erbziins- und Fronverpflichtungen sowie der Dorfordnungen beobachten lassen.

Die Akten enden freilich mit der Einigung vom 19. Dezember 1698 und berichten nicht weiter über den Bauablauf. Man wird die Bauzeit des Zöbiger Herrenhauses jedoch, zieht man die notwendigen Planungen hinzu, auf die Jahre 1697 bis 1700 eingrenzen können. In der Zeit um 1700 waren im Leipziger Umland zahlreiche Herrenhäuser neu entstanden, verwiesen sei nur auf Knauthain und Wiederau. Ebenso blühte der »Leipziger Barock«, dessen Leistungen von Nikolaus Pevsner<sup>59</sup>, Ortlef Brüning<sup>60</sup> und Thomas Trajkovits<sup>61</sup> herausgearbeitet wurden. Stadt und Land gingen dabei bezüglich der Architektur eine enge Verbindung ein, d. h. einige Stadtpalais glichen den vor der Stadt liegenden Herrenhäusern. Dieser Befund kann insofern nicht überraschen, als der bürgerliche Rittergutsbesitz im Leipziger Land in jener Zeit ungemein zunahm.<sup>62</sup> Die Familien Apel, Jöcher, Kees und Hohmann (von Hohenthal) erwarben bedeutende Rittergüter und ließen diese neu- oder ausbauen. Architektonisch setzten sich eine axiale Symmetrie des Grundrisses und eine regelmäßige Gliederung des Baukörpers durch.<sup>63</sup> Diese weist auch das Schloss Zöbiger nach dem Umbau unter der Familie Marschall auf. Die »um 1720« entstandene Darstellung des Schlosses<sup>64</sup> (s. Abb. 3) zeigt einen dreigeschossigen Bau mit Krüppelwalmdach, das seinerseits über einen dreistöckigen Dachboden verfügte.

59 Nikolaus Pevsner, *Leipziger Barock. Die Baukunst der Barockzeit in Leipzig*, Dresden 1928 (Reprint: Leipzig 1990).

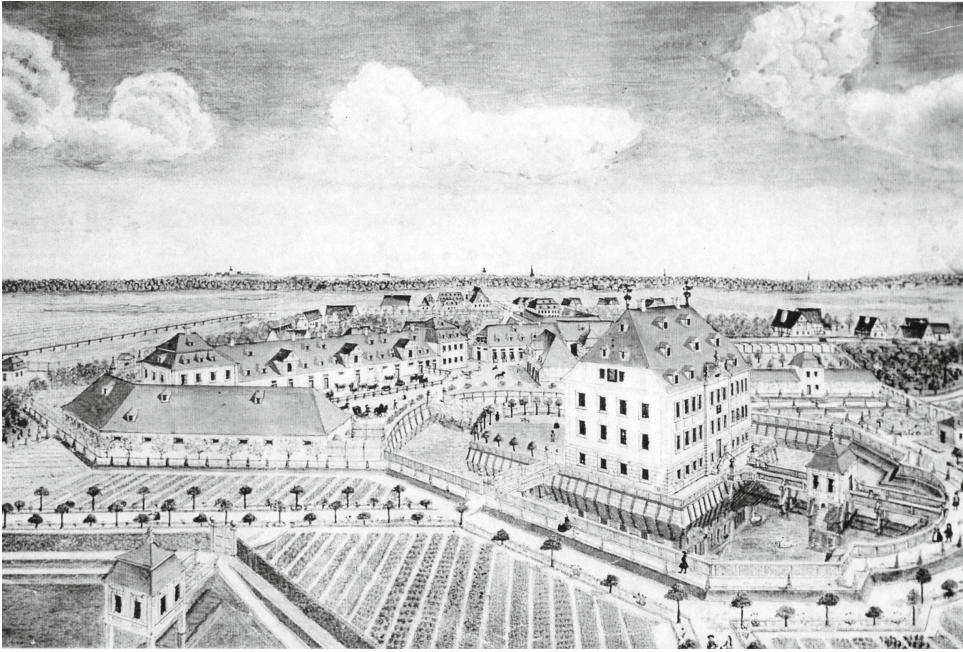
60 Ortlef Brüning, *Palais und Herrenhäuser bei Leipzig um 1700*, Bd. 1: Text, Bd. 2: Abbildungen, Leipzig, Diss. A, 1989.

61 Trajkovits, David Schatz (Anm. 49).

62 Vgl. Flügel, *Bürgerliche Rittergüter* (Anm. 2), S. 107–119.

63 Vgl. Brüning, *Palais und Herrenhäuser* (Anm. 60), Bd. 1, S. 10.

64 Die Datierungen der Ansicht schwanken. Am wahrscheinlichsten ist die von Trajkovits, David Schatz (Anm. 49), S. 281 vorgeschlagene auf »um 1720«.



*Abb. 3: Vogelschau des Zöbiger Schlosses, um 1720 (Archiv Andreas Höhn)*

Dargestellt ist, blickt man auf das Umfeld, das Zöbiger Schloss nach den Keesschen Umbauten sowie der Neugestaltung des Gartens. In den äußeren Formen ist der Bau schlicht gehalten: Zur Gartenseite springt ein Mittelrisalit vor, Ecklisenen und Brüstungsplatten gliederten den Bau.<sup>65</sup> Inwieweit hinter der Gestaltung des Marschallschen Neubaus die planende Hand eines Architekten steht, muss trotz der neuen Quellenlage offen bleiben. Das Protokoll nennt mit Isaak Jakob Wigner und Andreas Oehme lediglich die ausführenden Werkleute. Ihnen dürfte ein Bauplan vorgelegen haben, dessen Autor wir jedoch bislang nicht fassen können. Freilich ist es möglich, dass die beiden Werkleute das Schloss projektiert hatten. Abschließend sei daher der Blick auf Isaak Jakob Wigner und Andreas Oehme gerichtet, um ihr Wirken näher zu beleuchten.

### Die Werkleute Andreas Oehme und Isaak Jakob Wigner

Neben den beiden Werkleuten waren es vor allem die Gemeinden von Zöbiger und Prödel, die durch ihre Frondienste zum Schlossbau beigetragen haben. Da detaillierte

<sup>65</sup> Die Beschreibung ist angelehnt an Trajkovits, David Schatz (Anm. 49), S. 282.

Einblicke fehlen, ist nicht festzustellen, ob darüber hinaus auch Tagelöhner sowie weitere Werkleute, etwa Steinmetzen, Tischler oder Stuckateure, am Werk waren. Auffällig ist jedenfalls, dass der Neubau ausschließlich mit einheimischen Kräften betrieben wurde.

Über den Großstädtelner Zimmermann Andreas Oehme kann außer seiner Beteiligung am Zöbiger Schlossbau nichts weiter ausfindig gemacht werden. Sicher ist nur, dass er 1716, als in Großstädteln eine neue Schule gebaut wurde, dort nicht mehr ansässig war. Weder als Einwohner noch als Zimmermann wird er in der ausführlichen Akte genannt.<sup>66</sup> Deutlich mehr ist hingegen über Isaak Jakob Wigner zu erfahren. Wigner war Pegauer Bürger und wohnte dort im ersten Viertel der Stadt.<sup>67</sup> 1677 hatte er Christina Knoblauch aus Kotzschbar bei Zwenkau geheiratet.<sup>68</sup> Bei dieser Gelegenheit wird erwähnt, dass sein Vater, Lorenz Wigner, ebenfalls Maurer gewesen ist. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: 1681 die Tochter Rosina und 1686 der Sohn Abraham.<sup>69</sup> Isaak Jakob Wigner fungierte in Pegau als Ratsmaurer, d.h. er war für die Maurerarbeiten bei städtischen Bauten zuständig. Allein im Rechnungsjahr 1700/1701 war Wigner an der Ausbesserung der Pegauer Stadtmauer, an verschiedenen Ausbesserungsarbeiten im Rathaus sowie dem Pegauer Brauhaus beschäftigt.<sup>70</sup> 1702 übernahm Isaak Jakob Wigner den Umbau der Kirche in Auligk.<sup>71</sup> Hier wurde sein Sohn Abraham 1718 Pfarrer.<sup>72</sup> Isaak Jakob Wigners Frau Christina starb am 19. Februar 1723. Als Abraham Wigner von Auligk auf die Pfarrstelle in das oberlausitzische Wigandsthal (Kreis Lauban) berufen wurde, nahm er seinen Vater mit und »verpflegte ihn in seiner neuen Pfarre«.<sup>73</sup> Im Alter von 73 Jahren starb Wigner am 11. Dezember 1725 und wurde am 16. Dezember in Wigandsthal beigesetzt.

Wigners Werkbiographie ist angesichts seiner Beteiligung an den Bauten in Zöbiger, Pegau und Auligk mit Sicherheit unvollständig. Zu denken ist etwa an die Kir-

66 StA-L, 20406 Rittergut Großstädteln, Nr. 60 »Acta, den Schulen-Bau zu Groß-Städteln betr., 1716«. Auch die Kirchenbücher im Pfarrarchiv Großstädteln-Großdeuben enthalten keinen Hinweis mehr auf den Zimmermann. Aufgrund eines Brandes sind diese erst ab 1715 überliefert, Pfarrarchiv Großstädteln-Großdeuben, Tauf-, Trau- und Bestattungsbuch der Kirchgemeinde Großstädteln mit Großdeuben I, 1715–1799, Bl. 1r.

67 Das 1670 einsetzende Pegauer Bürgerbuch nennt Wigner nicht, was jedoch bedeuten kann, dass seine Bürgeraufnahme früher erfolgt war, StA-L, 20619 Stadt Pegau, Nr. 3655 »[Bürgerbuch Pegau]«. Ebd., 20619 Stadt Pegau, Nr. 3062 »Raths Rechnung von Esto mihi 1700 biß Esto mihi 1701«, S. 9 wird Wigner im ersten Viertel der Stadt verzeichnet. Für förderliche Hinweise zu Wigner danke ich Herrn Tylo Peter (Pegau) ganz herzlich.

68 Pfarrarchiv Pegau, Traubuch der Parochie Pegau, Vol. I: 1653–1742, S. 107.

69 Ebd., Vol. IV.: 1644–1688, S. 256, 315.

70 StA-L, 20619 Stadt Pegau, Nr. 3062, S. 112–114.

71 Johann Christian Grubner, Historische Nachrichten, von dem Dorffe Auligk im Naumburg-Zeitischen Stifte, Zeitz 1752, S. 11.

72 Reinhold Grünberg (Bearb.), Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsens (1539–1939), 1. Teil, Freiberg 1939/40, S. 21 und ebd., 2. Teil, 2. Abteilung, S. 1019.

73 Grubner, Historische Nachrichten (Anm. 71), S. 11.

chen Gatzten, Hohendorf und Pödelwitz, die sämtlich um 1700 umgebaut wurden.<sup>74</sup> Ähnlichkeiten mit dem älteren Zöbiger Bau weist das 1706 entstandene Gutshaus in Kleinwischstauden auf.<sup>75</sup> Künftige Forschungen können mit Sicherheit bezüglich des Werkverzeichnisses von Isaak Jakob Wigner noch neue Erkenntnisse zu Tage fördern.

### Fazit

Das Zöbiger Schloss entstand von 1697 bis 1700 unter Georg Friedrich Marschall als kompletter Neubau. Daran beteiligt waren neben den Werkleuten die Gemeinden von Zöbiger und Prödel. Letztere hatten sich gegen unmäßige Baudienste gewehrt und damit indirekt zur Entstehung der Quelle beigetragen, auf der die neuen Erkenntnisse zur Baugeschichte beruhen. Auffällig sind hierbei das Wirken lokaler Kräfte und die Möglichkeit, dass zunächst noch kein planender Architekt am Werke war. Besonders deutlich wurde das Selbstbewusstsein der Gemeinden gegenüber ihrem adligen Grundherrn, das den Gemeinden zum Vorteil gereichte. Vom Einsatz der Dorfbevölkerung war es abhängig, in welchem Umfange der Bauherr fremde Arbeitskräfte anwerben bzw. Lohn zahlen musste und wie schnell der Bau voranging. So ist das Schloss Zöbiger in seinen barocken Dimensionen auch Ausdruck des Konsenses zwischen dem Rittergutsbesitzer und seinen Untertanen.

Künftige kunsthistorische Forschungen sollten dieses Verhältnis stärker in den Blick nehmen, um weitere Schriftquellen zu heben.

Nach dem Kauf Zöbigers durch die Familie Kees 1714 ist das Schloss und dessen Umfeld noch mehrfach umgebaut worden, wovon bildliche und schriftliche Quellen Zeugnis ablegen.<sup>76</sup> Dass dabei mit David Schatz ein großer Name des »Leipziger Barock« Hand anlegte, beweist die engen Verbindungen zwischen Leipzig und dem Umland.<sup>77</sup> Rund die Hälfte aller heute noch vorhandenen Schlösser und Gutshäuser im Leipziger Land sind um 1700 neu- oder umgebaut worden. Zöbiger ist ein Beispiel dafür, dass sich auch der Landadel von den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges erholte und neue repräsentative Bauten ins Werk setzte.

74 Barbara Bechter, Wiebke Fastenrath, Heinrich Magirius (Bearb.), *Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Sachsen II: Regierungsbezirke Leipzig und Chemnitz*, München, Berlin 1998, S. 353–355.

75 Ebd., S. 355.

76 Vgl. dazu auch Cornelius Gurlitt (Bearb.), *Amtshauptmannschaft Leipzig (Leipzig Land) (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen 16)*, Dresden 1894, S. 143–145. Die Angaben zur Besitzübernahme der Familie Kees sind freilich falsch.

77 Vgl. Hugo Koch, *Sächsische Gartenkunst*, Berlin 1910 (Reprint: Beucha 1999), S. 85–88; Trajkovits, David Schatz (Anm. 49), S. 281 f. StA-L, 20464 Rittergut Lößnig, Nr. 48 »Anschläge und Original-Contracte zum Hoff-Gebäuden in Zöbicker und was dem anhängig, de anno 1718–26«.

## Quellenanhang

1697 Oktober 22 / 1698 Dezember 19

*Bericht über die Maße und den Zustand des alten Wohnhauses auf dem Rittergut Zöbiger, den geplanten Neubau sowie die Verhandlungen darüber und Aufzeichnung der Verhandlungsergebnisse.*

*Ausfertigungen: Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig, 20009 Amt Leipzig, Nr. 1429, Bl. 8r–11r (A); ebd., 20586 Rittergut Zöbiger, Nr. 37, Bl. 58v–66v (B).*

*Der Wortlaut folgt weitgehend (A), dazu die singular in (B) überlieferten Stellen. Lediglich umfangreichere textliche Abweichungen in (A) und (B) wurden angemerkt, gebräuchliche Abkürzungen sind zumeist stillschweigend aufgelöst worden.*

<sup>(a)</sup>Des Aller Durchlauchtigsten Großmächtigsten Herrn, Herrn Friedrichs Augusti, Königs in Pohlen und Chur Fürstens zu Sachßen, auch Burg Grafens zu Magdeburg etc. meines allergnädigsten Herren, hiertzu verordneter Commissarius und Creiß-Amtmann zu Leipzig, ich Johann Joachim Roth, füge männiglich, denen hieran gelegenen, hiermit zu wissen, demnach allerhöchst gedachter S[eine]r Königl[ichen] Maj[estät] und Chur Fürstl[ichen] Durchl[au]cht der wohlgebohrne Herr, Herr George Friedrich Marschall auf Zöbicker und Prödel, etc. unterthänigst zu erkennen gegeben, welchergestalt sein Wohn-Hauß auf dem Ritterguth Zöbicker dergestalt auffällig wäre, daß er nicht mehr sicher darinnen wohnen könnte, und also genöthiget würde, solches von Grunde aus neu zu erbauen, weil er aber mit denen Fuhren und Hand-Diensten, welche seine Unterthanen ordentlich zu verrichten schuldig wären, nicht aus kommen könnte, um Commission an mich zu ertheilen gebethen, und darauf untern dato Dreßden am 3ten Septembris des nächst abgewichenen 1697.sten Jahres allergnädigst mir committiret und anbefohlen worden: bemelten Rittersitz förderlichst in Augenschein zu nehmen und was vor Fuhren und Handt Dienste dartzu nöthig seyn möchten, in Anschlag zu bringen, so dann denen Unterthanen solches zu erkennen gegeben, und hierunter deren Eintheil- und Verrichtung halber, die Güthe mit Fleiß zu pflegen, auch wie ich solches bewerkstelliget, nicht weniger wie viel Pferdtnr und Hintersaßen zu besagten Rittersitz gehörig, auch, ob dieselben was im Vermögen haben, mit Einschickung der Acten und Inlage zu allergnädigster approbation oder anderweiter Entschließung gehorsamst zu berichten etc.<sup>a)</sup>

<sup>(b)</sup>Registratura bey gehaltener Commißeion auffn Herrn Hofe Zöbiger, den 22. Octobris 1697.

Den 22. Octobris 1697. hat der Churf[ürstlich] Sächs[ische] Creiß Amtmann zu Leipzig, Tit[ulo] Herr Johann Joachim Rothe, sich nacher Zöbiger, nebst dem Amts Land-

richter, H[err]n Johann Balthasar Matthesio, und mir, dem Amts Actuario<sup>c)</sup> begeben, und dem untern Dato des 3. Septembris nechsthin ergangenen gnädigsten Befehlige zu folge, das Wohn Hauß auf dem Ritter Guthe daselbst, in Beyseyn Tit[ulo] Hern George Friedrich Marschalls, als Impetrantens und Gerichts Hern, und deßen Gerichts Verwalters, Hern Johann Heinrich Ritters, wie auch derer darzu gezogenen Werckleute, namentlich: Andreas Öhmens, Zimmermeisters zu Groß Stedeln, und Isaac Jacob Wiegeners, Mauer Meisters zu Pegau, ingleichen derer Unterthanen<sup>d)</sup> zu Zöbigker und Prödel in Augenschein genommen, da denn<sup>d)</sup> das Won Haus ümb und ümb begangen, und selbiges<sup>b)</sup>

(<sup>f</sup>35  $\frac{1}{4}$  Ellen in der Länge,

14. Ellen in der Breite,

der daran stoßende Ercker, gegen die Kirche,

4  $\frac{1}{2}$  Ellen in der Breite, und

6. Ellen in der Länge,

Ferner das in der Mitte des Wohnhauses angelegte Gebäude nach dem Hofe zu, in welchm die Treppe auffgehet

4  $\frac{1}{2}$  Ellen in der Breite, und

8  $\frac{1}{2}$  Ellen die Länge.

Die absonderlich daneben<sup>g)</sup> gebauete Küche auff dem Hofe

16. Ellen in der Länge, und

8. Ellen in der Breite

befunden worden.

Anlangend nun die Beschaffenheit dieses Wohngebäudes, hat der Augenschein gegeben, auch die gedachten Werckmeister bey ihren guten Gewißen und Pflichten bezeuget, daß solches von oben rein des Daches bis auf den Grund, sich alles aus dem Holz- und Mauer Werk auseinander begeben, die Schwellen, Seul<sup>h)</sup> und das Holz Werck alles wandelbar und verfaulet, die schon vor langer Zeit angesetzten Pfeiler<sup>i)</sup> zersprungen, abgewichen, und sich aus einander gegeben, die Erdladen und Steiffen an dem Herrn Hause gegen Abend zu, sich in das Erdreich hinein gedrucket, indem das Gebäude oben hinunter gesunken, auch die Feuer-Mauer in dem Wohn Gebeude sich also zerdrückt und Risse bekommen, daß kein Schmieren und Beßern mehr helffen wil.

Die Keller betr[effend] so hat sich der Grund gesezet auf beyden Seiten, so daß das Gewölbe oben in Bogen sich von einander gegeben, gesencket, und unterschiedene Risse bekommen.

Die Küche bel[angend].

Ist selbige gleichfalls von Grund aus an Schwellen, Seulen und Riegeln böse und verfaulet, sich auch das ganze Gebeude auseinander gegeben und gewichen, so daß die Feuer Eße auf diesen Balcken nicht mehr ruhen kann, und man stündlich des Abfallens vermuthet, auch sich der Feuers Gefahr oder andern großen Schadens besorgen muß.



In Summa das obbeschriebene ganze Wohn Gebäude, Kellern und Küche ist dergestalt beschaffen, daß ihm durch Reparatur nicht mehr zu helfen, maßen auch der Herr von Marschall hierbey contestirt, daß bey neulich gewesenenen großen Winde er mit den Seinigen in Leib und Lebens Gefahr gestanden, die beywesenden Werckleute es auch also bezeugen müssen.

Alldieweilm nun dieses alte Wohn Gebäude ziemlich kurz und enge, so sey der Herr von Marschall vorhabens <sup>(k)</sup>das ganze Gebäude<sup>k)</sup>, inclusive des bisherigen Anhanges

56. Ellen in die Länge, und

25. Ellen tieff, oder in der Weite, ausführen, und die Küche und angehangten Gebäude mit drein ziehen zu lassen.

Zu solchem neuen Gebäude geben die Werckleute folgendes Bedürffnis an:

<sup>(l)</sup>1. Der Zimmermann, Andreas Öhme,<sup>l)</sup>

Pfähle.<sup>m)</sup>

600. Elln Eichen Holz zu Schwellen und Zangen quer über die Schwellen, darzu die Stärke und Breite 12. bis 14. Zoll.

234. eichene Pfähle, einen Pfahl von 8. bis 10. Ellen lang.

300. Pfähle, die Kammern unten in Rust auszustoßen, von ellern und kiefern Holz, gleichfalls von 8. bis 10. Ellen gerechnet.

Zu obgedachten Holze giebet besagter Zimmer Meister an, daß darzu zum wenigsten nöthig weren 150. Fuhren zweyspännicht.

Bau Holtz.<sup>m)</sup>

5. ßo. Stämme Saalen Holz, so von Kleinkorbeta oder anderen Orten der Saale herzuholen, worzu gleichfalls ad minimum benöthiget 150. Fuhren dito.

Breter.<sup>m)</sup>

33. ßo. Spunde Brett zu denen Böden und andern Bedürffnus dieses Gebäudes, solche von Grimma herzuholen, weil sie näher nicht zu haben, worzu zum minsten bedürfftig 33. Fuhren dergl[eichen].

Latten.<sup>m)</sup>

28. ßo. 6. ellichte Latten, solche von Grimma herzuholen, thut 5. Fuhren.

Handdienste zur Zimmer Arbeit.<sup>n)</sup>

Wann die Pfähle gestoßen würden, hette er der Zimmermann täglich 10. bis 12. Personen nöthig.

## 2. Mauer Arbeit.

Der Mauer Meister, Isaac Jacob Wiegener, berichtet, daß nach gnugsamer Überlegung dieses Baues nach vorgedachter Länge und Weite, auch solches 3. Geschoß, inclusive des Grundes und der Keller, im Mauer Werke aufzuführen, der Herr von Marschall, als Bau Herr, nöthig haben würde

Bruch Steine.<sup>m)</sup>

20. Ruthen Bruch-Steine zu denen Grund Mauern, ohne die Steine von denen alten Grund Mauern, welche hiesiger Gegend nicht näher als vom Dürren Berge bey der Saale zu haben. Die Ruthe zu 8. Ellen ins Gevierdte und 2. Ellen hoch gerechnet, darzu wenigstens 15. bis 18. Fuhren auf eyne Ruthe gerechnet, betrüge in die 350 Fuhren zweyspännigt.

Wölbbiegel.<sup>m)</sup>

Zu denen Kellern und der Küche, würden in die 18. bis 20 000. nöthig seyn.

Mauer Ziegel.<sup>m)</sup>

Zu den ganzen Gebäude aufzuführen, und aller darzu bedürffenden Mauer-Arbeit, würde nebenst denen alten Mauer Ziegeln, an neugebrandten Ziegeln nöthig seyn, in die 124. bis 130 000.

Dach Ziegel.<sup>o)</sup>

Halte er, der Mauer Meister, zu solchem Gebäude in die 20 000 nöthig.

Wann nun zu ieden 1000 Wölb- und Mauer Ziegeln 5. Fuhren à 200. zweyspännigt, und zu denen Dach Ziegeln auf 500. Ziegel 40. Fuhren aus des Herrn von Marschalls ohnweit Zöbiger habenden Ziegel Scheune anzuführen gerechnet werden, würde erfordert in die 790.<sup>p)</sup> zweyspännichte Fuhren.

Wobey nicht gerechnet worden die Kalck-, Sand-, Leim-, Schutt- und andere benötigte Fuhren. Item die Thüren und Fenster und Treppen-Werck Stücken von Zeitz anher zu führen, ingleichen auch das Rüstholz und Breter p., welches, wenn es genau solte berechnet werden, annoch sehr viel Fuhren erfordern wird.

Hand Dienste.<sup>m)</sup>

Hierüber berichtet der Mauer Meister, daß wenn die Mauer Arbeit solte gefördert werden, er iedes Tages 6. Maurer anlegen müste, worzu des Tages 11. Handlanger, als deren 9. denen Mäurern zuzufördern und 2. den Kalck zuzubereiten, nöthig weren.<sup>f)</sup>

<sup>g)</sup>Hierauff nun giebet der Herr von Marschall, als Impetrant, coram Commiße an, daß in diesen seinen Gerichten zu Zöbicker und Prödel sich befinden thäten

Pferdner

2. zu Zöbiger, und

3. zu Prödel,

5. Pferdner.<sup>r)</sup>

An Hintersaßen

24. in Zöbiger, und

10. in Prödel,

34. Hintersäßer.<sup>r)</sup>



Häußler

4. in Zöbiger, und

5. in Prödel.

9. Häußler.<sup>r)</sup>

Und weiln nicht nur nach dem vorhandenen Receß sub dato 11. Febr[uar]ii 1614. sondern auch nach der Landes-Ordnung und N. Decis. 33. die Unterthanen die Pferdner und Handdiensten absonderlich zu neu aufführenden Rittersitz Gebäuden, zu leisten schuldigen. So wollte er sich auf sein sub dato Zöbiger den 22. Augusti jüngsthin abge-  
laßenes allerunterthänigstes Supplicat bezogen, und denen Unterthanen nun solches zu erkennen nochmahls angesuchet haben.<sup>q)</sup>

(<sup>s</sup>So hat man so wohl die Pferdner als auch Hintersäßere und Häußler mit Eröffnung der allergnädigsten Commission vorgenommen, da denn von dem Herrn von Marschall, im Fall es zum gütlichen Vergleiche gelangen könnte, jedoch ohne praejudiz seines Rechts, vorgeschlagen worden, daß so lange über dem vorhabenden Haupt-Gebäude des Rittersitzes gebauet würde, an statt derer zu Reparaturen, nach obangezogenen alten Recess vom 11. Febr[uar]ii 1614. jährlich schuldigen vier Tage Bau Fuhren, er von jeden Pferdner jährlich dreyßig Tage zweyspännige Fuhren, und, was die Hand-Dienste anlangte, von jeden Hintersäßer er wöchentlich zween Tage, und von einem Häußler einen Tag (mit eingerechnet derer sonst gewöhnlichen vier Tage) gegen gewöhnliche Lieferung, damit sie nicht allzusehr beschwehret würden, annehmen wollte, in Hoffnung, weil sie sonst nicht viel Dienste über sich hätten, sie es gar wohl ertragen könnten, zumahl die Pferdner diese Fuhren meistens in Winters-Zeit, da die Pferdte ohnedeme im Stalle stünden, verrichten könnten. Wenn nun dieses neue Rittersitz-Gebäude aufgeführt, es hernacher bey dem angezogenen Recess sub dato 11. Febr[uar]ii 1614. und deßen bißherigen Observanz verbleiben sollte. Ob nun wohl, ohnerachtet damahls vielfältig beschehenen remonstrirens und Zuredens, genommenen Abtritts, deliberirens und Rückkehr, die Pferdner zu nichts weiters, als ohne die gehörigen vier Tage zu Reparatur und neun Tage mit zwey Pferdten Acker-Frohn, noch zu sechs Tagen Bau-fuhren, auf drey Jahr, die Hintersäßere aber über die gewöhnlichen vier Tage jährlich noch zu sechs Tage, auf drey Jahr lang, und die Häußler zur Helffte an Hand-Bau-Diensten sich herausser gelaßen, und erkläret, und als Herr Impetrant damit nicht friedlich seyn wollen, so wohl jene als dieser ihre respective endliche Erklärung und Nothdurfft in dem allergnädigst mir anbefohlenen Amte Leipzig, binnen vierzehnen Tagen anzubringen beliebt, damit der erforderte allerunterthänigste Bericht erstattet werden, und ein allergnädigstes decisiv-Rescript erfolgen könnte. So haben doch darauf die Unterthanen sich so weit zum Zweck geleyet, daß sie zu mehr angeregten vorhabenden neuen Bau des Zöbickerischen Rittersitzes oder Wohn-Haußes, auf drey Jahr lang, so daß der Pferdner, Hintersäßer und Häußler Baudienste anno 1698. 1699. und 1700. continuiert werden sollen, jährlich jeder zwölf Tage, die Pferdner und Anspanner mit dem Gespann, und die Handfröhner mit der Hand, inclusive ihrer ordentlichen vier Tage, die Häußler aber

jährlich zu vier Tagen auf solche drey Jahr lang zu fröhnen, sich in Schrifften resolviret, solche ihre Erckklärung auch mündlich zu wiederholen erbothen. Wann dann zu solchem Ende ich zu Ende gesetzten dato mich benebst dem Amts-Actuario und Amts-Landrichter wieder heraus nach Zöbicker begeben, allwo nicht nur die sämtlichen Unterthanen, an Pferdtnern, Hintersäßern und Häußlern, wie sie hernacher specificiret, und zwar die Wittweiber cum Curatoribus, vor mir anderweit persöhnlich erschienen, und so thanes ihr Erbiethen wiederholet, der Herr von Marschall auch, in Ansehung ihres beweglichen Anhaltens und ietzigen schwehren Zeiten sich darzu behandeln laßen, und es acceptiret, dargegen auch, daß nach Ablauff derer dreyen Jahre sie die Unterthanen hinwieder bey dem in ihrem Eingangs angezogenen Vertrage gesetzten vier Tagen jährlich gelaßen werden sollten, stipulata manu versichert, maßen sie auch mit dem nun zu Ende gehenden 1698ten Jahre den Anfang gemachet, und die Baudienste solchergestalt nun bereits ein Jahr geleistet, und hierüber einen commissarischen Recess in duplo auszufertigen gebethen. Alß habe Krafft tragender allergnädigster Commission ich solches alles in gegenwärtigen Recess, welcher ihnen allen deutlich vorgelesen und von beyden Theilen mit dem Handschlage bekräftiget worden, verfaßt, und jedweden Theile ein Exemplar davon unter dem Amts-Siegel und meiner eigenhändigen Unterschrift, nach erfolgter allergnädigster Confirmation ausgestellt. So geschehen und gegeben Zöbicker den 19. Decembris anno 1698.

(L[oco] S[igilli]).

Johann Joachim Roth.

George Schwarze Amts Actuarius.

Johann Balthasar Matthesius, Amts Landrichter.<sup>s)t)</sup>

(a ... a) *Nur in (B).*

(b ... b) *Abschrift folgt (A). In (B):* Alß haben deme zu allergehorsamster Folge mich nebst zu Ende benannnten Amts-Actuario, wie auch Amts-Land-Richter am 22. Octobris des 1697sten Jahres hieraus nacher Zöbicker begeben, allda das Wohnhauß auf dem Ritterguthe in Beyseyn obwohlermelten Herrn von Marschalls, als Impetrantens und Gerichts-Herrn, auch deßen Gerichts-Verwalthers, Herrn Johann Heinrich Ritters, wie auch derer dartzu getzogenen Werckleute, nahmentlich: Andreas Oehmens, Zimmermeisters zu Groß Städteln, und Isaac Jacob Wiegners, Maurermeisters zu Pegau ingleichen derer Unterthanen zu Zöbicker und Prödel, zuförderst um und um begangen, und in Augenschein genommen, da dasselbiges [*Es folgen die Maße des alten Baues*].

c) hinaus nacher *folgt gestrichen (B)*

d) etl. *folgt gestrichen (B)*

e) befunden *folgt gestrichen (A)*

(f ... f) *Abschrift folgt (A)*

g) daneben *nur in (A)*

h) Seul *am Rande nachgetragen, Werken dort gestrichen (A)*

i) auch Steifen *folgt gestrichen (A)*

(k ... k) nach Niederreißung deßen das neue Wohnhaus (B)

(l ... l) an Zimmerarbeit (B)

m) *am linken Rand, doppelt unterstrichen*

n) *am linken Rand, Handdienste doppelt unterstrichen*

o) *am linken Rand, unterstrichen*

p) 700 (B)

(q ... q) *Abschrift folgt (A), in (B):* Nachdem nun hierauf der Herr von Marschall als Impetrant, daß in diesen seinen Gerichten zu Zöbicker und Prödel sich zusammen

5. Pferdner

34. Hintersäßer und

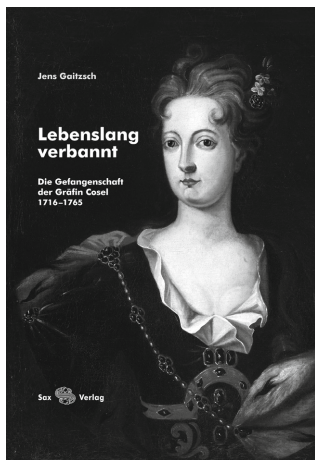
9. Häußler

befänden, angegeben, sich auf sein untern 22ten Augusti besagten 1697.ten Jahres abgelaßenes allerunterthänigstes Supplicat bezogen, und gedachte Unterthanen nicht nur nach dem vorhandenen Recess sub dato den 11. Februarii 1614. sondern auch nach der Landes-Ordnung und 33. Decision zu sothanen Baufröhnen, an Pferdte- und Hand Diensten anzuhalten angesuchet.

r) *am linken Rand*

(s ... s) *Abschrift folgt (B). In (A) folgt eine ausführlichere Beschreibung der Verhandlungen.*

t) *In (B) folgt fol. 64r–65v die Aufstellung der Zöbiger und Prödeler Einwohner.*



**Lebenslang verbannt**  
 Die Gefangenschaft der Gräfin Cosel  
 1716–1765

*Jens Gaitzsch*

ISBN 978-3-86729-149-1  
 1. Auflage 2015, Format 17 x 24 cm  
 288 Seiten mit 51 Abbildungen  
 gebunden  
 19,90 €

Die Gräfin Cosel gehört heute zu den bekanntesten Frauen der sächsischen Geschichte. Sie ist in der öffentlichen Wahrnehmung die Frau schlechthin an der Seite Augusts des Starken. Als eine außergewöhnliche Repräsentantin des sächsischen Hofes, charakterstark und von auffällender Schönheit, erlitt sie in Stolpen ein trauriges Schicksal: 49-jährige Gefangenschaft. Wie bei keiner anderen Person vermischen sich dabei Mythos und Tatsachen, Legenden und Wirklichkeit. Noch heute erregt sie die Gemüter.

Wer war diese Frau, was trieb sie an? Welche Umstände führten zu einer lebenslangen Verbannung? Wie verbrachte sie die fast ein halbes Jahrhundert währende Gefangenschaft auf der Festung Stolpen?

Wo bislang zumeist kolportiert worden ist, wird hier diesen Fragen anhand der zahlreichen Quellen des Aktenbestandes im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden nachgegangen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der ausführlich beschriebenen Gefangenschaft der Gräfin Cosel und ihrem Leben auf der Festung. Wie dabei das Temperament der Gräfin den Lauf der Ereignisse beeinflusst hat, dem geht der Autor nach einer vorangegangenen Persönlichkeitsbeschreibung auf den Grund. Unter der Überschrift »Mythos Cosel« ermöglicht ein nachgeordnetes Kapitel einen Überblick über fast 300 Jahre Rezeptionsgeschichte.

## Das »Leipziger Gemetzel« im August 1845<sup>1</sup>

*Birgit Horn-Kolditz*

### Gesellschaftliche Veränderungen seit 1830

Das Jahr 1830 bildete mit den revolutionären Erhebungen und dem Beginn umfassender Staatsreformen für Sachsen die entscheidende Zäsur auf dem Weg zum Verfassungsstaat moderner Prägung. Eine nationale Komponente, ein politisches Vereinswesen, eine freie Presse und eine Basisbewegung auf dem Lande fehlten 1830 noch und kamen erst während der Revolution von 1848 zum Tragen.<sup>2</sup> Großen Teilen des Bürgertums genügte die in der Verfassung gewährten Ansätze bürgerlicher Grundrechte und die in der nachfolgenden Gesetzgebung angeschobene Modernisierung und Umgestaltung der Verwaltung. Allerdings waren mit der Einrichtung der bürgerchaftlichen Vertretung und der Reformierung der Ratsverfassung in den größeren sächsischen Städten nicht alle im Herbst 1830 zu Tage getretenen Konflikte gelöst worden.<sup>3</sup> Rückständige Rahmenbedingungen wie die Gewerbeverfassung mit dem Zunftzwang für die Handwerker blieben noch bis 1861 weiter bestehen.

Während die Städtereform, die Justiz- und Schulreform ein vorwiegend positives Echo fanden, blieben Forderungen nach bürgerlich-demokratischen Grundrechten wie einer unbeschränkten Pressefreiheit oder Vereins- und Versammlungsfreiheit verfassungsrechtlich für weitere Jahre unerfüllt. Die von den Leipziger Buchhändlern bereits 1830 geforderte Pressefreiheit wurde durch das Beibehalten der Zensurregelungen beschränkt und im Konfliktfall sogar verschärft. Aufgrund der Wahlrechtsregelungen war nur ein kleiner Teil der Einwohner an der städtischen Selbstverwaltung beteiligt. Die allgemeine Verelendung der Handwerker und Lohnarbeiter wurde nicht gestoppt. So stiegen zum Beispiel Ende der 1830er-/Anfang der 1840er-Jahre die Getreidepreise aufgrund von Ernteausfällen durch die große Trockenheit, gleichzeitig sank der Fleischverbrauch. In Leipzig fehlte es an Mehl, um die Bewohner ausreichend mit Brot versor-

- 
- 1 Friedrich Engels verurteilte in einem Artikel die Ereignisse vom August 1845 als »Leipziger Gemetzel«, siehe Das kürzliche Gemetzel in Leipzig. Geschrieben zwischen dem 8. und 11. September 1845, in: »The Northern Star«, Nr. 409, vom 13.09.1845. Aus dem Englischen in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Bd. 2, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1972, S. 558–561.
  - 2 Joseph Matzerath, 1831. Die konstitutionelle Monarchie als Beginn der Moderne, in: Reinhardt Eigenwill (Hrsg.), Zäsuren sächsischer Geschichte, Beucha • Markkleeberg 2010, S. 153–165.
  - 3 Ferdinand Stolle, Die sächsische Revolution, oder Dresden und Leipzig in den Jahren 1830 und 1831, Leipzig 1835, S. 149–223; Karl von Steinbach [Karl August Hase], Sachsen und seine Hoffnungen. Eine politische Denkschrift der Septemberwochen 1830, Leipzig 1830, S. 139–163.

gen zu können. Dadurch bestand in Teilen der Bevölkerung eine anhaltende Unzufriedenheit, die aus scheinbar nichtigen Anlässen schnell zu gewalttätigen Tumulten und Unruhen führen konnte, wie es am 30. August 1831 der Fall war.<sup>4</sup> Galt es 1830, die überkommene spätf feudale Magistratsverfassung und die Polizeiwillkür abzuschaffen, richteten sich die spontanen Aktionen 1831 vor allem gegen die Präsenz der landesherrlichen Macht durch das Militär. Hinzu kamen soziale Spannungen innerhalb der Kommunalgarde. Hier entstanden Konflikte zwischen großbürgerlichen Kräften, die einen gewissen Kastengeist entwickelten und sich teurere Ausrüstungen und Uniformen leisten konnten, und den kleinbürgerlichen Gruppen. Dem vorausgegangen war die gewaltsame Auflösung des Dresdner Bürgervereins im April 1831.<sup>5</sup> Aufgeheizt wurde die Stimmung in der Leipziger Bevölkerung durch die devoten Ergebnissadressen des Leipziger Stadtrates, der Kommunrepräsentanten sowie Vertretern des Handelsstandes, der Universität, der Buchhändler und der Kommunalgarde an die Landesregierung in Dresden. Die Leipziger fanden es »unpassend, die Dresdner auf diese Weise bloßgestellt und angeschwärzt zu haben«.<sup>6</sup>

Bald waren die Dresdner Ereignisse jedoch nicht mehr Tagesgespräch, sondern die heraufziehende Gefahr der Cholera, die 1831 nicht nur die Einwohner der Stadt bedrohte, sondern einen Rückgang der Besucher während der bevorstehenden Michaelismesse und damit finanzielle Einbußen im Handel und Gewerbe befürchten ließ. Inmitten dieser Befindlichkeiten eskalierte der schon seit Herbst 1830 schwelende Konflikt um den Bezug eines neuen Wachlokals der Kommunalgarde. Als der im Volk wenig beliebte Prinz Johann von Sachsen<sup>7</sup> als Oberbefehlshaber der sächsischen Kommunalgarden am 27. August 1831 unter Androhung von Strafen den Bezug der neuen Wache anwies,<sup>8</sup> kam es bei dem inszenierten Wachwechsel am 30. August »unter Geschrei und Pfeiffen des Publikums« zu tätlichen Angriffen der aufgebrachtten Bürger auf einzelne Gardisten auf dem Naschmarkt und zwischen Gardisten untereinander.<sup>9</sup> Auf Veranlassung des Rates schlug das herbeigerufene Militär die »Revolte« nieder, die mit drei Toten und mehreren Verletzten endete. Die Kommunalgarde bezog am 1. September 1831 das neue Wachlokal. Die rebellierende 6. Kompanie wurde aufgelöst, ihre Mitglieder wurden entwaffnet und teilweise zu Gefängnisstrafen verurteilt.<sup>10</sup> Infolge der Unru-

4 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tit. XLIII, Nr. 11.

5 Zu den Aprilunruhen 1831 in Dresden siehe: Dresden im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 2, hrsg. von Reiner Groß und Uwe John, Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Reichsgründung, Stuttgart 2006, S. 537–538.

6 Karl Große, Geschichte der Stadt Leipzig von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 2. Bd., Leipzig 1842, S. 625.

7 Johann, Kronprinz von Sachsen 1804–1854, König von Sachsen 1854–1873 (1801–1873).

8 Höchste Ordre Nr. 22, die Vertauschung des Wachlokals betr. vom 26. August 1831, StadtAL, Kommunalgarde Nr. 2.

9 Vgl. Stolle, Revolution (Anm. 3), S. 128–142.

10 StadtAL, Tit. XLIII, Nr. 11 und Kommunalgarde Nr. 2.

hen trat der Leipziger Oberbürgermeister Schaarschmidt von seinem Amt zurück. Am 4. September 1831 wurden in Leipzig in eher bescheidener Form die Verkündung der Verfassung Sachsens sowie der Übergang zur konstitutionellen Monarchie begangen.<sup>11</sup>

### Vormärzlicher Liberalismus und das Ringen um religiöse Freiheit

Die 1830 begonnene bürgerschaftliche Umgestaltung auf kommunaler sowie Landesebene konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Differenzierung der Gesellschaft weiter ausprägte und die Verarmung weiter Bevölkerungsteile, vor allem aus dem Handwerk und der Lohnarbeit, fortschritt. Die soziale Not warf immer stärker Fragen nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit sowie nach Verantwortung und Handeln entsprechend der Glaubensgrundsätze auf.

Zu Beginn der 1840er-Jahre wurde Sachsen ein Zentrum der vormärzlichen Bewegung. Es entstanden eine Vielzahl von Vereinen und literarischen Gesellschaften, in denen liberale, demokratische, republikanische sowie revolutionäre Ideen und Positionen diskutiert, Haltungen ausgeprägt und Bewegungen initiiert wurden.<sup>12</sup>

Dem stand eine Neuausrichtung der sächsischen Landespolitik, auch auf Druck der Bundesstaaten Österreich und Preußen, gegenüber, wodurch der konservative Flügel gestärkt wurde. Dies führte 1843 zum Rücktritt Bernhard August von Lindenaus. Die Kabinetts Spitze übernahm der in einem reaktionären Ruf stehende Justizminister Julius Traugott Jacob von Könneritz.<sup>13</sup> Die Regierung befand sich nunmehr im ständigen Gegensatz zur liberalen Bewegung im Land. Da es noch keine politischen Parteien gab, kamen oppositionelle Meinungen vor allem durch die Publizistik zum Ausdruck. Die Artikulation im Rahmen der Auseinandersetzungen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen war in Sachsen durch das Eingreifen der Zensur stark eingeschränkt.

Die im Folgenden zu schildernden Ereignisse vom August 1845 hatten einen religiösen Hintergrund, wie dies schon bei den revolutionären Unruhen im Juni 1830 zu verzeichnen war. Standen damals die Gegensätze zwischen dem katholischen Hof und der protestantischen Bevölkerung im Mittelpunkt, spielten nun die Auseinandersetzungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche eine wesentliche Rolle. Der bekannte Leipziger Verleger und Buchdruckereibesitzer Heinrich Brockhaus (1804–1874) skizzierte

<sup>11</sup> StadtAL, Tit. VIII Nr. 124, Bl. 6ff.

<sup>12</sup> Reiner Groß, Geschichte Sachsens, Leipzig 2001, S. 221; Hartmut Zwahr, Leipzig im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (1763–1871), in: Klaus Sohl (Hrsg.), Neues Leipzigisches Geschichts-Buch, Leipzig 1990, S. 132–179, hier S. 149–162.

<sup>13</sup> Jonas Flöter, Reform oder Revolution, in: Dresdner Maiaufstand und Reichsverfassung 1849. Revolutionäres Nachbeben oder demokratische politische Kultur (Schriften zur sächsischen Landesgeschichte Bd. 1), hrsg. von Martina Schattkowsky unter Mitarb. von Uwe John, Leipzig 2000, S. 35f.



die von ihm als »religiöse Wirren und Parteiungen«<sup>14</sup> empfundene Phase mit folgenden Worten: »Mit den kirchlichen Wirren wird es immer toller und die Parteien in der katholischen Kirche stellen sich einander immer greller gegenüber.«<sup>15</sup>

Die deutschkatholische Bewegung war 1844 durch den offenen Brief des schlesischen Kaplans Johannes Ronge<sup>16</sup> an den Bischof Wilhelm Arnoldi von Trier ausgelöst worden. In diesem Schreiben wandte sich Ronge gegen die Zurschaustellung von kirchlichen Reliquien<sup>17</sup> und nannte sie ein den Aberglauben und den Fanatismus förderndes Götzenfest. Der Text Ronges erschien u. a. in der von Robert Blum<sup>18</sup> redigierten liberalen Wochenzeitschrift »Sächsische Vaterlandsblätter«.<sup>19</sup> Nach seiner Exkommunikation fand Ronge zunächst Rückhalt bei der im Oktober 1844 durch den Kaplan Johannes Czarski<sup>20</sup> abgespaltenen christkatholischen Gemeinde in Schneidemühl und bei der von ihm im Februar 1844 begründeten deutschkatholischen Gemeinde in Breslau. Außer in Preußen gewann die neue religiöse Bewegung, die eine Unterordnung unter »Rom« und damit das päpstliche Primat sowie andere katholische Gebote wie den zelebrierten Reliquienkult ablehnte, vor allem in Sachsen schnell Zulauf. Hier entstanden in allen größeren Städten eigene Gemeinden. Unter wesentlicher Führung Robert Blums konstituierte sich die deutschkatholische Gemeinde in Leipzig am 12. Februar 1845.<sup>21</sup> Auf dem ersten Konzil, das vom 23. bis 26. März 1845 unter der aktiven Organisation Blums in Leipzig stattfand, legten die Delegierten in 51 Artikeln Grundsätze und Bestimmungen

14 Heinrich Brockhaus, *Tagebücher. Deutschland 1834 bis 1872*, hrsg. von Volker Titel, Erlangen 2004, Eintrag vom 24.01.1845, S. 278.

15 Ebd., Eintrag vom 09.02.1845, S. 279.

16 Johannes Ronge (1813–1887), deutscher katholischer Priester, trug wesentlich zur Gründung freireligiöser Gemeinden bei und gilt als Begründer des Deutschkatholizismus.

17 Wegen einer satirischen Abbildung zur »Zurschaustellung des Heiligen Rockes in Trier« in einem Heft der im Verlag von Elias Pönicke in Leipzig gedruckten »Zeitfibel«, das vom Hauptzensor Dr. Karl Neubert eingezogen wurde, eröffnete das Vereinigte Kriminalamt im Juni 1845 ein Untersuchungsverfahren, siehe StadtAL Vereinigtes Kriminalamt Rep. I Nr. 8014.

18 Robert Blum (1807–1848), seit 1832 als Theatersekretär am Leipziger Theater beschäftigt, veröffentlichte Gedichte, Artikel und Rezensionen und trat als liberaler Redner und Agitator bereits in den 1830er-Jahren in Erscheinung. 1844 schloss er sich der deutschkatholischen Reformbewegung an, gründete und leitete die Leipziger Gemeinde. Biografische Daten zu Blum siehe u. a. Ralf Zerback, Robert Blum. Eine Biografie, Leipzig 2007; Für Freiheit und Fortschritt gab ich alles hin. Robert Blum (1807–1848). Visionär, Demokrat, Revolutionär, hrsg. vom Bundesarchiv, bearb. von Martina Jesse und Wolfgang Michalka, Berlin 2006.

19 Die »Sächsischen Vaterlandsblätter« erschienen als oppositionelle Zeitung Robert Blums erstmals 1840. 1842 übernahm Georg Günther die Redaktion. Die preußische Regierung verbot 1845 die »Sächsischen Vaterlandsblätter«, da sie enge Kontakte zur demokratischen Bewegung in Schlesien unterhielten. Verbote folgten in Bayern, Baden sowie 1845 auch in Sachsen.

20 Johannes Czarski (1813–1893), früherer Vikar an der Domkirche in Posen, dann Stifter und Prediger der neuchristlichen Gemeinde auf apostolischer Grundlage, der Deutschkatholiken, in Schneidemühl.

21 StadtAL, II. Sektion K, Nr. 1567.

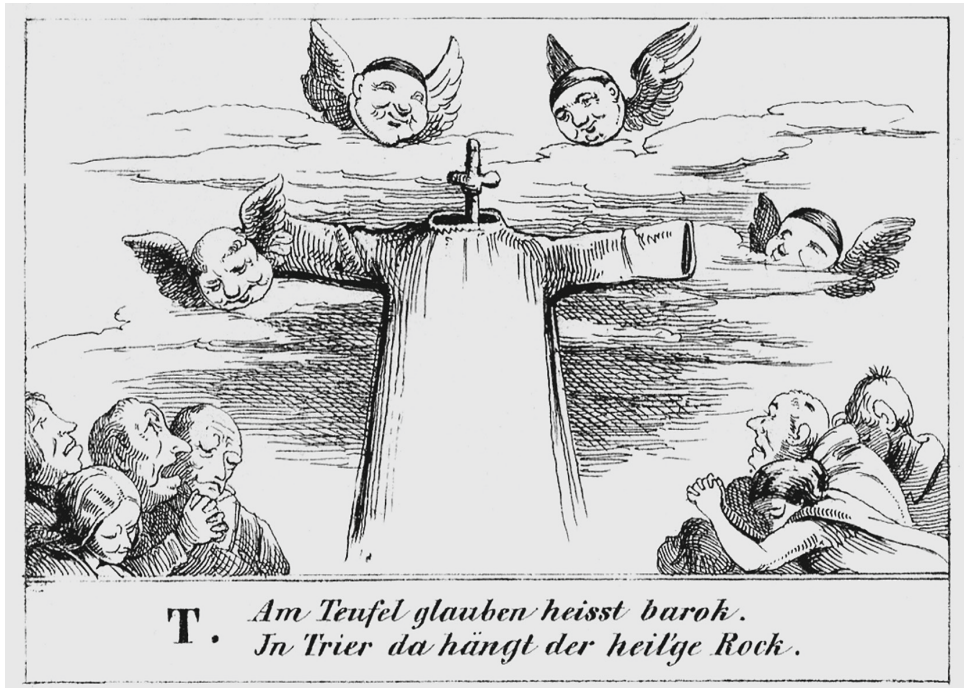


Abb. 1: Satirische Abbildung »Zurschaustellung des Heiligen Rockes in Trier« aus einem Heft der im Verlag von Elias Pönicke in Leipzig gedruckten »Zeitspiegel«, 1845 (StadtAL, Vereinigtes Kriminalamt Rep. I Nr. 8014)

für die deutschkatholische Kirche fest. Durch Ronges aktive Werbetätigkeit entstanden in Deutschland bis 1847 rund 250 Gemeinden mit etwa 60 000 Mitgliedern.<sup>22</sup>

Die deutschkatholischen Grundsätze wurden vor allem von den sächsischen Protestanten unterstützt. Die Leipziger Universität, an der ausnahmslos Protestanten als akademische Lehrer tätig waren, stellte die Aula zur Abhaltung deutschkatholischer Versammlungen zur Verfügung.<sup>23</sup> Am 5. August 1845 fand beispielsweise im Gewandhaus ein deutschkatholischer Gottesdienst statt, der von Dr. Edwin Bauer geleitet wurde und an dem Ronge teilnahm.<sup>24</sup> Durch das Wirken von Robert Blum trug in Leipzig

<sup>22</sup> 1848 waren es fast 100 000 Mitglieder in 259 Gemeinden. Die Regelung der rechtlichen Stellung der Deutschkatholiken erfolgte in Sachsen erst durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der deutschkatholischen Glaubensgenossen vom 2. November 1848, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1848, Bl. 204–210.

<sup>23</sup> Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Bd. 2, hrsg. von Hartmut Zwahr, Jens Blecher, Das neunzehnte Jahrhundert 1830/31–1909, Leipzig 2010, S. 296. Diese Genehmigung nahm der Senat unmittelbar nach der Bekanntmachung hinsichtlich der Glaubensbekenntnisse der Augsburger Konfession vom 17./19.07.1845 zurück.

<sup>24</sup> Leipziger Zeitung (im Folgenden LZ) vom 13.08.1845, S. 3280.

die religiöse Bewegung mehr und mehr politisch-oppositionellen Charakter. Heinrich Brockhaus schätzte dazu ein: »In Leipzig steht Robert Blum an der Spitze der religiösen Bewegung und man möchte wünschen, dass er Theologe wäre, da er mit seinem Eifer und seiner entschiedenen Redegabe gewiß in einer ganz andern Weise mit sich fortreiben würde, als es Ronge und Czerski möglich zu sein scheint.«<sup>25</sup>

Ähnliche religiös motivierte und christlich begründete Bewegungen entstanden in Preußen und in Sachsen mit den protestantischen »Lichtfreunden«, die u. a. eine neue kirchliche Repräsentativverfassung sowie eine zeitgemäße Religiosität forderten und enge Verbindungen zu den Deutschkatholiken hielten. 1845 richteten sich Gesetzesmaßnahmen zunächst gegen die »Lichtfreunde«. Die zeitgleich einsetzende stärkere staatliche Überwachung der deutschkatholischen Gemeinden rief in Teilen der Bevölkerung Empörung hervor. Unter Kronprinz Johann, der als überzeugter Katholik galt, waren die deutschkatholischen Gemeinden in Sachsen wiederholt Verfolgungen ausgesetzt.<sup>26</sup> Obwohl nach Paragraph 32 der Sächsischen Verfassung jedem Landesbewohner völlige Gewissens- und Glaubensfreiheit zustand, sollte die öffentliche Anerkennung und damit die Zulassung der »Neugläubigen« aus der deutschkatholischen Bewegung erst nach Zustimmung der Stände des Landtages möglich sein. Dies führte in der Öffentlichkeit zu einer allgemeinen Verstimmung, zumal es seitens der Landesregierung keine offiziellen Erklärungen zu dieser Frage gab. So entstanden Mutmaßungen und Gerüchte über eine beabsichtigte allgemeine »Katholizierung« Sachsens. Diese verstärkten sich noch, als die in evangelischen Glaubensfragen beauftragten Staatsminister am 17. und 19. Juli 1845 Bestimmungen erließen, die sich gegen alle Bestrebungen auf Beseitigung oder Änderung des gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisses richteten. Die Bildung von Vereinen sowie Versammlungen wurden verboten, in denen es um die Modifizierung von Glaubensbekenntnissen ging und die sich damit gegen die Augsburger Konfession stellten.<sup>27</sup> In der Öffentlichkeit entstand allerdings der Eindruck, dass generell Änderungen des Glaubensbekenntnisses nicht mehr möglich sein sollten, obwohl dies eindeutig der Verfassung entgegen gestanden hätte. Deshalb trafen aus allen Teilen des Landes Proteste und Petitionen mit zahlreichen Unterschriften ein. Die bereits früher hervorgetretene Bewegung für eine protestantische Kirchenverfassung wurde von neuem lebendig. Eine

25 Brockhaus, Tagebücher (Anm. 14), Eintrag vom 05.04.1845, S. 283.

26 Zur politischen Situation in Leipzig um 1845 siehe: Hartmut Zwahr, Leipzig im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (1763–1871), in: ders., Revolutionen in Sachsen. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte (= Geschichte und Politik in Sachsen 1), Weimar, Köln, Wien 1996, S. 152–170; Ders., Vom feudalen Stadtreghiment zur bürgerlichen Kommunalpolitik, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte, hrsg. von der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, 7. Bd., Weimar 1979, S. 7–34.

27 Bekanntmachung der in Glaubensfragen zuständigen Minister vom 13. Juli 1845, gez. von Julius Traugott Jacob von Könneritz, Heinrich Anton von Zeschau, Carl August Wilhelm Eduard von Wietersheim und Johannes Paul von Falkenstein.

Petition von Professor Karl Biedermann<sup>28</sup>, die zahlreiche Leipziger unterzeichnet hatten, verlangte einen Gesetzentwurf, der den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden einen größeren Anteil an der Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten einräumte, als ihnen nach der bestehenden Kirchenverfassung zustand.<sup>29</sup>

In diesem Kontext sind die Ereignisse im August 1845 als Ausdruck sozialer und politischer Unzufriedenheit sowie religiöser Emanzipationsbestrebungen zu sehen.

### Die Ereignisse am 12. August 1845 in Leipzig

»Der 12. August ein unglücklicher Tag für Leipzig und Sachsen und es werden sich an denselben lange traurige Erinnerungen knüpfen, ja selbst folgenreiche Ereignisse«, schreibt Heinrich Brockhaus am Abend dieses Tages in sein Tagebuch.<sup>30</sup> Welches Vorwissen reflektierte Brockhaus und was geschah an diesem Tag?

Anfang August 1845 verbreitete sich in Leipzig die Nachricht, dass Prinz Johann als Oberkommandierender der sächsischen Kommunalgarden im Rahmen der traditionellen »Jahresrevue« zur Inspektion der Leipziger Kommunalgarde am 2. August 1845 in der Stadt eintreffen werde. Zu diesem Zeitpunkt bestand in der Bevölkerung Leipzigs bereits Unruhe wegen der im Juli verfügten Einschränkungen gegenüber den Deutschkatholiken.<sup>31</sup> Prinz Johann galt nicht nur als Repräsentant der zunehmend konservativer werdenden Regierung in Dresden, sondern blieb in seinen Auffassungen dem obrigkeitstaatlichen Katholizismus verhaftet, gegen den sich die religiösen Reformbewegungen richteten.<sup>32</sup> Dazu kamen, wenn auch nicht bestätigte, Gerüchte, dass der älteste Sohn von Johann, Prinz Albert, in Bologna von Jesuiten erzogen werden sollte. So verbreitete sich schon im Vorfeld der Parade der Aufruf, deren Ablauf mit Pfeifen und Hochrufen auf den Führer der Deutschkatholiken Ronge zu stören.

Am 12. August 1845 gegen 16 Uhr, aus Chemnitz kommend, traf Prinz Johann in Leipzig ein. Während des Aufmarsches der Kommunalgardisten und des Exerzierens auf dem Roßplatz, aber noch verstärkt während der abschließenden Parade waren Unmutsäußerungen aus den Reihen des Publikums zu vernehmen, darunter Rufe gegen

28 Friedrich Karl Biedermann (1812–1901), deutscher Politiker, Publizist und Professor für Philosophie, war seit 1838 Extraordinarius der Staatswissenschaften und der Philosophie an der Leipziger Universität. Eine bedeutende Rolle spielte Biedermann als Mitbegründer der »Versammlung deutscher Schriftsteller«, die erstmals 1845 in Leipzig stattfand. Karl Biedermann war nicht aktiv bei den Augustereignissen beteiligt; er stellte in seiner Zeitschrift »Der Herold« die Ereignisse ohne Kommentar dar.

29 Zeitgenössische Bewertung der politischen Situation in Sachsen seit 1830 siehe: Karl Biedermann, *Sächsische Zustände*, in: *Unsere Gegenwart und Zukunft*, hrsg. von Karl Biedermann, 1. Bd., Leipzig 1846, S. 284–355.

30 Brockhaus, *Tagebücher* (Anm. 14), Eintrag vom 12.8.1845, S. 287.

31 Siehe Anm. 27.

32 Flöter, *Revolution oder Reform* (Anm. 13), S. 37.

die Jesuiten. Die Ehrenbezeugungen für den Prinzen, die der Kommandant der Kommunalgarde Dr. Carl Heinrich Haase befahl, blieben weit hinter den sonst üblichen Hochrufen zurück. Auch der Tusch des Musikkorps entfiel bzw. ging im allgemeinen Lärm unter. Trotzdem zogen sich die Kompanien der Kommunalgarde geordnet in die Innenstadt zurück, um anschließend ab 21 Uhr dem Großen Zapfenstreich zu Ehren des Prinzen auf dem Roßplatz beizuwohnen. Offensichtlich hatte den Prinzen niemand über die Stimmungslage in Leipzig informiert, sodass dieser trotz des unterschwellig drohenden Gemurmels an der Übernachtung in Leipzig festhielt. Tausende Leipziger, die dem Zapfenstreich beiwohnen wollten, hatten sich vor dem »Hotel de Prusse« am Roßplatz 8 bzw. an den angrenzenden Promenaden versammelt. Unter ihnen waren Studenten, Maurer, Handarbeiter »und überhaupt mehr [Vertreter aus] den niederen Klassen«, aber auch »den gebildeten Ständen« angehörige Personen, wie die Leipziger Zeitung später berichtete.<sup>33</sup> Als das Spiel des Musikkorps einsetzte, erklang starkes Pfeifen, Zischen und Schreien, das sich weiter steigerte. Prinz Johann empfing unterdessen im »Hotel de Prusse« Vertreter verschiedener Behörden, der Geistlichkeit und der Universität sowie Offiziere des Militärs und der Kommunalgarde. Einzelne Personen waren um 20 Uhr zum Abendessen des Prinzen im Gartensaal des Hotels, der sich in einem Hintergebäude befand, eingeladen, wo zunächst nichts von dem sich ankündigenden Aufruhr zu bemerken war. Die sich vor dem Gebäude am Roßplatz immer mehr vergrößernde Menge sang patriotische Lieder und schließlich Luthers »Ein feste Burg ist unser Gott«, begleitet von Pfeifen und Schreien. Hochrufe auf Ronge und Czerski, die beiden Begründer der deutschkatholischen Gemeinde, waren ebenso zu hören wie »Nieder mit den Jesuiten.« Letzten Endes flogen aus der Menge Steine gegen die Hotelfenster und die vor dem Haus aufgestellten Wachen. Als mehrere Offiziere der Leipziger Garnison und der Kommunalgarde aus dem Hotel heraus versuchten, die Menge zu beschwichtigen, wurden sie mit Steinwürfen attackiert. In der Vorahnung, dass angesichts des Tumults mit dem Eingreifen des Militärs oder der Kommunalgarde zu rechnen sei, zog sich ein Großteil der Zuschauer schließlich auf die Promenaden zurück. Es war inzwischen fast 22 Uhr und noch immer erhielt die Kommunalgarde nicht den Befehl zum Eingreifen, obwohl die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und der gesetzlichen Ordnung in der Stadt zu ihren ureigensten Aufgaben gehörte. Selbst als ein 40 Mann starker Trupp der fünften Kompanie eintraf, durfte Hauptmann Dr. Heyner nicht eingreifen, denn im Falle eines Tumultes unterstand die Kommunalgarde dem Befehl des Garnisonskom-

---

33 Außerordentliche Beilage zur LZ vom 6. Oktober 1845 mit Bekanntmachung des Ministeriums des Innern zu den Untersuchungsergebnissen der Unruhen vom 29. September 1845, in: StadtAL, Tit. LXI (K), Nr. 36, Bl. 189–196.



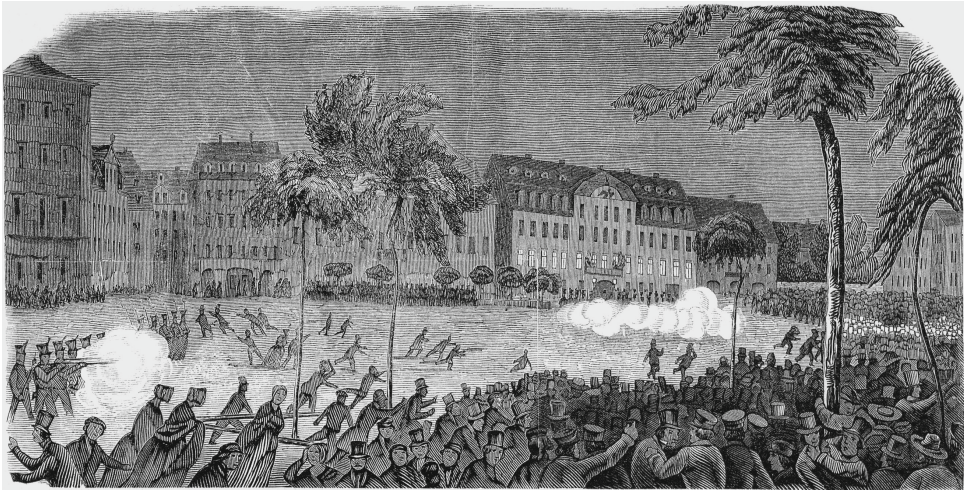


Abb. 2: Der Roßplatz vor dem Hotel de Prusse zu Leipzig am 12. August 1845 (Illustrierte Zeitung vom 23.08.1845, Titelseite)

mandanten.<sup>34</sup> Zwischenzeitlich alarmierte man sowohl die Kommunalgarde als auch das Militär. Der Kommunalgarde wurde jedoch das aktive Eingreifen untersagt. Anstelle der Kommunalgardisten rückte das 2. Schützenbataillon, das bereits vorab mit Patronen ausgestattet worden war, im Sturm aus der Kaserne in der Pleißenburg Richtung Roßplatz vor und nahm mit aufgeflepptem Bajonett vor dem »Hotel de Prusse« Aufstellung. Ohne dass alle Versammelten einen Kommandoruf tatsächlich als Vorwarnung vernahmen, setzten die Soldaten ihre Schusswaffen gegen die Menge ein. Dadurch kam es kurz nach 22 Uhr zu den von Zeitgenossen als »blutige Ereignisse« bezeichneten Geschehnissen.<sup>35</sup> Unter den vorwiegend unbeteiligten Zuschauern waren auf dem Roßplatz, den Promenaden und in der Universitätsstraße mehrere Tote und Verletzte zu beklagen, die von Polizeidienern und Chaisenträgern vom Platz gebracht wurden. Den Gerüchten nach sollten sich unter den Toten sogar eine Frau und ein Kind befunden haben, was sich jedoch später nicht bestätigte. Nunmehr lief die Menge erneut zusammen und Einzelne wandten sich verbittert gegen das Militär. Andere versuchten aus der Stadt Waffen herbeizuschaffen. Um ein weiteres Eskalieren der Gewalt zu verhindern, erhielt

34 Das landesherrliche Mandat vom 29. November 1830 legte die Organisation und den Aufgabenkreis der sächsischen Kommunalgarden fest, der in der Erhaltung der »öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung« und der Sicherung des »öffentlichen und Privateigentums« bestand. Die Dienstvorschrift der Kommunalgarden regelte den Einsatz bei besonderen Ereignissen sowie den regulären Wach- und Streifendienst, siehe StadtAL, Kommunalgarde Nr. 11.

35 Die blutigen Ereignisse in Leipzig am 12ten August 1845. Extra-Abdruck aus: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur, Leipzig 1845, in: StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 46–48.

die Kommunalgarde gegen 23 Uhr den Befehl zum Einsatz und räumte den Platz vor dem Hotel und patrouillierte in den umliegenden Straßen und Plätzen. So kehrte erst gegen drei Uhr Ruhe ein. Noch in der Nacht fanden Verhandlungen mit dem Prinzen statt, der jedoch zu diesem Zeitpunkt einem Abzug des Militärs nicht zustimmte. Im Gegenteil: Stattdessen rückten in den nächsten Tagen in Leipzig noch ein weiteres Bataillon Jäger sowie eine Eskadron Husaren vom 2. leichten Reiterregiment Prinz Johann aus Grimma ein. In den frühen Morgenstunden des 13. August verließ Prinz Johann unter hämischen Zurufen aus der noch nicht zerstreuten Menge, begleitet von einer Abteilung reitender Kommunalgardisten, im Wagen die Stadt.

Im Rückblick wurde in zeitgenössischen Schilderungen besonders die »schlafmützige« Rolle des Leipziger Bürgermeisters Johann Carl Groß<sup>36</sup> kritisiert, der ebenso wie andere Ratsmitglieder und Stadtverordnete als Teilnehmer des Abendessens nicht mäßigend auf den Prinzen eingewirkt habe, um ein Blutvergießen zu vermeiden.<sup>37</sup> »Es ist Blut geflossen, das Blut Unschuldiger durch brutale Militärmacht vergossen worden, und das hat noch selten Segen gebracht!« prophezeite deshalb der Zeitzeuge Heinrich Brockhaus in seinen Aufzeichnungen.<sup>38</sup> Tatsächlich forderte der Schusswaffeneinsatz sieben Tote und fünf Verletzte.<sup>39</sup> Im Rahmen der späteren Untersuchungen und der Rekonstruktion der Ereignisse vom Abend des 12. August wurde festgestellt, dass sich alle sieben Todesopfer aus unterschiedlichen Gründen unter den Bäumen auf der Promenade längs des Roßplatzes aufgehalten hatten. Während der Polizeidiener hier seinen Wachdienst ausübte, bevor er erschossen wurde, befanden sich Einzelne auf dem Heimweg oder auf einem Spaziergang, als sie unmittelbar nach Ertönen des Signals für die Jäger und Schützen durch deren Gewehrkugeln von hinten getroffen wurden.

Am darauffolgenden 13. August 1845 fielen in den Straßen der Stadt diskutierende Gruppen auf, die sich über die Ereignisse des vergangenen Abends austauschten, Spuren des Schusswaffengebrauchs sowie des Blutes von Toten und Verwundeten suchten. Zur Vermeidung eines erneuten Auflaufs und zur Aufrechterhaltung der Ordnung verhängte der Rat der Stadt per öffentlicher Bekanntmachung ein Ausgehverbot für Lehrlinge und unmündige Kinder ab 20 Uhr, verbot die »Ansammlung von Gruppen« in den Abendstunden und drohte polizeiliche Maßnahmen bei Zuwiderhandlungen an.<sup>40</sup> Trotzdem hatten die Studenten noch am gleichen Tag um 14 Uhr auf dem Schützenhaus eine

36 Johann Carl Groß (1778–1866), Jurist, 1828 Stadtrichter, 1831 Geheimer Justizrat im Justizministerium, 1840–1848 Bürgermeister von Leipzig.

37 Brockhaus, Tagebücher (Anm. 14), Eintrag vom 12.08.1845, S. 289.

38 Ebd., Eintrag vom 12.08.1845, S. 287.

39 Die Namen der Verletzten wurden vom Jakobshospital dem Rat der Stadt übermittelt, siehe Rapportzettel vom 13.08.1845, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 9. In dieser Akte finden sich auch die Namen der zu diesem Zeitpunkt erfassten sechs Toten und fünf Verwundeten (ebd., Bl. 28). In einer Bekanntmachung vom 16.08.1845 veröffentlichte der Rat die Namen der Toten, siehe Leipziger Tageblatt und Anzeiger (im Folgenden LT) vom 17.08.1845, S. 2202.

40 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 2–3.



Versammlung einberufen. Neben den rund 600 bis 700 Studenten, was etwa zwei Dritteln der Studentenschaft entsprach, fanden sich viele Bürger ein. Aufgrund der großen Teilnehmerzahl von rund 2000 Personen musste die Versammlung im Freien stattfinden. Diskutiert wurde teils konträr über die in der Stadt zu ergreifenden Maßnahmen. Robert Blum, der sich am 12. August geschäftlich in Dresden aufgehalten hatte, nahm sofort nach seiner Rückkehr nach Leipzig an der Versammlung im Schützenhaus teil. Blum trat schnell als Wortführer auf und schlug der Versammlung vor, still und feierlich wie ein Leichenzug auf den Markt zu ziehen. Auf dem Markt formierte sich erneut eine Volksversammlung, die unter Blums Führung eine Deputation bestimmte, um vom Stadtrat die »feierliche Bestattung der Todten, die Vermittlung des Rathes für die Entfernung des Militärs und für Einleitung einer Untersuchung gegen die Urheber des Schießens« sowie die Durchführung des Ordnungsdienstes allein nur durch die Kommunalgarde zu fordern.<sup>41</sup> Neben Robert Blum gehörten der Buchhändler Ludwig Schreck, der Advokat Dr. Wilhelm Heinrich Bertling<sup>42</sup>, August de Marle sowie die Studentenführer August Wemm und Richard Wa(t)zau zu dieser Abordnung. Nach langen Verhandlungen sicherten Bürgermeister Dr. Groß, der erst verspätet aus einer Beratung bei der Kreisdirektion und mit dem Kommandanten der Kommunalgarde erschien, und die Stadträte Friedrich Heinrich Wilhelm Demuth und Jean Marc Albert Dufour-Feronce zu, den Forderungen nachzukommen. Vom Balkon des Rathauses verkündete nicht Bürgermeister Dr. Groß, sondern Robert Blum der wartenden Menge die vom Rat zugesicherten Maßnahmen. Unter Hochrufen auf Demuth, den Stadtrat, die Stadtverordneten und Blum löste sich die Versammlung friedlich auf.<sup>43</sup>

Noch am gleichen Tag beschlossen der Rat und die Stadtverordneten, eine gemeinsame außerordentliche Kommission zu bilden, um in Dresden über die Leipziger Ereignisse zu berichten sowie eine unparteiische, strengste Untersuchung ohne Ansehen der Person zu fordern.<sup>44</sup> Die städtische Deputation reiste am 14. August nach Dresden ab. Ihr gehörten Bürgermeister Dr. Groß, die Stadträte Dr. Moritz Seeburg und Albert Dufour-Feronce, die Stadtverordneten Carl August Seyfert und Heinrich Poppe sowie der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Carl Heinrich Haase an. Vorab hatte die Stadt Leipzig in der wie in früheren Jahren praktizierten Weise in einer Adresse an den König ihr Bedauern über die Leipziger Ereignisse ausgedrückt und ihre Treue gegenüber

41 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 4–5.

42 Wilhelm Bertling (1811–1885) stand gemeinsam mit Robert Blum an der Spitze des im Dezember 1845 gegründeten Redeübungsvereins, in dem sich demokratisch gesinnte Arbeiter und Bürger zusammenfanden und der nach dem Scheitern der bürgerlich-demokratischen Revolution verboten wurde. 1847 bis 1850 war Bertling Stadtverordneter in Leipzig.

43 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 4. Schilderungen auch in: Die Opfer des zwölften August. Ein Denkmal zur Erinnerung an die in der zweiten Woche des August 1845 zu Leipzig vorgefallenen blutigen Ereignisse. Nebst der Grabrede des Herrn Super. Dr. Großmann, Leipzig 1845.

44 Veröffentlichung der Stadtverordneten im LT vom 15.08.1845, Titelseite.

dem Landesherrn versichert.<sup>45</sup> Weitere Entschuldigungs- und Huldigungsschreiben des Rates folgten Anfang September an den Prinzen Johann. Dies rief in der Bevölkerung erneut Unverständnis und Misstrauen gegenüber den kommunalen Behörden hervor.

In Leipzig selbst entstand der Eindruck, dass dem Rat die städtische Führung entglitt, denn mittlerweile hatten vor allem Studenten aus Leipzig, aber auch aus Halle, ohne obrigkeitliche Anordnung die Stadttore besetzt und kontrollierten alle Eintreffenden. Dies war auf Vorschlag Robert Blums erfolgt, der zwar auf der einen Seite zu Recht und Ordnung aufrief, andererseits aber wie die Mehrheit der Versammelten den Behörden misstraute und ein erneutes Einschreiten des Militärs verhindern wollte. Der Rektor der Universität, Domherr Carl Friedrich Günther, hatte die Studenten aufgefordert, sich mit der Kommunalgarde gemeinsam am Wachdienst zu beteiligen.<sup>46</sup> Erst am 14. August 1845 sanktionierte der Rat diese Sicherheitsmaßnahmen mit einer Bekanntmachung im Leipziger Tageblatt und übertrug den Wachdienst nunmehr offiziell der Kommunalgarde sowie den Studenten, was in der Bevölkerung auf Zustimmung stieß.<sup>47</sup>

### **Beisetzung und Ehrung der Todesopfer vom 12. August 1845**

Über den Verlauf der Totenbeisetzung wurde am Donnerstag, dem 14. August, in einer weiteren Versammlung im Schützenhaus debattiert. Schnell stand fest, dass den unschuldigen Opfern eine besondere öffentliche Ehre erwiesen werden sollte. Vertreter der Leipziger Einwohner, unter ihnen der Leipziger Advokat Paul Römisch, forderten deshalb beim Rat die Genehmigung für das Glockenläuten in der Stadt und die Bewilligung zum Mitführen der Stadtfahnen bei der Beerdigung der Erschossenen ein. Der Rat erlaubte allerdings nur das Läuten der Glocken vom Turm der Johanniskirche.<sup>48</sup> Die feierliche Trauerfeier war für den folgenden Tag vorgesehen. In kürzester Zeit suchten Vertreter des von der Versammlung beauftragten Ausschusses die Familien der Opfer auf und überzeugten sie von der Bedeutung eines gemeinsamen Leichenzuges und Begräbnisses. Außerdem fanden Spendensammlungen für die Angehörigen der Todesopfer statt. Im Leipziger Tageblatt wurde zur Unterstützung der Hinterbliebenen aufgerufen.<sup>49</sup>

Zwischenzeitlich empfingen Vertreter aus dieser Volksversammlung die am Abend aus Dresden zurückgekehrte Deputation des Rates und der Stadtverordneten am Bahnhof und geleitete sie zum Schützenhaus, wo sie über die Ergebnisse der Audienz beim sächsischen König berichtete.

<sup>45</sup> StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 15.

<sup>46</sup> Ebd., Bl. 5.

<sup>47</sup> LT vom 14.08.1845, Titelblatt.

<sup>48</sup> StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 8 r.

<sup>49</sup> Die Sammel listen lagen u. a. in verschiedenen Buchhandlungen aus, siehe LT vom 14.08.1845.

Am frühen Morgen des 15. August 1845, einem Freitag, gegen 5 Uhr versammelten sich die ersten Teilnehmer der Begräbnisfeierlichkeit auf dem Fleischerplatz. Ein unübersehbarer Trauerzug, der von den Angehörigen der Kommunalgarde, zwei Musikkorps und den Anführern der Studenten mit der Universitätsfahne sowie den Innungen und Korporationen jeweils mit Fahنشmuck begleitet wurde, setzte sich gegen 7 Uhr in Bewegung und geleitete die Särge von sechs Todesopfern in die Johanniskirche. Unzählige säumten zu beiden Seiten die Straßen und Fensterplätze der anliegenden Gebäude aus der Innenstadt, über die Promenade hinaus bis zum Johanniskirchplatz. Um weiteren Aufruhr zu vermeiden, galt an diesem Tag für die in der Pleißenburg stationierten Jäger und die Schützenbataillone der sächsischen Armee der Befehl, das Gebäude nicht zu verlassen und »im Innern sich ruhig zu verhalten, sich so wenig als möglich den Bürgern an den Fenstern zu zeigen«.<sup>50</sup> Nach Trauerreden von Universitätslektor Dr. Johann Peter Jordan<sup>51</sup> und Robert Blum folgten Worte des Superintendenten Dr. Christian Gottlob Lebrecht Großmann, des Magisters Zille und des Studenten der Naturwissenschaften Albert Friedrich Benno Dulk<sup>52</sup> aus Königsberg. In den Vormittagsstunden wurden der Oberpostamtsschreiber Albert Guido Priem (29 Jahre), der Assistent in der Oberpostamtsexpedition (Hilfspostschreiber) Louis Jähn (24 Jahre), der Polizeidiener Johann Gottlob Arland (47 Jahre), der Handlungskommis Franz Louis Freygang (18 Jahre), der Markthelfer Friedrich Kleeberg (40 Jahre) und der Schriftsetzer Friedrich Müller (30 Jahre) beigeetzt.<sup>53</sup> Am Nachmittag folgte die Beisetzung des Privatgelehrten Gott-helf Heinrich Nordmann (50 Jahre) in einem kleineren Rahmen, aber ebenfalls unter reger Anteilnahme der Bevölkerung.<sup>54</sup>

Organisiert hatten diese öffentliche Würdigung Robert Blum, Dr. Wilhelm Jordan<sup>55</sup>, Buchhändler Ludwig Schreck, Gerichtsdirektor Käst, August de Marle und die Studenten Wemm und Wazau. Zu Ehren der Opfer erschien ein »Historisches Erinnerungs-

50 Der 12., 13., 14. und 15. August 1845 in Leipzig. Geschildert von Dr. Karl Krause, Leipzig 1845, S. 3. Die Broschüre wurde beim Leipziger Verlag von C. H. Hoßfeld verlegt und ist auch in der Akte des Rates, Stadt AL, Tit. LXI,m Nr. 36, Bl. 38–49 überliefert.

51 Johann Peter Jordan (1818–1891) nahm aktiv am nationalpolitischen Leben in Prag teil und musste auf Druck der österreichischen Polizei die Stadt 1842 Richtung Leipzig verlassen, wo er ein Lektorat für slawische Sprache an der Universität erhielt. 1848 kehrte er nach Prag zurück.

52 Albert Dulk (1819–1884) schloss sich in Leipzig den demokratisch gesinnten Studenten an. Nach den Augustereignissen 1845 wurde er aus Sachsen ausgewiesen, hielt sich zunächst noch illegal in Leipzig auf und ging nach einer vierwöchigen Haftstrafe in Halle nach Breslau.

53 StadtAL, Ratsleichenbuch 1845–1848, Einträge S. 85, 85 v. Schilderung des Trauerzuges u. a. in: Opfer des 12. August (Anm. 43), S. 15–18.

54 Seine Beisetzung erfolgte separat, da seine Familie erst eine gerichtliche Obduktion gefordert hatte, um eine eventuelle Anklage wegen Mordes einzureichen.

55 Carl Friedrich Wilhelm Jordan (1819–1904), Schriftsteller, wurde 1843 wegen antichristlich-liberaler Schriften aus Berlin ausgewiesen und übersiedelte nach Leipzig, wo er die Zeitschrift »Die begriffene Welt« herausgab. 1846 wurde er wegen politischer Aktivitäten auch aus Leipzig ausgewiesen und ging nach Bremen.

blatt« mit dem Titel »Feierliche Ehrenbestattung der in der Nacht vom 12. zum 13. August Gefallenen (Am 15. August 1845)«, dessen Verkaufserlös den Angehörigen der Toten zugute kam.<sup>56</sup> Nachrufe oder Todesanzeigen für die Todesopfer wurden nur vom Personal des Oberpostamtes für Albert Priem und Louis Jähn in einem heute schwülstig-verklärend anmutenden Stil veröffentlicht, ohne die Ursache des Todes zu benennen.<sup>57</sup>

Die Witwen des Privatgelehrten Nordmann und des Polizeidieners Arland erhielten auf Verordnung des Ministeriums des Innern vom Mai 1846 jährliche Beihilfen aus der Landeskasse, die aufgrund der Bedürftigkeit nachweislich noch bis in die 1850er-Jahre gezahlt wurden.<sup>58</sup>

Unerbittlich zeigten sich die lokalen Behörden jedoch bei der Gestaltung des Grabsteins für den bei den Unruhen Erschossenen Freygang. In der Grabinschrift war die Angabe enthalten, dass er sein Leben durch eine »mörderische Kugel« verlor. Nach eindringlicher Befragung musste der Vater auf Veranlassung des Rates der Stadt die Steininschrift ändern lassen, wobei sich die Stadt an den zusätzlichen Kosten beteiligte.<sup>59</sup>

Weitere zwei Personen verstarben im Jakobshospital »an den Folgen eines in den am 12. Aug. gewesenen Tumulte auf dem Roßplatze erhaltenen Schusses«.<sup>60</sup> Dies waren der Tischlergeselle Johann Heinrich Eduard Priemer (20 Jahre, verstorben am 19. August)<sup>61</sup> und der am 27. August 1845 im Beisein zahlreicher Innungsgesellen bestattete Schneidergeselle Michael Heinrich Zapfe (30 Jahre, verstorben am 24. August).<sup>62</sup>

Am Sonnabend, dem 16. August 1845, veröffentlichte das Leipziger Tageblatt einen Nachruf der Redaktion auf die Erschossenen. Verschiedene deutsche Zeitungen druckten in ihren Ausgaben vom 14., 15. und 16. August 1845 Artikel über die »blutigen Ereignisse in Leipzig« ab und beklagten dabei die nicht rechtzeitige Alarmierung der Kommunalgarde. Eindeutig verurteilten die Autoren das Vorgehen des Militärs und forderten im Einzelfall sogar Anklagen wegen Mordes.<sup>63</sup> Am gleichen Tag warben Anzeigen in der Tagespresse für die Publikation »Der 12., 13., 14. und 15. August 1845 in Leip-

56 Werbeanzeige der Buchhandlung von Wilhelm Schrey für das Erinnerungsblatt, LT vom 14.08.1845, S. 2205.

57 LZ vom 18.08.1845, S. 3328. In der LZ vom 20.08.1845, S. 3388, befindet sich außerdem der Nachruf eines ungenannten, nur mit den Anfangsbuchstaben des Namens versehener Nachruf auf den »Freund Louis Jehn, welcher zu Leipzig am Abend des 12. August sein Leben endete«.

58 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 268–274, 298–299, 300–308.

59 Ebd., Bl. 298–299.

60 Ratsleichenbuch (Anm. 53) S. 88 v. Die Opfer der Ereignisse vom 12.08.1845 wurden beim Eintrag mit einem rotem »NB« (nota bene = Verwendung als Wichtigkeitshinweis) gekennzeichnet. Anhand dieser Anmerkung konnten die nach dem 15.08.1845 bestatten Todesopfer ermittelt werden.

61 Ebd., S. 88 v.

62 Ebd., S. 90 v; »Deutsche Allgemeine Zeitung« vom 28.08.1845, Bl. 2298, in: StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 157 v.

63 So zum Beispiel die »Deutsche Allgemeine Zeitung«, der »General-Anzeiger für Deutschland«, Sonderdruck »Die Grenzboten«.



Abb.3: Werbung für ein Erinnerungsblatt an die feierliche Bestattung der Todesopfer am 15. August 1845 (Leipziger Tageblatt und Anzeiger vom 14.08.1845, S. 2205)

zig. Geschildert von Dr. Karl Krause«, die unter anderem im Büro des Generalanzeigers und bei verschiedenen Buch- und Kunsthandlungen verkauft wurde.<sup>64</sup>

Der Dichter Ferdinand Freiligrath widmete den Opfern des 12. August 1845 folgendes Gedicht:

»Ein Tränenstrom, soweit das Auge schaute!  
 Ach, nie doch wäscht er dies unschuld'ge Blut  
 Von Leipzigs Kiesweg und von Sachsens Raute!  
 Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;  
 Mein Fuß ist blutig, und mein Haupt verschleiert.  
 Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht  
 zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!«<sup>65</sup>

Die Leipziger Ereignisse blieben zunächst weiterhin Thema in verschiedenen Tageszeitungen. Anfragen anderer städtischer Verwaltungen Sachsens an den Leipziger Rat, darunter aus Zschopau oder Plauen, zeigten die allgemeine Furcht vor einem Übergreifen und dem Ausbrechen von Tumulten. Öffentliche Diskussionen und Sympathiebekundungen für die Leipziger, Empörungen gegen das Militär sowie gegen die Beschränkung der Pressefreiheit gab es zum Beispiel in Chemnitz, Zwickau und Plauen.

<sup>64</sup> LT vom 16.08.1845, S. 2191 sowie Anm. 49.

<sup>65</sup> Ferdinand Freiligrath, »Leipzigs Todten, BelleVue bei Constanz 1845«, in: Freiligrath, Gedichte, 71, zum 14. und 15. August, vgl. Universitätsarchiv Leipzig, NA Drobisch, Tagebuch Drobisch, Bl. 14.

## Die Reaktion von Stadtverwaltung und staatliche Maßnahmen

Am Vormittag des 15. August 1845 wurde in einer außerordentlichen Ratssitzung über den Verlauf der Audienz beim sächsischen König berichtet und vorgeschlagen, die Adresse von König Friedrich August II.<sup>66</sup> im vollen Wortlaut in der Presse zu veröffentlichen. Um eine »Beruhigung der Gemüter« eines großen Teils der Bevölkerung zu erreichen, beantragte der Stadtrat bei der Kreisdirektion einen Austausch der Mannschaften der Garnison. Gleichzeitig forderte der Stadtrat die Landesbehörden auf, Maßnahmen zur Untersuchung der Vorkommnisse einzuleiten.<sup>67</sup>

Noch am Nachmittag des gleichen Tages lud der Stadtrat für 17 Uhr die Stadtverordneten zu einer Besprechung ein. Um 18 Uhr folgte ebenfalls im Rathaus die Einberufung der Innungsvorsteher und Fabrikbesitzer sowie der Kommandierenden der Kommunalgarde, um die Ergebnisse der Dresdner Audienz und die gefassten Beschlüsse des Stadtrates bekannt zu geben. Dabei wurde der Dienst der Kommunalgardisten unter Mitwirkung der Studenten im Interesse der Allgemeinheit besonders gewürdigt.<sup>68</sup>

Der von der Landesregierung nach Leipzig gesandte Königliche Kommissar Friedrich Albert von Langenn eröffnete am 16. August 1845 den städtischen Gremien des Stadtrats und der Stadtverordneten durch Verlesen den Erlass des sächsischen Königs Friedrich August II. vom 15. August 1845. Nach einleitenden Worten zu den »Betrübissen über die Vorkommnisse« kündigte der König strenge Untersuchungen, auch hinsichtlich des Handelns der Behörden, an. Außerdem enthielt der Erlass eine ausführliche Rechtfertigung für das Vorgehen des Militärs.<sup>69</sup> Im Ergebnis der ersten Ermittlungen durch die Landesbehörden hieß es bereits am 16. August, dass die Befehlshaber der Truppen das Volk aufgefordert hätten auseinanderzugehen und erst, als dies nicht erfolgte und stattdessen immer wieder Steine flogen, sei das Feuer eröffnet worden. »Die bewaffnete Macht hat also den bestehenden Gesetzen nach gehandelt, sie ist auf vorangegangene Requisition der Königlichen Zivilbehörden eingeschritten ...«<sup>70</sup> Der Leipziger Stadtrat und die Stadtverordneten baten das Ministerium des Innern, den Regierungskommissar von Langenn mit den Untersuchungen zu den Augustereignissen zu beauftragen, da er die Verhältnisse in der Stadt durch seine frühere Tätigkeit kannte und das Vertrauen der Bürgerschaft besaß.<sup>71</sup> In der Folgezeit fanden im Rathaus und

66 Friedrich August II., als Prinz Mitregent 1830–1836, König von Sachsen 1836–1854 (1797–1854).

67 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 13–23.

68 Ebd., Bl. 13 und 19.

69 Ebd., Bl. 55–58.

70 Ebd. Bl. 65 sowie Außerordentliche Beilage zur LZ vom 16.08.1845 mit Veröffentlichung des Erlasses des sächsischen Königs sowie der Rede des Königlichen Kommissars am 16.8.1845; siehe auch: Opfer des zwölften August (Anm. 43), S. 22–24.

71 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 59–60 sowie Bekanntmachung vom 17.08.1845 zum Einsetzen der Regierungskommission. Von Langenn war schon während der Augustunruhen 1831 als Königlicher Kommissar in Leipzig tätig.

an anderer Stelle verschiedene Besprechungen mit Vertretern der in Leipzig ansässigen Behörden statt, darunter mit dem Rektor und dem Richter der Universität, dem Kommandanten der Garnison, dem Polizeipräsidenten, Vertretern der Kreisdirektion und dem Kommandanten der Kommunalgarde, allerdings ohne Bürgerbeteiligung.<sup>72</sup> Von Langenn übernahm ab 22. August 1845 gemeinsam mit drei weiteren Staatsbeamten, unter ihnen Regierungsrat Dr. Christian Johann Eisenstuck, die Untersuchung der Vorfälle vom 12. und 13. August 1845.<sup>73</sup>

Seit der Wach- und Kontrollübernahme durch die Kommunalgarde am 13. August 1845 kam es in Leipzig zu keinen weiteren Ruhestörungen, obwohl »immer noch eine große Aufregung der Gemüther vorhanden sei«. Diese äußerte sich vor allem in den weiterhin täglich im Schützenhaus abgehaltenen »Volksversammlungen« von Einwohnern und Studenten, die nicht zur Wiederherstellung der Ordnung beitrugen, obwohl Robert Blum zu dieser Zeit ausdrücklich mahnte, »auf den Gesetzen sicher zu stehen«.<sup>74</sup> In den Versammlungen wurde unter anderem gegen die Darstellung der Ereignisse in der Leipziger Zeitung protestiert, die die Beteiligten und Opfer als »Pöbel« oder »Auf-rührer« diffamierte.<sup>75</sup> Angesichts der vom 28. September bis zum 18. Oktober bevorstehenden Messe bestanden in großbürgerlichen Kreisen Befürchtungen, dass bei weiteren, für Leipzig ungünstigen Presseberichten viele Händler den Messegeschäften fern bleiben würden. Deshalb forderte der Rat der Stadt am 15. August 1845 von den Bürgern und Einwohnern der Stadt, »daß jeder für seine Person und nach seiner Stellung zu Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung nach Kräften beitrage«, um damit »die ungestörte Abhaltung der nahe bevorstehenden Michaelismesse« gegenüber dem Ausland zuzusichern.<sup>76</sup>

Die Ermahnungen des Rates an die Schützengesellschaft, »sich öffentlich gegen den Mißbrauch ihrer Localitäten ... auszusprechen«, führten nicht zum Erfolg. Schließlich sah der Rat ein Verbot der Versammlungen als einzige Lösung an und forderte dies bei den Regierungsbehörden ein.<sup>77</sup> Das sächsische Ministerium des Innern verhängte am 17. August 1845 auf der Grundlage des Beschlusses der Bundesversammlung vom 5. Juli 1832<sup>78</sup> ein allgemeines Versammlungsverbot, dem am 26. August 1845 ein Verbot aller Bürger- und Gesangsvereine folgte. Ohne vorherige Genehmigung durften keine öffentlichen Versammlungen oder Beratungen mehr stattfinden und politische

72 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 75–77.

73 Bekanntmachung des Königlichen Kommissars vom 22.08.1845, ebd. Bl. 112 sowie Verordnung der Königlichen Kreisdirektion vom 21.08.1845, ebd., Bl. 115–116.

74 Generalanzeiger für Deutschland, Organ für allen Verkehr, Handel und Wandel vom 15.08.1845, S. 3, in: ebd. Bl. 75 v.

75 Deutsche Allgemeine Zeitung vom 17.08.1845, Titelseite, ebd. Bl. 75.

76 LT vom 16.08.1845, Titelseite.

77 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 63.

78 Zweiter Bundesbeschluss »über Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung im Deutschen Bunde« vom 5. Juli 1832.



## Bekanntmachung.

Da öffentliche Versammlungen und Berathungen ohne Genehmigung der Obrigkeit gesetzlich verboten sind, so wird das Publicum vor der Theilnahme solcher Versammlungen und Berathungen, wie dergleichen seit dem 13. d. M. im hiesigen Schützenhause stattgefunden haben, unter Hinweisung auf die gesetzlichen nachtheiligen Folgen, hiermit ernstlich und nachdrücklich verwarnt. Leipzig, den 17. August 1845.

Der Rath der Stadt Leipzig.  
Dr. Groß.

*Abb. 4: Bekanntmachung des Rates der Stadt Leipzig zur Einhaltung des Versammlungsverbotes vom 17.08.1845 (Leipziger Tageblatt und Anzeiger vom 18.08.1845, S. 2211)*

Reden waren nicht zugelassen. Organisatoren ungenehmigter und damit ungesetzlicher Veranstaltungen und den dabei auftretenden Rednern wurden sofortige Verhaftung oder entsprechende Strafen angedroht.<sup>79</sup> Als der Advokat Paul Römisch am 18. August 1845 beim Stadtrat nach den rechtlichen Grundlagen für das Verbot von Versammlungen und Beratungen nachfragte, erhielt er von Stadtrat Dr. Seeburg die einschlägigen Paragraphen der Bundesgesetzgebung, des Kriminalgesetzbuches und der Ordnung von 1828 genannt.<sup>80</sup> Da sich der Stadtrat in diesen Fragen konsequent an die rechtlichen Vorgaben hielt, erstaunt es umso mehr, dass am gleichen Tag dem Vorstand der deutsch-katholischen Vereinigung auf Anfrage des Advokaten Staudinger die Benutzung eines Zimmers im Schützenhaus gestattet wurde.<sup>81</sup>

Die Wortführer der Leipziger Versammlungen im Schützenhaus Robert Blum, August de Marle, Ludwig Schreck, Dr. Wilhelm Bertling und Dr. Wilhelm Jordan wurden im Rathaus über den Inhalt der Verordnung informiert und dabei öffentlich verwarnt. Robert Blum und die anderen Genannten protestierten schriftlich beim Stadtrat gegen die ausgesprochene Verwarnung.<sup>82</sup> Der Stadtrat leitete diese Vorgänge umgehend an die Kreisdirektion weiter, die am 11. September 1845 die Einsprüche zurückwies, da es

<sup>79</sup> Verordnung der Königlichen Kreisdirektion vom 17.08.1845, StadtAL, Tit LXI, Nr. 36, Bl. 82–83 sowie Bekanntmachung des Rates der Stadt vom 17.08.1845, in: LT vom 18.08.1845, S. 221.

<sup>80</sup> StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 206. Die Angaben beziehen sich auf folgende Rechtsvorschriften: Zweiter Bundesbeschluss siehe Anm. 75; Kriminalgesetzbuch 1838, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1838, Bl. 110–196; Mandat wegen Publication einer neuen Ordonanz vom 19ten Juli 1828, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1828, S. 67–193 (in Bezug auf das Eingreifen des Militärs bei Tumulten und Unruhen).

<sup>81</sup> Ebd., Bl. 206 v.

<sup>82</sup> Ebd., Bl. 83 b, 93–94, 105–106, 108–111.

dem Rat angesichts des verhängten Verbotes freistand, die »Leiter und Wortführer« noch gesondert zu ermahnen.<sup>83</sup>

An den folgenden Tagen druckten die Zeitungen die ehrenwörtliche Erklärung des Prinzen Johann und anderer Augenzeugen, darunter des Majors von Zeschau als Adjutant des Generalkommandos der Kommunalgarden, ab, nach denen der Prinz den Befehl zum Schießen nicht erteilt hatte.<sup>84</sup> Die Gemüter der Leipziger beruhigte diese Darstellung letztendlich nicht. Trotz der Androhung von Sanktionen tauchten in der Stadt handschriftliche Zettel auf, die zur Teilnahme an weiteren Versammlungen im Schützenhaus oder in der Petersstraße aufforderten. Bürgermeister Dr. Groß erhielt selbst ein anonymes Schreiben mit Vorwürfen gegen ihn und den Prinzen Johann wegen des vermeintlichen Schießbefehls.<sup>85</sup>

Inzwischen kam es innerhalb der Leipziger Opposition zu Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der bevorstehenden Feier zum sächsischen Verfassungstag. Die radikaldemokratischen Vertreter um Robert Blum wollten das Fest am 4. September 1845 als Toten- und Trauerfeier begehen, da nach ihrer Meinung »die Verfassung seit dem 12. August 1845 kein Grund mehr zur Freude sei«.<sup>86</sup> Blum forderte deshalb direkt bei der Kreisdirektion Leipzig, anstelle des sonst üblichen »Constitutionsfestes« die am 12. August 1845 Erschossenen mit der Niederlegung von Kränzen an den Gräbern zu ehren.<sup>87</sup> Die Kreisdirektion befürchtete, dass es bei einer öffentlichen Totenfeier erneut zu Ausschreitungen und Tumulten kommen würde, und erwartete deshalb vom Stadtrat, dass »er mit Umsicht die hierunter erforderlichen Erörterungen anstelle und, dafern es hierdurch nöthig erscheinen sollte, auf die zeitige Hinderung dieses Unternehmens zu wirken bemüht sein werde«.<sup>88</sup> Auch die gemäßigte Opposition um Karl Biedermann sprach sich gegen eine derartige öffentliche Demonstration aus und wollte die Feier in alter Form beibehalten und damit ihre Treue zur Verfassung zeigen. Blum wurde am 2. September im Rathaus durch den Stadtschreiber über die Festlegungen informiert und abermals verwarnet, worüber umgehend die Kreisdirektion als zuständige staatliche Behörde informiert wurde. Der Totengräber erhielt von Stadtrat Dr. Seeburg entsprechende Anweisungen zur Verhinderung einer Kranzniederlegung. Wegen eines diesbezüglichen Artikels in den von Robert Blum redigierten oppositionellen »Sächsischen Vaterlandsblättern« wurde der Blum vertretende Advokat Dr. Osterloh im Rathaus persönlich durch Bürgermeister Dr. Groß »gehört« und »zur Mäßigung« aufgefordert.<sup>89</sup> In

83 Ebd., Bl. 179–180.

84 U. a. abgedruckt in: Die Opfer des zwölften August (Anm. 43), S. 21.

85 StadtAL, Tit. LXI Nr. 36, Bl. 114, 117 und 118.

86 Textentwurf Blums für einen Beitrag im Leipziger Tageblatt, der durch die Zensur nicht genehmigt wurde, siehe ebd. Bl. 137.

87 Ebd., Bl. 107–109.

88 Schreiben der Kreisdirektion vom 01.09.1845, ebd. Bl. 138.

89 StadtAL, Tit. LXI Nr. 36, Bl. 137–138, 153.

einem Artikel der Schlesischen Zeitung vom 9. September 1845 prangerte Robert Blum danach öffentlich an, dass es statt der geforderten öffentlichen Totenehrung am Verfassungstag im Rathaus eine Feier mit Reden, einem Festessen und anschließendem Tanz gab, an dem auch Stadtverordnete teilnahmen, die dem König huldigten, ohne für die Leipziger Ereignisse Aufklärung und Genugtuung zu fordern.<sup>90</sup>

In der Öffentlichkeit bestand keine einheitliche Meinung hinsichtlich der Rolle Robert Blums während der Ereignisse im August 1845. Einzelne Bürger wie der Kaufmann und Rittergutsbesitzer Friedrich Alexander Gontard schlugen eine öffentliche Anerkennung für Blums besonnenes Auftreten am 13. August vor.<sup>91</sup> Auf der anderen Seite boten mehrere Expedienten der Stadtverwaltung gegenüber dem Stadtrat an, zur Sicherung der öffentlichen Ruhe und Ordnung die Reihen der Kommunalgarden zu verstärken.<sup>92</sup> Die Kommunalgarde selbst wurde bereits durch eine Vielzahl von Studenten unterstützt. Am 20. August 1845 wurden die Studenten auf Beschluss der außerordentlichen Kommission des Stadtrates und der Stadtverordneten unter öffentlicher Anerkennung von ihren Diensten in der Kommunalgarde entbunden. Gleichzeitig forderte die städtische Verwaltung das Leipziger Universitätsgericht auf, das verhängte Versammlungsverbot gegenüber den Studentenführern Wazau und Wemm durchzusetzen und an der Universität entsprechende Maßregeln vorzunehmen.<sup>93</sup>

### Einleitung von Untersuchungen zu den Augustereignissen

Am 17. August 1845 veröffentlichte das Leipziger Tageblatt die gemeinsame Bekanntmachung von Stadtrat und Stadtverordneten, die eine außerordentliche Kommission (gemischte Deputation) zur Entgegennahme von »mit den Unruhen zusammenhängenden Anträgen Einzelner« einsetzten.<sup>94</sup> Zu den Kommissionsmitgliedern, die von diesem Sonntag an täglich zwei Stunden am Vormittag und weitere zwei Stunden am Nachmittag im Rathaus zur Verfügung standen, gehörten neben Vizebürgermeister August Otto weitere fünf Stadträte sowie sechs Stadtverordnete, darunter Dr. Haase als Vorsteher.<sup>95</sup> Trotz aller bisherigen amtlichen Veröffentlichungen kursierten in der Stadt immer noch Gerüchte, Vermutungen und Verdächtigungen über eine Verschleppung oder Verfälschung der Untersuchungsergebnisse zugunsten einer Entlastung des Militärs. Mehrfach

90 Dieser Artikel war Anlass für den Leipziger Rat, gegen Robert Blum eine Klage wegen Ehrverletzung einzuleiten. Das Verfahren zog sich ab 1846 über das Appellationsgericht und das Oberlandesgericht bis zum Tod Blums hin, siehe StadtAL, Vereinigtes Kriminalamt Rep. I, Nr. 9336.

91 StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 92, 205 und 206.

92 Ebd., Bl. 102–104.

93 Ebd., Bl. 91.

94 LT vom 17.08.1845, Titelseite.

95 Dienstplan der außerordentlichen Kommission, StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 156, 201.

warnte der Königliche Kommissar von Langenn, zum Beispiel in einer Bekanntmachung vom 22. August 1822, vor der weiteren Verbreitung von unbegründeten Gerüchten. Stattdessen forderte er die Leipziger auf, den staatlicherseits ausgesprochenen Verfügungen »pünktlich und willig« nachzukommen.<sup>96</sup>

Mit dem Einsetzen der gerichtlichen Untersuchungen durch das städtische Vereinigte Kriminalamt, die Königliche Kommission und das Appellationsgericht in Leipzig ebten die öffentlichen Aktionen etwas ab, sodass der Rat am 23. August 1845 die Tätigkeit der gemeinsamen (außerordentlichen) Untersuchungsdeputation mit den Stadtverordneten einstellte. Auch die »polizeilichen Vorbeugemaßnahmen«, wie vorgezogene Schließzeiten der Gaststätten, wurden aufgehoben.<sup>97</sup> Da es seit dem 16. August zu keinen weiteren Störungen der öffentlichen Ruhe gekommen war, konnten auch Teile des Militärs wie die Reiterei wieder aus Leipzig abgezogen werden. Allerdings wurde die reitende Batterie durch Fußartillerie ersetzt.<sup>98</sup> Da die Einquartierungskosten der Stadtkasse zur Last fielen, protestierten die Stadtverordneten gegen das nach ihrer Meinung unnötige »Verweilen auswärtigen Militärs« innerhalb der Stadtgrenzen.<sup>99</sup> Der Stadtrat wurde sogar für die zwischen dem 12. und 16. August 1845 in der Kaserne der Pleißenburg eingeworfenen 111 Fensterscheiben zum Schadenersatz aufgefordert, lehnte dies jedoch nach Beratung der Deputierten zum Einquartierungswesen ab.<sup>100</sup> Selbst die allseits für ihren Einsatz im Gemeinschaftsinteresse gelobten Mitglieder der Kommunalgarde traten gegenüber dem Rat mit Entschädigungsansprüchen auf, die vom Kommandanten und Stadtverordnetenvorsteher Dr. Haase befürwortet und vom Rat daraufhin bewilligt wurden.<sup>101</sup> Daneben wurde die Stadtkasse durch Vergütungsforderungen einzelner Bürger für die Bereitstellung von Pferden für die Kommunalgarde oder die Bereitstellung von Verpflegung und Getränken für die Wachdienste belastet.<sup>102</sup>

<sup>96</sup> Ebd., Bl. 170

<sup>97</sup> LT vom 24.8.1845, Titelseite.

<sup>98</sup> StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 154. Teile des Reiterregiments wurden am 17.09.1845 wieder nach Grimma verlegt, andere Teile der Garnison im November 1845 nach Dresden zurückgeführt, ebd., Bl. 183, 235.

<sup>99</sup> Ebd., Bl. 150–151.

<sup>100</sup> Ebd., Bl. 184–185. Erst im November 1845 entschied sich das Kriegsministerium aus »Billigkeitsgründen« der Stadt eine Teilentschädigung für die entstandenen Kosten zu gewähren, ebd., Bl. 236–237. Diese strittigen Fragen waren für die Leipziger Stadtverordneten Veranlassung, beim Kriegsministerium die Einbringungen eines Gesetzes zur Regelung des Verfahrens bei Unruhen in finanzieller Sicht im Landtag zu beantragen, ebd., Bl. 252–254. Die Vorschläge wurden jedoch vom Ministerium im April 1846 abschlägig beschieden, ebd., Bl. 255, 258–260.

<sup>101</sup> Ebd., Bl. 244–250.

<sup>102</sup> Ebd., Bl. 215–223.

### Verurteilung der »Aufrührer«

Die Untersuchungen der tumultartigen Vorgänge in Leipzig am Abend des 12. August sowie in den Nachtstunden zum 13. August 1845 oblagen in erster Instanz dem Vereinigten Kriminalamt der Stadt Leipzig, das vom Kriminalrichter Wilhelm August Rothe geleitet wurde. Im Mittelpunkt stand die Frage, ob die Aktionen planmäßig vorbereitet wurden und ob die »Tumultanten« bewaffnet gewesen waren. Es wurden Aussagen zum Ablauf des Tages und Abends bis zum militärischen Eingreifen sowie zum Verhalten von Gotthelf Heinrich Nordmann und »anderen Species« aufgenommen.<sup>103</sup> Das heißt, die Todesopfer standen ebenso wie die von Polizeidienern vor Ort Verhafteten oder im Nachhinein angezeigten vermeintlichen Akteure unter dem Verdacht der aktiven Beteiligung am Aufruhr. Unter den Vernommenen befanden sich mehrere »Steinwerfer« wie der Thomasschüler Paul Arnold Höpfner (13 Jahre alt), der 24-jährige Hausmann Johann Carl Gottfried Zschätsch, der 23-jährige Dienstknecht Traugott Friedrich Lohse oder der 35-jährige Schneidergeselle Heinrich Theodor Reimann. Anfangs wurde gegen 20 Personen ermittelt, denen die »Bezeugung von Geringschätzung und Ungehorsams während des Auflaufs«, »Beleidigung und Bedrohung« oder »Beleidigung und tätliche Widersetzung« zur Last gelegt wurden.<sup>104</sup> Die unter Verdacht Stehenden waren zwischen 13 und 56 Jahre alt. Bei der Vernehmung von Universitätsangehörigen einschließlich der Studenten war das Universitätsgericht als zuständige Untersuchungsbehörde zu beteiligen.<sup>105</sup>

Obwohl im Vereinigten Kriminalamt zwei Aktuare und ein Protokollant ausschließlich mit der Vernehmung der Angeklagten und der Niederschrift der entsprechenden Protokolle beschäftigt waren und sogar deren Geschäftszeit erweitert werden musste, gingen der Leipziger Kreisdirektion die Untersuchungen zu langsam voran und sie mahnte eine schnellere Übermittlung von Untersuchungsprotokollen an.<sup>106</sup> Im Zuge der Ermittlungen stellte sich heraus, dass es außer auf dem Roßplatz am Abend des 12. August auch an anderen Stellen in Leipzig Tumulte gegeben hatte, unter anderem im Pleißengäßchen und auf dem Naschmarkt. Schließlich umfasste die Liste der Beschuldigten in den Akten des Vereinigten Kriminalamtes 27 Personen. Diese wurden ebenso wie die Zeugen, darunter auch die Polizeioffizianten, zu Aussagen unter Eid ins Rathaus geladen. In den Akten wurden die Verfehlungen Einzelner detailliert festgehalten. So

<sup>103</sup> Akte des Appellationsgerichtes Leipzig zu den in der Nacht des 12. August 1845 in Leipzig vorgefallenen tumultuarischen Ereignissen, Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig (im Folgenden: StA-L), 20057 Nr. 414, Bl. 7. Die beim Vereinigten Kriminalamt unter der Signatur Rep. I Nr. 8515 geführte Akte zur Untersuchung gegen Nordmann, die in den 1960er-Jahren offensichtlich bei der Erarbeitung eines Spezialinventars zu den revolutionären Unruhen 1845 erfasst wurde, konnte im Rahmen der Recherchen nicht mehr im Bestand des StadtAL ermittelt werden.

<sup>104</sup> StA-L, 20057 Nr. 414, Bl. 9–10.

<sup>105</sup> Ebd., Bl. 28 ff.

<sup>106</sup> Ebd., Bl. 16.

heißt es zum Beispiel für den Jurastudenten Friedrich Robert Kleinschmidt, dass er mit einem Rapiertuch oder Schläger bewaffnet gewesen sei, »es ist Studentenblut geflossen, es muss Officiersblut fließen« gerufen habe und »sich als Aufrührer besonders hervorgetan« hätte. Das Appellationsgericht Leipzig verurteilte daraufhin Kleinschmidt zu einer Zuchthausstrafe von acht Jahren.<sup>107</sup> Nach Einspruch und Antrag seines Vaters, Friedrich Kleinschmidt aus Schneeberg, auf Entlassung seines Sohnes aus der Haft wurde das Verfahren gegen »Kleinschmidt und Genossen« neu aufgenommen. Allerdings wurden die Urteile im Februar 1846 durch das Oberappellationsgericht Dresden bestätigt, im Einzelfall aber auch abgemildert, z. B. bei Kleinschmidt auf vier Jahre verkürzt.<sup>108</sup> Bei anderen Verurteilten wie für den bereits genannten 13-jährigen Sohn Paul Arnold des Besitzers der Juristenfakultät, Dr. Höpfner, der gemeinsam mit dem Hausverwalter seines Vaters, Johann Carl Gottfried Tschätsch, in die Gruppe der Inhaftierten geraten war, wirkte sich die Vertretung durch einen versierten Rechtsbeistand strafmildernd aus.<sup>109</sup>

Der abschließende Untersuchungsbericht des Appellationsgerichts Leipzig enthält darüber hinaus die Urteile für neun weitere Personen, die mit Zucht- oder Arbeitsstrafen von drei Monaten bis zu acht Jahren bestraft wurden und außerdem meist die Gerichtskosten zu tragen hatten. Die Hauptanklagepunkte und Urteilsbegründungen für die teilweise sehr langen Zuchthausstrafen waren »Landfriedensbruch«, »Zusammenrottung Mehrerer« oder »öffentliche Gewalt.« In »Ermangelung eines Verdachts oder Beweisen« wurden sieben Personen freigesprochen.

Einen wesentlichen Teil der Urteilsbegründung bildete die detaillierte Schilderung des Verlaufs des Abends am 12. August. Einleitend verwies das Appellationsgericht auf die »aufgeregte Anteilnahme« der Einwohnerschaft Leipzigs an der allgemeinen kirchlich-religiösen Bewegung seit Jahresbeginn 1845. Dann folgte der chronologische Verlauf des Abends, an dem die Zuschauer, die als »Masse fast Kopf an Kopf« standen, den Untersuchungsbehörden als »unruhig« und »sehr aufgeregte« erschienen.<sup>110</sup> Nach Zurückdrängung der Massen durch das Militär wurden »Verwünschungen gegen die Schützen« gerufen. Außerdem erklangen Rufe wie »Mörder«, »Meuchelmörder, »Bürgerblut muss gerächt werden«, »Schützen raus« oder »Bluthunde«.<sup>111</sup> Einzelne Personen bewaffneten sich mit Rapierten (einer Degenart) aus dem Fechtboden der Universität, ohne dass dafür eine Genehmigung vorlag. Diese Einschätzung findet sich fast wortgleich in der Darstellung des Ministeriums des Innern im Oktober 1845 über die Ergebnisse der Untersuchungen der Unruhen am 12. und 13. August 1845, die der königliche Kommissar von Langenn in der Leipziger Zeitung veröffentlichte.<sup>112</sup> Dem Rat

<sup>107</sup> Ebd., Bl. 45–46.

<sup>108</sup> Ebd., Bl. 36–37 bzw. 50.

<sup>109</sup> Ebd., Bl. 130.

<sup>110</sup> Ebd., Bl. 39.

<sup>111</sup> Ebd., Bl. 41.

<sup>112</sup> Beilage Nr. 239 zur LZ vom 06.10.1845, in: StadtAL, Tit. LXI, Nr. 36, Bl. 189–197.

der Stadt warf die Landesregierung eine schwere Vernachlässigung von Pflichten vor, da keine Vorbeugungsmaßnahmen der Zivilbehörden der Stadt und der Kommunalgarde bestanden hätten und diese auch zu Beginn des Tumultes nicht ausgelöst wurden. Deshalb sei die Heranziehung des Militärs durch den Kreisdirektor berechtigt gewesen, auch wenn bis zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht eindeutig geklärt war, ob die militärischen Vorschriften vor dem Gebrauch der Schusswaffen eingehalten worden waren. Dazu sollten weitere »Erörterungen des Verhaltens der Zivilbehörden und des Kommandanten« der betreffenden militärischen Abteilung sowie »eingehende Untersuchungen der Einzelheiten der Unruhen« erfolgen. Zu dem als Zeugen befragten Personenkreis im Zuge der Prüfung der Vorwürfe gegen das Militär gehörten Oberst von Buttlar, Oberstleutnant von Süssmilch<sup>113</sup> und Leutnant Vollborn seitens des Militärs, Dr. Haase als Kommandant der Kommunalgarde, Bataillonskommandeur Dr. Osterloh und von Canig, Uhrmacher Ernst, Bürgermeister Dr. Groß, Polizeidirektor Stengel, der stellvertretende Kreisdirektor Regierungsrat Ackermann sowie Prinz Johann selbst. Als Teilnehmer an den Unruhen stellte das Ministerium Studenten, Maurer, Handarbeiter und »überhaupt mehr aus den niederen Klassen«, aber auch »den gebildeten Ständen« angehörige Personen fest.

Die Ratsmitglieder zeigten sich über die öffentliche Anschuldigung seitens der Landesbehörde persönlich sehr gekränkt, zumal sie vor Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse nicht befragt worden waren.<sup>114</sup>

### **Die Unruhen von 1845 – Verboden der bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49**

Das abermalige Aufbegehren der Leipziger im Sommer 1845 war nach den Ereignissen von 1831 ein erneutes Zeichen dafür, dass trotz der sich seit 1830 rasch entwickelnden Neuerungen in der städtischen Verwaltung, der Errichtung von verschiedenen Instituten und einer Reihe städtebaulicher Maßnahmen die allgemeine Unzufriedenheit nach wie vor gährte. Schon Dr. Karl Krause wies in seiner zeitgenössischen Schrift »Der 12., 13., 14. und 15. August 1845 in Leipzig«<sup>115</sup> auf die inneren Ursachen für die Unruhen 1845 hin, zu denen seiner Meinung nach das Vorgehen des katholischen Königshauses gegen die Protestanten sowie neue religiöse Strömungen wie die Deutschkatholiken gehörten.

Die politischen Diskussionen ebten nach den Augustereignissen 1845 nicht ab. Im September 1845 wandten sich Leipziger Bürger, darunter vor allem Gewerbetreiben-

<sup>113</sup> Durch die Untersuchungen und den Vergleich der Zeugenberichte wurde festgestellt, dass der Schießbefehl von Oberstleutnant Bernhard von Süssmilch erteilt worden war, der kurz danach die Stadt verließ, siehe ebd., Bl. 193.

<sup>114</sup> Tit. LXI, Nr. 26, Bl. 198–199, 224–234.

<sup>115</sup> Siehe Anm. 50.



de und Handwerker, mit einer Petition und einer Beschwerde an die II. Kammer der Ständeversammlung in Dresden. Kernpunkte der Petition waren u. a. die Forderungen nach Einführung landständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten sowie eines einheitlichen deutschen Staatsbürgerrechts, die Gewährung von uneingeschränkter Pressefreiheit, Verminderung der Heeresstärke und Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, ein demokratisches Wahlrecht und die vollständige Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Beschwerde wandte sich ausdrücklich gegen die ministeriellen Festlegungen vom 17. und 19. Juli 1845, welche die Aktivitäten der Protestanten einschränkte, sowie gegen das Verbot der Bürgervereine und Versammlungen. Zu den Initiatoren und Erstunterzeichnern gehörten Robert Blum und Dr. Wilhelm Heinrich Bertling, die neben anderen öffentlich mit Aufrufen in der Presse für die Unterzeichnung beider Schriften durch die Bürgerschaft warben.<sup>116</sup> Bis zum 26. September 1845 unterschrieben 1 155 Leipziger Bürger die Petition, 887 Unterschriften wurden unter die Beschwerde gesetzt.<sup>117</sup> Angesichts der schwierigen äußeren Umstände mit Versammlungsverbot und Messegeschäft zeigten sich die Initiatoren mit diesem Ergebnis zufrieden und übergaben die Dokumente einem Landtagsabgeordneten aus Leipzig zur Weiterleitung an den Landtag, der sich seit dem 9. September 1845 versammelt hatte.<sup>118</sup>

Andere Kreise, unter ihnen Professor Biedermann, der Verleger Dr. Göschel und der Buchhändler Georg Wigand, hatten in einer als »Privatbesprechung« deklarierten Versammlung am 20. September 1845 im »Hotel de Pologne« in der Hainstraße 8 ebenfalls als Petitionen formulierte Forderungen, darunter die Anerkennung der Deutschkatholiken, die Gewährung der Pressefreiheit bzw. Milderung des Presszwanges sowie eine Reform des Wahlgesetzes, aufgestellt.<sup>119</sup>

Zu dieser Zeit zeichnete sich ab, dass sich die politische Opposition in Leipzig in eine gemäßigt-liberale Partei unter Führung Biedermanns sowie eine radikal-demokratische mit Robert Blum an der Spitze aufspaltete. Biedermann und Blum wurden im Spätherbst 1845 gemeinsam mit mehreren Vertretern ihrer jeweiligen politischen Richtung in das Plenum der Leipziger Stadtverordneten gewählt. Biedermann blieb es nicht verborgen, dass nicht er, sondern Blum als rhetorisch begabter Redner mehr Zuspruch fand. Aufgrund seines Engagements in der deutschkatholischen und in der demokratisch-liberalen Vereinsbewegung genoss Blum die Sympathien der Massen. Die Differenzen zwischen »Versöhnlern« und »Radikalen Demokraten« traten auf dem Landtag 1845/46 klar zu Tage und führten zur Bezeichnung der Gruppierungen als »Radikale«, »Liberales«, »Konservative«, »Gemäßigtliberale« (z. B. Biedermann, Haase, Eisenstuck) oder »Radikalliberale« (Blum).

---

116 LT vom 21.09.1845, Titelseite und Bl. 2510.

117 LT vom 28.09.1845, Titelseite.

118 Ebd.

119 LT vom 22.09.1845, S. 2533.

Die politische Situation in Sachsen blieb in den folgenden Jahren angesichts des konservativen Kurses des Kabinetts von Könneritz konfliktgeladen und wurde durch die Wirtschaftskrisen 1846/47 mit Teuerungen, Hungerkrisen und hoher Arbeitslosigkeit verschärft. Beim geringsten Anlass drohten der Auflauf der Einwohnerschaft und spontane, teilweise gewalttätige Tumulte, wie nur drei Jahre später in der Revolution von 1848.

Während 1831 die Kommunalgarde selbst der Auslöser für Unruhen in Leipzig war, wurde sie bei der Auflösung der Protestaktionen gegen den Prinzen Johann von Sachsen am 12. August 1845 zunächst nicht aktiv, übernahm aber gemeinsam mit den Studenten die Sicherung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Anders als in Dresden kämpften Anfang Mai 1849 die Kommunalgardisten in Leipzig nicht auf der Seite der Revolutionäre, sondern schlugen hier den Aufstand der Studenten, Gesellen und Arbeiter gewaltsam nieder.<sup>120</sup>

---

<sup>120</sup> Die treuen Bürgerwehren im Königreich Sachsen, eine kurze Darstellung des Verhaltens der pflichtgetreuen Communalgarden in 39 sächsischen Städten während der Tage des 3. bis 9. Mai 1849, Grimma Leipzig 1850, S. 56–69.

## »mitten in den herzlichsten Beziehungen von Mensch zu Mensch mit den künftigen Gegnern«: Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra). Leipzig 1914

*Christina Randig*

Anlässlich des Gedenkens an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren erschienen ab 2013 zahlreiche Publikationen, die sich vor allem der Frage nach der Zwangsläufigkeit des Krieges widmeten und hierüber einen breiten Diskurs auslösten.<sup>1</sup>

Bei der Suche nach den Gründen für das Zustandekommen der Katastrophe standen überwiegend die Einschätzungen und Maßnahmen der Regierungen und der Militärs im Vordergrund. Die friedensfördernden Möglichkeiten und ihre Grenzen bei der internationalen Zusammenarbeit, die auf wirtschaftlichem wie auf kulturellem Feld praktiziert wurde – Friedrich Nietzsche hatte schon 1866 den Eindruck gehabt, »dass Europa eins werden will«<sup>2</sup> –, fanden in diesem Diskurs eine eher geringe Beachtung. Das möglicherweise größte und letzte dieser die Welt zusammenführenden Gemeinschaftsprojekte war die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra) in Leipzig, der das heute dort ansässige Deutsche Buch- und Schriftmuseum im Jahr 2014 eine Ausstellung gewidmet hatte.<sup>3</sup>

Die Bugra war am 6. Mai 1914 unter der Schirmherrschaft des sächsischen Königs Friedrich August III. eröffnet worden und dauerte bis zum 18. Oktober 1914. Die bis dahin große internationale Aufmerksamkeit verlor sie jedoch abrupt durch den Kriegseintritt Deutschlands am 1. August 1914, der dann die Erinnerung an nahezu alles andere überlagern sollte. Hundert Jahre danach legen nicht nur die gravierenden Änderungen der Medienlandschaft nahe, den Blick noch einmal auf diese Schau um das alte Leitmedium zu richten; spannend ist auch die Frage nach der hier auf begrenztem Raum praktizierten internationalen Zusammenarbeit: Welche Erwartungen hatte man an sie geknüpft, welche Erfahrungen hatte sie im Leipziger Mikrokosmos hervorgebracht und

- 
- 1 Vgl. Christopher Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013; Jörg Friedrich, *14/18. Der Weg nach Versailles*, Berlin 2014; Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014; Herfried Münkler, *Der Große Krieg: die Welt 1914 bis 1918*, Berlin 2014.
  - 2 Friedrich Nietzsche, *Völker und Vaterländer*, in: *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*, Berliner Ausgabe 2013, S. 138.
  - 3 Ernst Fischer, Stephanie Jacobs (Hrsg.), *Die Welt in Leipzig: Bugra 1914. Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik*, im Auftrag der Maximilian-Gesellschaft Hamburg (Ausstellungskatalog), 2014

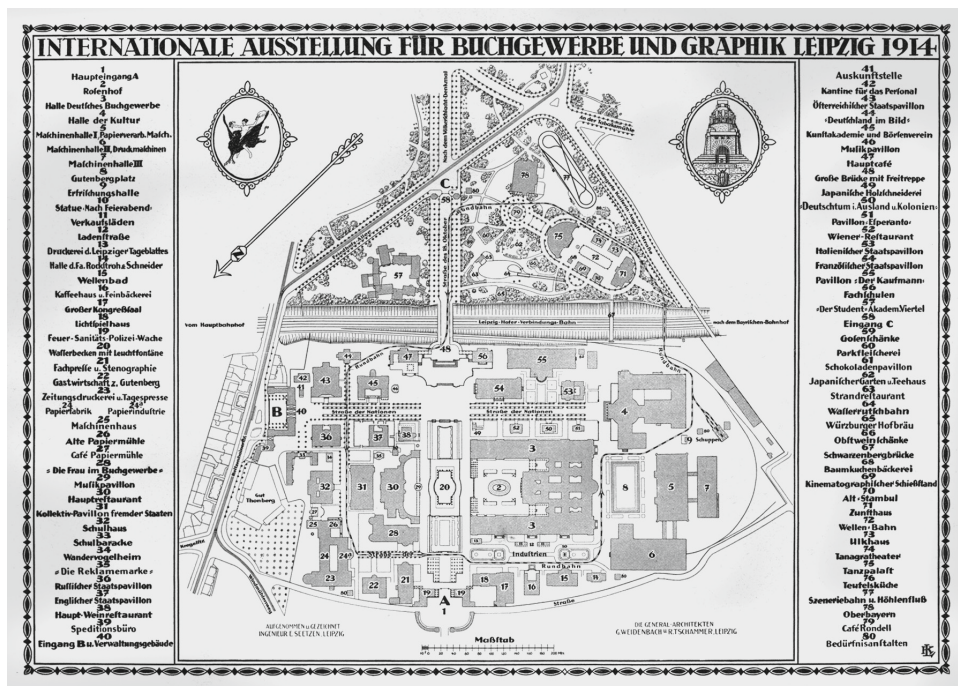


Abb. 1: Lageplan (Deutsches Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek Leipzig, Grafische Sammlung 2010/Bl. 236 Beil.)

wie wurde die Erkenntnis von der letztlich doch begrenzten Wirkungskraft der Kommunikation verarbeitet?

Die Idee, anlässlich der 150-Jahr-Feier der Königlich Akademischen Hochschule für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig 1914 eine internationale Ausstellung in Leipzig zu veranstalten, war aus dem Buchgewerbeverein entwickelt worden. Vor dem Hintergrund der Reputation der Stadt Leipzig und des Know-how der Organisatoren schien der Plan Erfolg versprechend. Ihren Rang als weit über Deutschland hinaus bedeutendes Zentrum des Buchdrucks und später auch des Buchhandels hatte die Stadt Leipzig zunächst mit der Reformation und dann mit der Aufklärung festigen und erweitern können, sodass beim Aufkommen der Massenfertigung der Name der Stadt weltweit als Signum des deutschen Buchhandels galt.<sup>4</sup> 2 200 Firmen, die Geschäfte rund um das Buch betrieben, dazu 848 Verlage, 189 Druckereien und 201 Buchbindereien waren um

4 Vgl. Frédéric Barbier, Was ist eine Hauptstadt? Die Entstehung Leipzigs als Hauptstadt des deutschen Buchhandels (15. – Anfang des 20. Jahrhunderts), in: Frédéric Barbier, Istvan Monok (Hrsg.), Contribution à l'Histoire Intellectuelle de l'Europe. Réseaux du Livre, Réseaux des Lecteurs, Leipzig 2005, S. 191–212.

1900 dort ansässig.<sup>5</sup> Gute Voraussetzungen für das Ausstellungsprojekt stellten auch die bereits existierenden internationalen Vernetzungen dar. Der Buchgewerbeverein hatte sich in jüngerer Zeit an verschiedenen Weltausstellungen im Ausland beteiligt, so 1893 in Chicago, 1900 in Paris, 1904 in St. Louis, 1910 in Antwerpen und 1913 in Amsterdam. Des Weiteren befanden sich unter den Mitgliedern des 1825 in Leipzig gegründeten Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, der Dachorganisation des Buchhandels, ausländische Verleger.<sup>6</sup> So erstaunt es nicht, dass die Eignung der Stadt Leipzig für eine solche Ausstellung auch von amerikanischer Seite unterstrichen wurde. Wilhelm Braun, Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur an der Columbia University, schrieb in der *New York Times*: »There can be no question as to the pre-eminent claim of Leipsic to be the seat of such an exhibition.«<sup>7</sup> (»Ohne Frage hat Leipzig einen überragenden Anspruch darauf, Veranstaltungsort einer solchen Ausstellung zu sein.«) Theodore W. Koch, der die Bugra als Vertreter der American Library Association (ALA) besucht hatte, sah die Wahl der Stadt rückblickend als gut begründet an: »The unity and esprit with which all those interested in the book trade worked together proved the wisdom of having selected Leipzig as the place for holding such an exposition.«<sup>8</sup> (»Die Eintracht und der Geist, in dem alle am Buchhandel Interessierten zusammen gearbeitet haben, haben bewiesen, wie klug es war, Leipzig als Veranstaltungsort für eine solche Ausstellung gewählt zu haben.«) Und auch nach Kriegsausbruch wird in *The Library Journal* die herzliche Aufnahme amerikanischer Bibliothekare in Leipzig gelobt, »the cordial reception and lavish hospitality extended to them by their Leipzig colleagues [...], by the members of the book trade and by the city of Leipzig«<sup>9</sup> (»der herzliche Empfang und die großzügige Gastfreundschaft, die ihnen von den Leipziger Kollegen gewährt wurden [...], von den Mitgliedern des Buchhandels und von der Stadt Leipzig«).

Um andere Nationen für die Teilnahme an dem Projekt zu gewinnen, hatte sich Ludwig Volkmann<sup>10</sup>, Erster Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins und Präsident der Bugra, ab 1912 auf Auslandsreisen begeben. Am 17. September 1914 referiert er auf einem »Vaterländischen Abend« die Reaktionen auf die Einladung, wobei

5 Vgl. die Beschreibungen des Leipziger Graphischen Viertels um 1900 unter: <http://www.stiftung-teubner-leipzig.de/2-leipzig-graphisches-viertel.htm> (22.9.2014).

6 Vgl. Barbier, Was ist eine Hauptstadt? (Anm. 3), S. 195.

7 Wilhelm Braun, Sixteen nations unite to tell the story of books, in: *The New York Times*, 26. Juli 1914, S. 10.

8 Theodore W. Koch, A librarian at the Leipzig Exhibition, in: *The library Journal*, August 1914, S. 583–591, hier S. 583.

9 Donald Hendry (A. L. A. Delegate), Fifteenth Annual Meeting of the Verein Deutscher Bibliothekare, June 3–5, 1914, in: *The Library Journal*, November 1914, S. 836–838, hier S. 836.

10 Zur Biographie Volkmanns vgl. Aenne Jaenisch-Volkmann, Erinnerung an Ludwig Volkmann, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Bd. 26, Frankfurt am Main, Leipzig 1970, S. 247. Volkmann wirkte danach als begeisterter Kunsthistoriker und brachte zugleich die Technik des Verlags Breitkopf & Härtel, bei dem er Teilhaber war, auf den neuesten Stand. Dabei widmete er sich besonders der künstlerischen Ausstattung von Noten und Büchern.

er vornehmlich die Länder berücksichtigt, die nun Kriegsgegner sind. Seine Ausführungen basieren folglich auf zwei widerspruchsvollen Erfahrungsquellen, der jüngsten Erinnerung an den Kriegsausbruch und der an das vorherige harmonische Miteinander. Zwar zeigt sich Volkmann irritiert und ratlos über den Kriegsausbruch und weist die Schuld unter Verwendung gängiger Stereotypen den Kriegsgegnern zu, doch schildert er auch mit Genugtuung die seinerzeit positive Resonanz auf die Einladungen und den zunächst sehr gelungenen Verlauf der Ausstellung. »Fast wie im Traum« komme es ihm rückblickend vor, dass er überall »mit dem größten Entgegenkommen, ja mit Auszeichnung empfangen« worden sei.<sup>11</sup> Die erste offizielle Zusage sei aus Frankreich ergangen, »das seit 1870 noch immer gegrollt hatte und seitdem zum ersten Male wieder an einer deutschen Gewerbeausstellung teilnahm«.<sup>12</sup> Der französische Ministerpräsident, Raymond Poincaré, habe anlässlich der Einladung Frankreichs in der Association littéraire et artistique internationale »eine sehr feine Rede über die völkerverbindende Macht von Kunst und Wissenschaft« gehalten.<sup>13</sup> Längerer Bedenkzeit habe es für die Zusagen aus Russland und England bedurft. Die englischen Regierungsvertreter hatten sich der Einladung gegenüber zunächst sehr reserviert gezeigt – »We don't care for the Continent«<sup>14</sup> (»Wir kümmern uns nicht um den Kontinent«) –, doch kam es schließlich zu einer offiziellen Zusage. Insgesamt konnten außer 230 deutschen mehrere hundert ausländische Aussteller aus insgesamt 22 Nationen für die Teilnahme gewonnen werden,<sup>15</sup> obwohl die Zeit der Vorbereitungen von politischen Krisen geprägt war.

Im Bewusstsein dieser – allen gegenwärtigen – Spannungen und Kriegsgefahren der vergangenen Jahre hatte Volkmann in seiner Eröffnungsrede zur Ausstellung die Überzeugung formuliert, dass »nicht Pulver und Blei, sondern Lettern und Druckerschwärze den Ausschlag geben« würden.<sup>16</sup> Gerade in einem gleichberechtigten Nebeneinander der Nationen, wie es in Leipzig stattfinden würde, sah er ein Beispiel für ein respektvolles, friedliches Miteinander nach dem Motto »international auf kraftvoller nationaler Basis, stolz auf das eigene Wesen und gerade darum voller Verständnis und Achtung für das Wesen des Nachbars«.<sup>17</sup> Aus heutiger Sicht ist indes zu fragen, inwieweit nicht

11 Ludwig Volkmann, Von der Weltkultur zum Weltkrieg. Vortrag, gehalten am »Vaterländischen Abend« in der Alberthalle zu Leipzig den 17. September 1914. Leipzig 1914, S. 4.

12 Ebd., S. 7.

13 Ebd., S. 6.

14 Ebd., S. 5.

15 Theodore W. Koch bedauerte, dass die USA sich nicht offiziell beteiligt hatten, »that even in this joint exhibiton hall there is nothing from the United States« (»dass nicht einmal in der Halle der Kultur etwas aus den USA zu finden ist«). Hinsichtlich der Gründe hierfür ist sich Koch unsicher, »[...] whether this non-participation is due to 'the self-sufficiency of Americans' or to a lack of national interest in the subjects of the Exposition«. (»[...] ob diese Nichtteilnahme auf die Selbstgenügsamkeit der Amerikaner zurückzuführen ist oder auf einen Mangel des nationalen Interesses an den Gegenständen der Ausstellung«), in: Koch, A librarian (Anm. 8), S. 586.

16 Volkmann, Von der Weltkultur (Anm. 9 ), S. 10.

17 Ebd., S. 10f.





Abb. 2: Eine Vereinigung englischer Buchhändler stellt im Ausstellungskatalog ihr wirtschaftliches Interesse an Europa und ihre Sprachkompetenz unter Beweis (Amtlicher Katalog. Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik 1914. Unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen, Leipzig 1914)

Abb. 3: Der Turmhahn: »Schaffensfreude und Bejahung des Lebens verkündet er, ein kräftiges gesundes Deutschum erstrebt er.« (Amtlicher Katalog. Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik 1914. Unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen, Leipzig 1914)

das internationale Panorama auch zur Profilierung der eigenen Qualitäten genutzt wurde, die etwa im Börsenblatt als Ausweis nationaler Exzellenz definiert wurden. Die Bugra wird dort gefeiert als »eine unvergeßliche und großartige Ausstellung des deutschen Geistes, unser deutsches Vaterland ehrend, eine zentrale Sonne für die graphische Welt, ja, eine Sonne, die das Wissen und das Können an alle Völker sendet, deren Lehrlinge und Schüler in die deutsche Büchermetropole herbeilaufen wollen«.<sup>18</sup>

Volkmanns große Zuversicht gründete auf einer von ihm im Vorwort zum amtlichen Ausstellungskatalog konstatierten Neuorientierung des Buchwesens, »das sich nach Zeiten des bloßen Industrialismus wieder auf seine Bestimmung als edelstes Kunstgewerbe und als Bewahrer der geistigen Güter der Menschheit besann, und das es auf dieser neu

18 Zit. nach Frédéric Barbier, Was ist eine Hauptstadt? (Anm. 3), S. 210. Eine Präzisierung der Fundstelle wurde von F. B. nicht vorgenommen.



gewonnenen Grundlage wohl wagen konnte, die Welt zu friedlichem Wettstreite zu Gasten zu laden.<sup>19</sup> Von der Wirkungskraft des Buchwesens zeigte sich auch der französische Vertreter in seiner Eröffnungsrede überzeugt: »Was [...] kann besser als die graphische Industrie, die unter unendlich mannigfaltigen und unaufhörlich sich erneuernden Formen überall eindringt, das strahlende Licht der ewigen Prinzipien, der Güte, der Wahrheit und der Gerechtigkeit, verbreiten?«<sup>20</sup> Vorwürfe und Bedauern darüber klingen bei Volkmann an, auf diese Worte und auf diese Beziehung gesetzt zu haben: »Wer hätte damals denken können, daß drei Monate später diese selbe Nation, deren Lieblingswort die Humanité ist, mit völkerrechtswidrigen Geschossen auf uns schießen würde.«<sup>21</sup>

Das Novum der Ausstellung und wohl auch ihre Einzigartigkeit lagen darin, dass neben den Interessen von Wirtschaft und Industrie, die in den zurückliegenden Jahren eine stark beschleunigte Entwicklung erfahren hatten, gleichberechtigt die Entwicklungen von Kunst und Kultur aufgezeigt wurden. Die theoretische Grundlage für diese Art der Präsentation bildete die Geschichtsauffassung des Leipziger Geschichtsprofessors Karl Lamprecht<sup>22</sup>, wonach »Wirtschafts- und Kunstgeschichte [...] aufs mannigfachste zu großen kulturgeschichtlichen Wirkungen verschlungen waren.«<sup>23</sup> Nach seinen Forschungen waren Schrift und Druck die »wichtigsten Mittel zu Steigerung und Festigung der Herrschaft über Raum und Zeit«<sup>24</sup>, und zwar weltweit. Beide, Schrift und Druck, gehörten für Lamprecht ihren Zielen nach »der Geschichte des Verkehrs, also der Wirtschaftsgeschichte an, ihren Mitteln nach, da sie wohl überall ursprünglich auf Zeichnung und Malerei zurückgehen, der Kunstgeschichte.«<sup>25</sup>

Diesen Eigenheiten entsprechend weist der Ausstellungskatalog eine Gliederung in eine »Kulturhistorische Abteilung« und eine »Fachtechnische und Industrie-Abteilung« auf; mit Lamprechts Auffassung von der Entwicklung der Individualität der Nationen korrespondierten ferner die Ausstellungen einzelner Staaten in eigenen Pavillons; außerdem gab es Sonderausstellungen zum spezifischen Gebrauch von Schrift und Sprache, beispielsweise zum Esperanto und zur Stenografie. Auch der Bedeutungsradius der Kommunikation im allgemeinbildenden und berufsvorbereitenden Schulwesen war

19 Amtlicher Katalog, Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik 1914. Unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen, Leipzig 1914, S. 5.

20 Volkmann, Von der Weltkultur (Anm. 9), S. 11.

21 Ebd.

22 Karl Lamprecht hat als Ordinarius für Geschichte an der Universität Leipzig 1906 das Seminar für Landesgeschichte und 1909 das Institut für Kultur und Universalgeschichte gegründet. Zu seinem Wirken, zu seiner von deutschen Historikern lange umstrittenen, im Ausland jedoch überwiegend von Akzeptanz bestimmten Rezeption vgl. Wolfgang Geier, Harald Homann (Hrsg.), Karl Lamprecht im Kontext. Ein Kolloquium, Leipzig 1993. Zur Frage der Bedeutung seiner Geschichtstheorie für die Bugra vgl. Matthias Middell, Weltgeschichte und Weltausstellung. Karl Lamprecht, das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte und die Bugra, in: Die Welt in Leipzig (Anm. 2), S. 71–96.

23 Karl Lamprecht, Kulturhistorische Abteilung, in: Amtlicher Katalog (Anm. 2), S. 25.

24 Ebd.

25 Ebd.

Abb. 4: Halle der Kultur  
(Deutsches Buch- und  
Schriftmuseum der Deut-  
schen Nationalbibliothek  
Leipzig, Grafische Samm-  
lung 1992/Bl. 98)



ein Gegenstand der Ausstellung. Gleichsam als Dokumentation eines anderen Verständigungsprojekts ist die »heerschau von proben des deutsch-französischen schülerbriefwechsels« zu erwähnen, »die bei der internationalen ausstellung für buchgewerbe und graphik zu Leipzig [...] zustande gekommen ist«.<sup>26</sup> Sie umfasste über 600 Briefe von deutschen und französischen Schülern. Auf deutscher Seite wurde der Briefwechsel von Leipzig aus organisiert und betreut.<sup>27</sup>

Insgesamt befanden sich annähernd 50 Pavillons und Ausstellungsgebäude auf dem ca. 40 ha großen Gelände im Südosten der Stadt, auf einem Teil des Schlachtfeldes von 1813, wo im Vorjahr das Völkerschlachtdenkmal eingeweiht worden war. Einer der Ausstellungseingänge befand sich vor dem »Napoleonstein«, an jener Stelle, von der aus Napoleon seine Truppen befehligt und die Schlacht beobachtet hatte.

Am »idealen Mittelpunkt«<sup>28</sup> der Ausstellung, in der Halle der Kultur, wurde gezeigt, welche Bedeutung für die Entwicklungsstufen der asiatischen, amerikanischen und europäischen Völker und ihre Beherrschung von Zeit und Raum zunächst Tierornamentik und Höhlenmalerei und später Schrift und Druck hatten.

Der Aspekt des Fortschritts war auch im Bereich der Materialien und der Technologien der Leitfaden. In sechzehn Gruppen gliederte sich die »Fachtechnische und Industrieabteilung«, in denen umfassend über Rohmaterialien, Maschinen und Vertrieb informiert wurde. Die hier gezeigte Entwicklung führte zum Beispiel von den Kielfedern

26 Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für internationalen Briefwechsel, Nr. 23. Jahresbericht 1913–1914. Erstattet von Studienrat Dr. Martin Hartmann in Leipzig, Marburg 1915, S. 19. – Unter der Leitung von M. Hartmann existierte der organisierte Briefwechsel von 1897 bis zum Kriegsausbruch.

27 Vgl. hierzu Christina Randig, *Entente cordiale par lettres. Ein Projekt der Verständigung zwischen französischen und deutschen Schülern von 1897 bis 1914*, erscheint in: *Francia* 42 (2015).

28 Ludwig Volkmann, Vorwort, in: *Amtlicher Katalog (Anm. 17)*, S. 6.

zu den Füllfederhaltern und von der alten Haynsburger Papiermühle<sup>29</sup> – einem Ausstellungsobjekt, das besondere Anziehungskraft ausübte – zur neuzeitlichen Papiermaschine und zur Schnelldruckerei. Ein maßgeblicher Erfolgsfaktor war sicher die Ausstellungsmethode, die darauf zielte, dem Besucher die Produktionsabläufe und Fertigungsprozesse zu demonstrieren.<sup>30</sup>

Sowohl die an neuen Bucherzeugnissen Interessierten als auch die Sammler bibliophiler Werke kamen überall auf ihre Kosten. Wohl alle diese Werke kennzeichnete »eine Fassung, die ihren Inhalt auch nach außen kehrte«.<sup>31</sup> Erlesen eingebunden, sollten sie »zu jenem Hausrat« gehören, »der dem Stubenleben Anhalt, Sinn und Anmut gibt; mehr noch als Raum und Möbel«<sup>32</sup>, so beispielsweise ein Leitgedanke der Vereinigung Deutscher Kunstbuchbinder im Jakob Krauß-Bund. Er verdeutlicht, dass die erhöhten Druckkapazitäten und der dadurch verbreitetere Buchbesitz keinen Gegensatz zu individuellem Geschmack und dem Wunsch nach Exklusivität darstellten. Durch gezieltes Limitieren und Nummerieren wurde manche Neuerscheinung von Anfang an zur Rarität. Spaltlederbändchen waren hier neben Luxuseditionen aus gediegenem Rindsleder zu bewundern.

Mit eigenen Pavillons waren Österreich, Russland, Italien, England und Frankreich vertreten.<sup>33</sup> Mit einem Staatsbeitrag von einer halben Million Francs hatte die französische Regierung einen Prachtbau im Stile Louis XVI. errichten lassen, in dessen Ehrensaal auf Gobelins mit der »Schule von Athen« und dem »Brand von Borgo« nach Gemälden Raphaels auf die beiden Hauptstränge europäischer Kultur verwiesen wurde. Ganz auf die Glanzstücke der Ausstellung, die »Shakespeariana«, abgestimmt, war das englische Gebäude im Tudorstil errichtet worden.

Ebenfalls der nationalen Stilrichtung folgend, war der russische Ausstellungspavillon in der Form des Kreml erbaut worden. Hier warteten wohl die größten Neuigkeiten auf die Besucher: Heiligenbilder, graphische Kunst und Tageszeitungen in 80 Sprachen. Russlands vielgestaltige Kultur, so Volkmann, war den meisten Besuchern noch weitgehend unbekannt.

Das Konzept der Organisatoren erwies sich als ein voller Erfolg: Bis zum Juli hatten 2,3 Millionen Menschen die Bugra besucht. Der gelungene Ausstellungsverlauf war jedoch am 28. Juni inmitten der Einweihungsfeierlichkeiten für ein Gutenbergdenkmal heftig erschüttert worden, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen

29 Vgl. Frieder Schmidt, Die Dinge selbst zum Sprechen bringen. Die Papiermühle aus Haynsburg, in: Die Welt in Leipzig (Anm. 2), S. 347–376.

30 Vgl. ebd., S. 364.

31 Max Eisler, Der Buchband des Jakob Krausse-Bundes, in: Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrierte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnkunst und künstlerisches Frauen-Arbeiten, Bd. 35 (1914–1915), S. 167–178, hier S. 167.

32 Ebd., S. 167.

33 Vgl. Stephanie Jacobs, »Alle Sprachen der Welt klingen an unser Ohr.« Die Nationalpavillons auf der Bugra, in: Die Welt in Leipzig (Anm. 2), S. 289–315.

Thronfolgerpaares eintraf. Obwohl dramatische Folgen zu befürchten waren, wurde von den Teilnehmern an der Weltausstellung in Leipzig immer noch hoffnungsvoll auf eine friedliche Lösung gesetzt, wie die Einschätzung des französischen Vertreters zeigt: »La paix est un peu souffrante, mais elle n'est pas morte«<sup>34</sup> (»Der Frieden kränkt ein bisschen, aber er ist nicht gestorben«). Offenbar fanden die offiziellen Veranstaltungen und die geselligen Zusammenkünfte wie geplant weiter statt. Die dabei so unbefangenen gemachten politischen Äußerungen verdeutlichen die Drastik des wenige Wochen später hereingebrochenen Unheils. Mitte Juli habe der Präsident der englischen Friedensgesellschaft auf einer Party Ludwig Volkmann die »naive Frage« gestellt, »ob es denn gar nicht möglich sei, unseren Kaiser zur Einstellung der Rüstungen zu veranlassen«. Die englischen Kollegen sandten nach einem Rundflug mit dem Luftschiff »Sachsen«, ebenfalls im Juli, dem Kaiser begeistert ein Telegramm, »in welchem sie den göttlichen Segen auf Deutschland und seinen Herrscher herabflehten!«<sup>35</sup>

Nach den Kriegserklärungen Deutschlands bzw. an Deutschland wurden die Ausstellungsgebäude Frankreichs, Englands und Russlands sowie die belgische Abteilung geschlossen. Obwohl die Verkehrsverbindungen nun vorrangig für Militärtransporte genutzt wurden und die Grenzen gesperrt waren, gelang es Volkmann, die Ausreise der Franzosen und Engländer über die Schweiz und die der Russen, die zunächst unter Spionageverdacht verhaftet worden waren, über Kopenhagen zu organisieren und ihre Exponate sicher aufzubewahren.<sup>36</sup> Die eingangs bemerkte Ambivalenz in seiner öffentlich vorgetragenen Bilanz verstärkt Volkmann am Ende. Mehrfach hatte er zum Ausdruck gebracht, dass doch »die geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen längst auch zu persönlichen geworden« waren und »durch Einzelbesuche wie durch Versammlungen und Kongresse manche nahe Beziehung, manche aufrichtige Freundschaft entstanden« war.<sup>37</sup> Aber mit den Kriegerklärungen hatte er einen Schlusstrich unter alles Bisherige gezogen: »[...]da war wie durch einen Zauber alles versunken und vergessen, was vorher gewesen war, und nur das eine Wort, der eine Begriff stand uns vor Augen und im Herzen: ›Deutschland! – Deutschland

34 Volkmann, *Von der Weltkultur* (Anm. 9), S. 13.

35 Ebd., S. 12.

36 Ebd., S. 18. – Zum Verbleib der Exponate und zur Fortsetzung der Ausstellung heißt es in *The Library Journal* »[...] that the English, French and Russian buildings were intact and their contents safe. The treasures in these three buildings were removed for safe keeping, when the buildings were closed, to the Museum at Leipzig, and the buildings placarded with notices that they were under the protection of the German Government and must not be harmed. During September, a fair though decreased attendance was maintained, reaching twenty to thirty thousand on Sundays and holidays« (»[...] dass die englischen, französischen und russischen Gebäude unbeschädigt und ihre Exponate in Sicherheit waren. Als die Gebäude geschlossen wurden, verwahrte man die Schätze im Museum Leipzig. Es wurden Hinweise an den Gebäuden angebracht, dass diese unter dem Schutz der deutschen Regierung stünden und nicht beschädigt werden dürften. Während des Septembers wurde trotz rückläufiger Besucherzahlen eine Messe aufrechterhalten, die an Sonn- und Ferientagen zwanzig- bis dreißigtausend Besucher hatte«). *The Library Journal* 39 (Dezember 1914) 12, S. 881.

37 Ebd., S. 3.



über alles!«<sup>38</sup> Die von ihm dann mit Emphase entwickelte Zukunftsvision zeigt noch einmal seine Überzeugung vom Zusammenwachsen der Völker – in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht –, allerdings fortan unter deutscher Vorherrschaft: »Zu klein ist unsere Erde bei den heutigen Verhältnissen des Verkehrs und des Wirtschaftslebens, als daß ein Land sich noch hermetisch gegen das andere abzuschließen vermöchte, zu stark sind auch die Beziehungen geistiger Art, als daß man sie einfach wegleugnen oder beseitigen könnte. Hoffen wir vielmehr, daß dieses blutige Ringen der Völker Europas zu einer Einigung unter deutscher Vorherrschaft führen möge, wie einst der Kampf um Preußens Vormachtstellung zur Einigung Deutschlands geführt hat.«<sup>39</sup>

In der weiter durchgeführten Ausstellung konnten die Besucher ihren Patriotismus sichtbar machen, indem sie sich seidene Vivatbänder ansteckten, die den siegreichen deutschen Vormarsch rühmten. Einer der frühesten Aufdrucke lautete »Vivat, Gott Grüsst die Kunst, Bugra, Gott Grüsst die Kunst«. Darunter: »Festung Lüttich im Sturm genommen 7. August 1914«.<sup>40</sup> Festzuhalten bleibt: Die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig im Jahr 1914 hatte mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Austausch völkerverbindend gewirkt und Hoffnungen auf friedvolle Beziehungen zwischen den Staaten genährt; die große Politik jedoch führte in eine verhängnisvolle Zukunft.

Abb. 5: Vivatband (Museum Neu Augustusburg Weißenfels, Vivatbänder, Inv.-Nr. V270M)

38 Ebd., S. 14.

39 Ebd., S. 19.

40 Museum Weißenfels, Vivatbänder, Inv.-Nr. V270M, unter <http://www.museum-digital.de/nat/index.php?t=objekt&oges=18283> (1.10.2014).



## Von der Euphorie zur Ernüchterung – Leipzig in den ersten Kriegsmonaten 1914

*Gerald Kolditz*

### Einleitung

Dass die tödlichen Schüsse von Sarajevo am 28. Juni 1914 auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Auslöser eines bis dahin nicht gekannten gigantischen Krieges werden sollten, ahnte zu diesem Zeitpunkt wohl kaum jemand, weder in Leipzig noch in einer anderen Großstadt Europas.

Einen reichlichen Monat später befanden sich die meisten europäischen Großmächte mit ihren Verbündeten in einem schon bald als »Weltkrieg« bezeichneten mörderischen Ringen um die Vorherrschaft in Europa und darüber hinaus. Es wurde ein Krieg, der vier Jahre, drei Monate und elf Tage dauerte und über zehn Millionen Tote forderte (mit Zivilopfern werden neuerdings bis zu 17 Millionen Kriegstote genannt), ein Krieg, der zudem Millionen Kriegsversehrte, Halbwaisen und Witwen hinterließ, der mit bisher unvorstellbarem Einsatz von Menschen, moderner Waffentechnik und Massenvernichtungsmitteln eine neue Dimension erreichte. Dieser Krieg, der weit stärker als bisher Hinterland und Heimat betraf und daher als erster totaler Krieg in die Menschheitsgeschichte einging, zerstörte unzählige Existenzen, führte zum Ruin oder Niedergang vieler Wirtschaftszweige und zu einer rasanten Geldentwertung. Am Ende des Ersten Weltkrieges herrschten in weiten Teilen Europas nicht nur unendliches Leid, Elend, Not und Verwüstung, sondern ging mit dem Zusammenbruch jahrhunderte alter Dynastien und dem Zerfall des zaristischen Russlands, des Osmanischen Reichs und des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn eine ganze Epoche zu Ende. So kann man dem amerikanischen Historiker George Kennan wohl uneingeschränkt zustimmen, wenn er den Ersten Weltkrieg als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« bezeichnete, die nach Auffassung vieler Historiker mit weitreichenden Folgen für die kommenden Jahrzehnte verbunden war und es bis in unsere Tage ist.

Dieser Erste Weltkrieg, der in Großbritannien und Frankreich heute noch als »der große Krieg« bezeichnet wird, begann nicht nur im deutschen Kaiserreich, sondern in den meisten beteiligten Staaten mit lautem Hurra und patriotischer Begeisterung. Als nach wenigen Kriegswochen im Westen die Fronten erstarren und endlose Materialschlachten ohne nennenswerte Geländegewinne begannen, als die Verlustlisten immer länger wurden und an ein schnelles Ende des Krieges noch vor Weihnachten 1914 nicht zu denken war, als wirtschaftliche Engpässe und Einschränkungen sich verschärften und

zur Dauererscheinung wurden, begann sich die Stimmung zumindest im deutschen Kaiserreich und im verbündeten Österreich-Ungarn noch vor Ende 1914 zu wandeln. Die anfängliche Euphorie wich mehr und mehr einer allgemeinen Ernüchterung, die spätestens 1916 in eine weit verbreitete Kriegsmüdigkeit umschlagen sollte. Zu stark wirkte der Krieg inzwischen unmittelbar und mittelbar in nahezu alle Lebensbereiche und Familien in den kriegführenden Ländern hinein.

### In und um Leipzig im August 1914

Was geschah nun konkret in und um Leipzig Ende Juli/Anfang August 1914, wie verliefen die Tage der Mobilmachung, wie reagierten die Leipziger auf den Kriegszustand, was taten die Militär- und Zivilbehörden und welche Auswirkungen hatte das auf den Alltag?

»Für den Frieden! Gegen den Krieg!« – so lautete noch am 29. Juli 1914 angesichts der drohenden Kriegsgefahr die Losung von mehreren Massenkundgebungen in Leipzig.<sup>1</sup> An den von der SPD organisierten Kundgebungen zur Erhaltung des Friedens nahmen rund 25 000 Leipziger Sozialdemokraten sowie deren Wähler und Sympathisanten an zwölf Versammlungsorten wie dem Volkshaus, dem Felsenkeller, dem Schlosskeller und dem Albertgarten in Anger-Crottendorf teil. Danach zogen die Massen unter den Gesängen der »Internationale« zum Neuen Rathaus und durch die Innenstadt bis zum Augustusplatz.<sup>2</sup> Ähnliche Friedensdemonstrationen fanden auch in vielen anderen deutschen Großstädten statt. Andererseits kam es in Leipzig Ende Juli 1914 zu mehreren Straßenkundgebungen in den Abend- und Nachtstunden, die »... zunächst aus vaterländischen Empfindungen hervorgegangen sind ...«, sich dann aber »... doch als derartige Störungen der nächtlichen Ruhe und des öffentlichen Verkehrs ...« erwiesen, wie die regierungsamtliche Leipziger Zeitung am 30. Juli mitteilte.<sup>3</sup> Die Beendigung dieser tumultartigen Umzüge der Deutschnationalen wurde im gleichen Beitrag unter Hinweis auf mögliche »Reibereien«, das vermutliche Einschreiten der Polizei sowie die »nachteiligen Folgen für die Beteiligten« »dringend erwünscht«.<sup>4</sup> Ließen sich die Kriegsmaschinerie und der Automatismus der bündnisbedingten diplomatischen Abläufe, die auf die gegenseitigen Kriegserklärungen hinausliefen, tatsächlich nicht mehr stoppen? Vermutlich hätte dies nur ein europaweiter und kompromissloser Generalstreik der Arbeiterorganisationen einschließlich der Gewerkschaften im Verbund mit der bürgerlichen pazifistischen Bewegung verhindern können. Aber dazu kam es be-

1 Leipziger Zeitung vom 30. Juli 1914, S. 2432.

2 Ebd. Eine ursprünglich geplante Gesamtkundgebung auf dem Messplatz wurde von den Polizeibehörden abgelehnt.

3 Ebd., S. 2431.

4 Ebd.



kanntlich nicht. Nach der Mobilmachung Russlands am 30. Juli 1914 und einem abgelaufenen deutschen Ultimatum wurde am 31. Juli in Berlin der Zustand drohender Kriegsgefahr nach Artikel 68 der Reichsverfassung verkündet. Dies kam hinsichtlich der damit verbundenen Einschränkungen de facto der Ausrufung des Kriegszustandes bzw. für das gesamte Reichsgebiet des Belagerungszustandes gleich und hatte unter anderem zur Folge, dass die vollziehende Gewalt in Deutschland von den Zivilbehörden auf die Militärbefehlshaber bzw. kurze Zeit später auf die stellvertretenden Generalkommandos in den 24 Armeekorpsbezirken überging. Eine für den 1. August 1914 in Leipzig angemeldete Friedenskundgebung sozialdemokratischer Frauen wurde unter diesen Bedingungen nun bereits verboten.<sup>5</sup>

Wilhelm II. hielt vom Balkon des Berliner Schlosses am 31. Juli gegen 18.30 Uhr eine denkwürdige Ansprache, in der er unter anderem sagte »... Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, dass, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, dass wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg von dem deutschen Volk fordern. Dem Gegner würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich Euch Gott ...«<sup>6</sup>

Bekanntlich gelang es Wilhelm II. nach vorherigem Säbelrasseln fünf Minuten vor Zwölf nicht mehr, den Kriegsausbruch zu verhindern. Am 31. Juli erfolgte auch in Leipzig zwischen 16 und 17 Uhr vor der Hauptwache die Verkündung des »Zustands drohender Kriegsgefahr«. Am 1. August 1914, einem Sonntabend, folgte 17.15 Uhr der Befehl zur Mobilmachung des deutschen Heeres und der Marine mit Festlegung des 2. Augusts als erstem von insgesamt sechs Mobilmachungstagen. In Leipzig wurde am späten Nachmittag des 1. Augusts zuerst durch Aushang am Hauptpostgebäude am Augustusplatz der Befehl zur Mobilmachung bekannt gegeben, der sich wie ein Lauffeuer durch alle Stadtteile verbreitete. Wie das Leipziger Tageblatt am 2. August 1914 berichtete, löste die Mobilmachung »... in den ersten Augenblicken nicht so brausende Begeisterung ...« wie erwartet aus, ein großer Teil der Versammelten sei zunächst wie gelähmt und sehr nachdenklich gewesen, während nicht wenige andere »... wie von einem Alp befreit aufatmeten und die Entscheidung als eine endliche Erlösung aus langer Qual begrüßten«.<sup>7</sup>

Nüchterner als auf den Straßen und Plätzen spiegeln sich die Vorgänge zur Mobilmachung in den Akten der Amtshauptmannschaft Leipzig wider. Darin ist ein Telegramm des vorgesetzten Kreishauptmanns (damals Curt von Burgsdorff) vom 1. August 1914

5 Leipziger Zeitung vom 1. August 1914, S. 2456.

6 In der ersten Kriegsnummer der »Illustrierten Zeitung« war die Rede als Auszug verfälscht wiedergegeben, denn von einem »Überfall auf Deutschland im tiefsten Frieden« und von dessen »Reizung auf niederträchtige Art« sprach der Kaiser an diesem Tag noch nicht, sondern erst am 2. August.

7 Leipziger Tageblatt und Handelsblatt vom 2. August 1914, S. 11 (3. Beilage).

**Telegraphie des Deutschen Reichs.**

Versandort: ..... Nr. .....  
 Zeitliche Gg.: .....  
 Zusammen: .....  
 An: .....  
 Nr. .... mit ..... W. 191... den ..... um ..... Uhr .....  
 Genannte Adresse (Telegraphenstelle oder die Befehlsmannschaft zu setzen). Teilweise handschriftlich.

**Amtshauptmannschaft Leipzig**  
 (Befehlsmannschaft)

Mobilmachung befohlen. Erster Mobil-  
 machungstag Sonntag der 2. August...  
 Kriegszustand ist erklärt. Den Anordnungen und Aufträgen der Militärbefehlshaber ist Folge zu leisten.  
 Kreishauptmann.

*Justizrat!*

C 183a

Abb. 1: »Durchstellung« des Mobilmachungsbefehls vom Kreishauptmann an die Amtshauptmannschaften vom 1. August 1914 (StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663)

überliefert, das lakonisch lautete: »Mobilmachung befohlen. Erster Mobilmachungstag Sonntag der 2. August. Kriegszustand ist erklärt. Den Anordnungen und Aufträgen der Militärbefehlshaber ist Folge zu leisten. Kreishauptmann.«<sup>8</sup>

Zwischen 31. Juli und 3. August verkündeten alle Leipziger Tageszeitungen auf ihren Titelseiten die Ausrufung des Kriegszustandes und die Bestimmungen der Mobilmachung. Gleichzeitig traten umfassende Beschränkungen der Versammlungsfreiheit, des Reise-, Post- und Telegrafverkehrs, eine verschärfte Presse- und Theaterzensur sowie erste Ein- und Ausfuhrverbote und ein allgemeines Streikverbot in Kraft, auf die später exemplarisch noch näher eingegangen wird. Zu den verschärften Sicherheitsmaßnahmen gehörte auch die Schließung der Grenzen zum Ausland, zunächst selbst zum verbündeten Österreich-Ungarn.

Dennoch überwog in Leipzig zumindest im öffentlichen Raum ebenso wie in allen anderen großen deutschen Städten die allgemeine Begeisterung über den Kriegsbeginn. Wie bereits an den Vortagen versammelten sich spontan Menschenmengen an zentralen Plätzen, vor Anschlagssäulen und Zeitungsständen, die auf neue Informationen warteten oder einfach ihrem vaterländischen Hochgefühl in der Öffentlichkeit Luft machen wollten. Vor allem die Masse des Bürgertums und hier insbesondere das Bildungsbürgertum war Träger dieser »August-Euphorie«, einer Mischung aus nationalistischem Begeisterungstaumel, Spannung und freudiger Erregung, nun endlich der vermeintlichen Lethargie des verstaubten bürgerlichen Alltags einer langen Friedensepoche entrinnen zu können und wie die Vorväter auf den Schlachtfeldern von 1870/71 Kriegsrühm zu ernten – zweifellos ein Phänomen der Geschichte, das nicht mit wenigen Worten zu er-

8 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig (künftig StA-L), 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.



Abb. 2: Propagandakarte zum Burgfrieden, August 1914 (private Sammlung)

klären und kaum rational zu verstehen ist. Vor allem nach der zuerst erfolgten Generalmobilmachung der russischen Armee und deren Vorrücken auf Ostpreußen setzte sich recht einhellig die Meinung durch, der bevorstehende Krieg sei Deutschland von außen aufgezwungen und diene der Verteidigung des bedrohten und von feindlichen Mächten eingekreisten Vaterlandes. Dies glaubten nun auch zahlreiche Mitglieder und Anhänger der SPD, die nach der Zustimmung ihrer Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten am 4. August, der dort gehaltenen Ansprache von Wilhelm II. (»Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche«) und der damit eingeläuteten »Burgfriedenspolitik« für die Dauer des Kriegszustandes mehr oder weniger davon überzeugt waren, dass man sich gegen eine Invasion des als reaktionär geltenden Zarenreichs (»russischer Despotismus«) und seiner Verbündeten zur Wehr setzen müsse.<sup>9</sup> Auch der sächsische König Friedrich August III. wandte sich mit einem Aufruf am 2. August an die sächsische Bevölkerung (»An mein Volk«) und gesondert an die Soldaten des sächsischen Heeres und rief sie zur Verteidigung des Vaterlandes und Unterstützung der militärischen und zivilen Behörden auf.<sup>10</sup> Zuvor hatte er bereits eine Amnestie für alle Militärdienstgrade

<sup>9</sup> Zum Burgfrieden in Leipzig 1914 vgl. Paul Brandmann, Leipzig zwischen Klassenkampf und Sozialreform. Kommunale Wirtschaftspolitik zwischen 1890 und 1929 (Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 5), Köln, Wien 1998, S. 127–133.

<sup>10</sup> Dresdner Journal (Sächsischer Staatsanzeiger) vom 2. August 1914 (2. Sonderausgabe, 16 Uhr).

vom Feldwebel abwärts für noch nicht vollstreckte Geld- und Haftstrafen erlassen. In der Tat brauchte man jetzt alle verfügbaren Kräfte mit militärischer Erfahrung oder spezieller Ausbildung. So erfolgte schon am 2. August 1914 vom Leipziger Amtshauptmann Dr. Schmidt an die »Herren Gemeindevorstände des Bezirks« die eilige Order, »... schleunigst sämtlichen dort wohnhaften, zum einjährig-freiwilligen Dienste berechtigten und mit Ausstand versehenen Mediziniern, welche 7 Semester studiert haben, [zu] befehlen, sich zur ausserterminlichen Musterung für den 6. Mobilmachungstag, das ist der 7. August 1914, vormittags 9 Uhr im Geschäftszimmer des Königlichen Bezirkskommandos II Leipzig, Ehrensteinstr. 3, Zimmer No. 25 zu melden.«<sup>11</sup>

Außerdem erging am 12. August 1914 vom stellvertretenden Generalkommando des XII. Armeekorps (Dresden) ein Aufruf an alle »... alten gedienten Unteroffiziere, ... sich bei den Ersatztruppenteilen zur Einstellung zu melden, ... um die junge in das Heer eintretende Mannschaft im Waffenhandwerk auszubilden und zu erziehen ...« [und damit] »... ihr Teil zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen«.<sup>12</sup>

### Das »Augusterlebnis« in Leipzig

Das Einrücken der Reservisten und der Strom von Kriegsfreiwilligen in die Kasernen oder Sammelstellen, das Ausrücken und die Verabschiedung der Truppen ins Feld – in Leipzig waren das vor allem die Infanterieregimenter 106 und 107, das 2. Ulanenregiment Nr. 18 und das Feldartillerieregiment Nr. 77 – gestalteten sich zu wahren Triumphzügen, begleitet von Musik und vaterländischen Gesängen. Auf den Bahnhöfen, in Lokalen und auf Plätzen wurden in den ersten Augusttagen patriotische Ansprachen gehalten, Lieder wie »Die Wacht am Rhein« gesungen, die ausziehenden Soldaten mit Blumen und Eichenlaub geschmückt und bis zu ihren Sammelstellen oder Abfahrtsorten begleitet. Die Begeisterung hielt unvermindert an, als Anfang August Nachrichten über erste »Heldentaten« von den Kriegsschauplätzen wie etwa die rasche Besetzung Luxemburgs, die Zurückdrängung der Franzosen im Elsass, das Vordringen in Belgien, die Beschießung von Libau und Algier durch deutsche Kreuzer eintrafen. Inzwischen waren die Ersatzbataillone und das Generalkommando des 2. Kgl. Sächsischen Armeekorps von Kriegsfreiwilligen völlig überlaufen. Allein bis zum Abend des 4. August waren in Leipzig rund 12 000 Freiwillige registriert worden.<sup>13</sup> Dennoch folgten immer noch von allen Seiten Aufrufe, freiwillig zu den Fahnen zu eilen, unter anderem vom Verband der deutschen Juden und vom Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen

11 StA-L, 20611 Stadt Markkleeberg, Nr. 55.

12 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663. Dieser Aufruf wurde auch wortgleich über die Kreis- und Amtshauptmannschaften bis zu den Städten und Gemeinden sowie in der regionalen Presse im Bezirk der Kreishauptmannschaft Leipzig verbreitet.

13 Leipziger Tageblatt und Handelszeitung vom 4. August 1914 (Abendausgabe), S. 5.



Abb. 3: Propagandakarte mit fröhlichem Soldaten beim Aufbruch in den Krieg, August 1914 (private Sammlung)

Glaubens.<sup>14</sup> Am 29. August 1914 wurden nochmals über 2000 Kriegsfreiwillige aus Leipzig vereidigt.<sup>15</sup>

Die euphorische Stimmung war indes nicht so einhellig, wie sie sich lautstark auf den Leipziger Straßen und Plätzen artikuliert und von der Presse verbreitet wurde. Zwar wurden auch größere Teile der Arbeiterschaft von dem Begeisterungstaumel zumindest zeitweise mitgerissen und in ihrem Kampf gegen den Krieg weitgehend paralysiert, aber bei vielen Arbeiterfamilien, kleinen Einzelhändlern und Handwerksbetrieben traten schneller existenzielle Fragen in den Vordergrund, wenn die Familienväter an die Front mussten oder ihre Arbeit verloren. Auch die Bauern im Umkreis der Städte nahmen den Kriegsausbruch verhaltener auf, sorgten sich mehr um die bevorstehende Ernte, zumal ihnen durch die Mobilmachung die besten Pferde, Wagen und jungen Arbeitskräfte entzogen wurden.

Dagegen überschlugen sich insbesondere Hochschul- und Gymnasiallehrer sowie viele bürgerliche Vereine und Verbände förmlich mit ihren vaterländischen Aufrufen, Heldengedichten und Sammelaktionen zur Unterstützung der Kriegführung bzw. der in den Kampf ziehenden Truppen. So rief am 3. August der Rektor der Leipziger Uni-

<sup>14</sup> Große Anzeige im Leipziger Tageblatt vom 4. August 1914 (Morgenausgabe), S. 10. Es meldeten sich von den rund 10000 in Leipzig lebenden Juden insgesamt etwa 100 freiwillig zum Kriegseinsatz.

<sup>15</sup> Leipziger Zeitung vom 29. August 1914, S. 2683.

versität per Anschlag am »schwarzen Brett« die Studenten, die sich bisher noch nicht freiwillig zum Militär gemeldet hatten, dazu auf, dies noch zu tun oder ihre vaterländischen Pflichten beim Roten Kreuz oder bei den Erntearbeiten zu erfüllen. Für die entsprechenden Meldungen blieb die Universität auch während der Semesterferien am Vormittag geöffnet.<sup>16</sup> Im Verlauf des Krieges sollten rund 1 400 Studenten der Leipziger Universität für »Kaiser, Volk und Vaterland« fallen. Auch Hochschullehrer wie der deutsch-amerikanische Theologieprofessor Dr. Kaspar René Gregory meldeten sich als Kriegsfreiwillige.<sup>17</sup> Zahlreiche Wissenschaftler und Künstler bekundeten in Aufrufen und Denkschriften ihre patriotische Gesinnung und stilisierten den Krieg zur Verteidigung der deutschen Kultur gegenüber einer dekadenten westlichen Zivilisation. Als der in ganz Deutschland von bekannten Künstlern und Intellektuellen initiierte »Aufruf an die Kulturwelt« im September 1914 als Zurückweisung der vom Ausland propagierten deutschen Kriegsschuld verbreitet wurde, gehörten auch namhafte Leipziger Vertreter des Kultur- und Wissenschaftslebens wie der Künstler Max Klinger, der Psychologe Wilhelm Wundt, der Historiker Karl Lamprecht sowie der Naturwissenschaftler und Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald zu dessen Unterzeichnern.<sup>18</sup> Wiederholt hielten zudem namhafte Professoren der Universität öffentliche Vorträge und konnten damit weit über ihren sonstigen Wirkungskreis hinaus Tausende Leipziger beeinflussen. So sprach z. B. am 23. August Prof. Karl Lamprecht im überfüllten Zentraltheater über die Lage Deutschlands und die Entwicklung des Nationalbewusstseins und kam zu dem Schluss, dass man glücklich sein müsse, die jetzige Zeit mit der Gewissheit zu erleben, »... dass am deutschen Wesen die ganze Welt genesen werde«.<sup>19</sup> Die Handelshochschule, der Jungdeutschland-Bund und das Pfadfinderkorps Leipzig riefen zur Meldung Freiwilliger als Erntehelfer und für den Sanitätsdienst auf. Organisationen wie die Deutsche Turnerschaft, der Deutschnationale Handlungs-Gehilfenverband und berufsständische Vereinigungen baten um Geld, Kleidung und Lebensmittel. Tatsächlich war die Spendenbereitschaft in den ersten Kriegswochen in Leipzig wie überall im Reich enorm. Kaffeehäuser und Restaurants spendeten ganze Tageseinnahmen, Unternehmer, Zeitungsredaktionen, Organisationen wie der Leipziger Lehrerverein, der Verein der städtischen Beamten und der Verband Leipziger Rauchwarenfirmer überwiesen zum Teil sehr hohe Beträge von oft über 1 000 Mark für die Ausrüstung der Truppen oder stellten Dienstleistungen, Waren und Gebäude, z. B. für Lazarettzwecke, kostenfrei zur Verfügung. Die Leipziger Schokoladenfabrik Knappe & Wierk verkündete per Anzeige, den

16 Leipziger Zeitung vom 3. August 1914, S. 2463.

17 Leipziger Zeitung vom 11. September 1914, S. 2791.

18 Vgl. Björn Opfer-Klinger, Leipzig und der Krieg. Kriegspropaganda und Militärzensur 1914–1918, in: Leipziger Blätter 65(2014), S. 42–44.

19 Leipziger Zeitung vom 24. August 1914, S. 264. Damit lag Lamprecht ganz auf der Linie des ultranationalistischen Alldeutschen Verbandes mit seinem Streben nach Weltgeltung und der Verbreitung annexionistischer Kriegsziele.



Reingewinn der gesamten Jahresproduktion 1914 und 1915 dem Vaterland zur Verfügung zu stellen.<sup>20</sup> Am 10. August bestanden in Leipzig allein unter der Ägide des Roten Kreuzes 151 Sammelstellen für Geldspenden und 68 für Sachspenden, für die sich bald die Bezeichnung »Liebesgaben« einbürgerte.<sup>21</sup> Bis zum 1. Oktober 1914 wurden von diesen Sammelstellen »Liebesgaben« mit einem Gesamtgewicht von mehr als 53 000 kg in 1 490 Kisten aus dem Raum Leipzig an Truppenteile und in Lazarette verschickt, darunter 570 000 Zigarren und Zigaretten sowie Kisten und Säcke mit Tabak, Kakao, Schokolade, Marmelade und eingekochtem Obst, 1 090 Flaschen Wein, 100 Taschenlampen, mehrere tausend Bekleidungsstücke wie Unterhosen, Hemden, Leibbinden, Brustschützer, Hosenträger sowie 30 000 Paar Strümpfe.<sup>22</sup> Nicht zur Versendung an die Front vorgesehen, aber dennoch hochwillkommen waren zahlreiche Gold- und Silberspenden sowie die Angebote, sich als Krankenträger und Pfleger zur Verfügung zu stellen. Zudem wurden in vielen Kirchen Kriegs-Gottesdienste abgehalten, bei denen die oft reichliche Kollekte dem Roten Kreuz oder anderen Hilfsorganisationen zugute kamen. Zur besseren Koordinierung der privaten Spenden und Sammlungen war bereits am 20. August 1914 durch den Leipziger Verband für Armenpflege und Wohltätigkeit die »Kriegsnotspende für Leipzig« ins Leben gerufen worden, die vor allem den bedürftigen Familienangehörigen von Einberufenen, welche keinen Anspruch auf die gesetzliche Kriegsunterstützung hatten (Stiefkinder und Stiefeltern) sowie kranken und kinderreichen Familien auf Antrag zukommen sollten.<sup>23</sup>

### Versorgungsprobleme in den ersten Kriegsmonaten

Der überwältigenden Opferbereitschaft auf der einen Seite standen jedoch auch Erscheinungen von Preiswucher und Gewinnsucht Einzelner gegenüber. Schon kurz nach der Ausrufung des Kriegszustandes kam es in Leipzig zu ersten Hamsterkäufen von haltbaren Nahrungs- und Genussmitteln, die zu langen Schlangen vor Lebensmittelgeschäften und zu einer raschen Verknappung bestimmter Waren führten.<sup>24</sup> Die große Nachfrage und erste Engpässe nutzten einige Geschäftsinhaber und Großhändler sofort zu teilweise deutlichen Preiserhöhungen bei Kaffee, Kakao, Butter, Mehl, Brot, Kartoffeln und weiteren Produkten aus. Das Bekanntwerden dieser Erscheinungen veranlasste am 5. August 1914 den kommandierenden General des XIX. Armeekorps (General Maximilian von Laffert) über die Kreishauptmannschaft Leipzig alle Amtshauptmann-

<sup>20</sup> Leipziger Neueste Nachrichten vom 6. August 1914, S. 3.

<sup>21</sup> Leipziger Zeitung vom 10. August 1914, S. 2529–2530.

<sup>22</sup> Leipziger Zeitung vom 13. Oktober 1914, S. 3116.

<sup>23</sup> Leipziger Zeitung vom 21. August 1914, S. 2682–2683.

<sup>24</sup> Mit Genehmigung der Stadt Leipzig durften im Zusammenhang mit der Mobilmachung alle Läden und Betriebe am Sonntag, dem 2. August 1914 bis 20 Uhr geöffnet werden.



schaften im Bezirk anzukündigen, »... gegen Gewerbetreibende, die wucherische Preise fordern, unnachtsichtig durch Schließung der Geschäfte« einzuschreiten.<sup>25</sup> Mehrfach erschienen hierzu Berichte in der Presse und vereinzelt erfolgten auch Schließungen oder Bestrafungen der Händler. Als Reaktion auf die Verknappung von bestimmten Waren bildete sich nach dem 10. August eine Selbsthilfeorganisation Leipziger Bürger zur gegenseitigen Beschaffung rarer Waren. Die Leipziger Bäcker-Innung bat um Verständnis für mögliche Qualitätsverluste und Verzögerungen bei der Auslieferung von Backwaren und die Fleischer-Innung informierte vorbeugend über zu erwartende Engpässe bei der Fleischversorgung, weil die Belieferung des Militärs Vorrang habe. Auch einige Händler und Unternehmer wie die Groß-Kaffeerösterei Richard Poetzsch (Kgl. Hoflieferant in Leipzig) gingen schon Anfang August an die Öffentlichkeit und appellierten in großen Anzeigen an die Vernunft der Bürger, Hamster- und Panikkäufe zu unterlassen, da der Nachschub von Kaffee sich hauptsächlich wegen der zeitweise bestehenden Engpässe bei den Transportmitteln im Zuge der Mobilmachung verzögere. Allerdings wurde der Kaffee ebenso wie andere Kolonialwaren angesichts schwieriger werdender Importe aus Übersee nach dem Kriegseintritt Frankreichs und Englands tatsächlich bald knapper und als Luxusgut auch teurer. Verschärft wurde die Verknappung bestimmter Waren auch durch einige Groß- und Einzelhändler, die in der Hoffnung auf höhere Gewinne begehrte Waren zurückhielten und in ihren Lagern horteten. Zunächst bestand in den ersten Kriegsmonaten trotz dieser Erscheinungen jedoch noch keine ernsthafte Ernährungs- oder Versorgungskrise, zumal eine verschärfte Seeblockade Deutschlands erst ab November 1914 einsetzte.<sup>26</sup> Dennoch sah sich der Rat der Stadt Leipzig angesichts der »wildem« Preiserhöhungen auch bei den Grundnahrungsmitteln schon am 5. August 1914 veranlasst, einen Ausschuss zur Festsetzung der Lebensmittelpreise zu bilden. Am 20. August legte der Rat in einer lokalen Verordnung Höchstpreise für Lebensmittel fest. Für 500 g Weizenmehl durften nun maximal 25 Pf, für die gleiche Menge Roggenmehl 22 Pf und für 50 kg Kartoffeln höchstens 4,50 Mark verlangt werden.<sup>27</sup> Nach vorübergehender Stabilisierung der Versorgung wurde vom Rat der Stadt Leipzig die Höchstpreisfestsetzung am 6. September wieder aufgehoben. Dennoch hatte die Stadt damit deutlich früher als das Reich zur Eindämmung von Preiswucher und Panikkäufen reagiert. Erst am 18. Oktober 1914 wurde auf Reichsebene eine allgemeine Höchstpreisverordnung für Brotgetreide erlassen, die am 28. Oktober durch eine Bundesratsverordnung ergänzt wurde – zu spät und zu zaghaft, wie man später beklagte. Bis zum Jahresende 1914 wurden für Futtermittel, Kartoffeln und Zucker ebenfalls reichsweit

25 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.

26 Dabei handelte es sich um eine Fernblockade der deutschen Küsten vorwiegend von der englischen Flotte im Kanal, zwischen den Shetland-Inseln und Norwegen sowie später auch in der Nordsee (Sperrgebiet), bei der völkerrechtswidrig auch neutrale Staaten zu kontrollierten Routen in englischer Küstennähe gezwungen wurden.

27 Leipziger Zeitung vom 20. August 1914, S. 2615.

verbindliche Höchstpreise festgelegt. Diese Produkte waren aber zunächst noch weiter frei verkäuflich, sofern sie in ausreichendem Maße vom Groß- und Einzelhandel beschafft werden konnten. Viele Städte bemühten sich um die Erschließung zusätzlicher Ernährungsquellen, förderten den Eigenanbau von Obst und Gemüse und beschafften z. B. große Mengen Meeresfische von Großhändlern in den Küstenstädten als preiswertere Alternative zu Fleisch.<sup>28</sup> In den ersten Kriegsmonaten bis ins Jahr 1915 hinein überließ der Rat der Stadt Leipzig aber die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungs- und Genussmitteln noch weitgehend der Privatwirtschaft. Ab Oktober 1914 wurde zur Ergänzung des Fleischangebotes verstärkt frisch geschossenes Wild in Leipzig angeboten. Als Anfang Dezember 1914 nach einer Erhebung der Getreide- und Futtermittelvorräte klar wurde, dass damit der hohe Schweinebestand nicht zu halten war, ordneten die Behörden gemäß einer Bundesratsverordnung vom 15. Januar 1915 die Anlegung von Fleisch- und Wurstvorräten in Orten über 5000 Einwohnern an. In der Folge wurden auch in Sachsen im Winter 1915 massenhaft Schweine geschlachtet (»Schweinemord«), wodurch vorübergehende Engpässe beseitigt wurden. Dennoch stiegen die Fleischpreise von 1914 zu 1915 überdurchschnittlich an.<sup>29</sup> In den ersten Kriegsjahren konnten außerdem in größerem Maße Fleisch- und Wurstwaren einschließlich Konserven über das neutrale Ausland wie Dänemark, Schweden, die Schweiz oder die Niederlande geliefert werden. Selbst exotische Früchte wie Ananas aus Hawaii und Singapur, Aprikosen oder Pfirsiche aus Chile und Kalifornien, Dampfpfäpfel, Pflaumen und Feigen einschließlich getrockneter Früchte sowie indische und chinesische Teesorten waren bis 1915 noch reichlich im Angebot, wenn man es sich leisten konnte.<sup>30</sup> Die magere Unterstützung von 34,20 Mark im Monat (mit einem Kind 45,60 Mark, mit zwei Kindern 57 Mark), welche die Stadt ab September 1914 an Frauen zahlte, deren Männer zum Kriegsdienst eingezogen wurden, dürfte dafür aber sicher nicht ausgereicht haben.<sup>31</sup> Damit hatte die Stadt Leipzig die per Reichsgesetz festgelegten Unterstützungssätze von neun Mark für die Ehefrau und je sechs Mark für jedes Kind jedoch schon deutlich überschritten. Für die Stadtkasse stellten diese finanziellen Unterstützungen infolge der massenhaften Einberufungen schon im ersten Kriegsmonat zusätzliche Ausgaben von insgesamt 700 000 Mark dar, die sich bis 1917 auf vier Millionen Mark monatlich steigern sollten.<sup>32</sup> Dennoch wurde die Ernährungslage für die unteren Einkommensschichten, Arbeitslose sowie Frauen mit Kindern, deren Männer sich im Kriegsdienst befanden, schon ab August 1914 problematischer, was durch die Statistik der Städtischen Speise-

28 StA-L, 20612 Stadt Markranstädt, Nr. 262.

29 Vgl. Werner Schlegel, *Die Lebensmittelversorgung der Stadt Leipzig während der Kriegs- und Nachkriegsjahre 1914–1924* (Inaugural-Dissertation), Leipzig 1930, S. 69. (Danach erhöhte sich der Preis von Rindfleisch von 1914 zu 1915 um 33 %, der von Schweinefleisch sogar um 83 %).

30 StA-L, 20612 Stadt Markranstädt, Nr. 259.

31 *Leipziger Zeitung* vom 11. September 1914, S. 2795.

32 Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 3, S. 26.



*Abb. 4: Propagandakarte mit zwei dicken Landwehrmännern, die sich über die Versuche einer Aushungerung durch die englische Seeblockade lustig machen (private Sammlung)*

anstalten klar belegbar ist. Von August bis September stiegen die hier ausgegebenen Mahlzeiten an Bedürftige von rund 61 600 auf über 107 000, was die Einrichtung von weiteren Zweigstellen der Speiseanstalt nach sich zog.<sup>33</sup> Die Stadt Leipzig musste dafür und insbesondere für die Kriegsunterstützungen sowie den Mehrbedarf an Armen- und Arbeitslosenunterstützung Ende 1914 eine Anleihe von 20 Millionen Mark aufnehmen.<sup>34</sup> Als Folge der materiellen Not und sicher auch durch den Mangel jüngerer Männer im Zivilbereich einerseits und den Zustrom von Rekruten zur Militärausbildung andererseits begann schon bald nach Kriegsausbruch ein erhebliches Anwachsen der verdeckten Prostitution, zu der sich auch Kriegerfrauen und -witwen veranlasst sahen. Räumliche Schwerpunkte waren in Leipzig die Promenadenanlagen und der Hauptbahnhof, weshalb auf letzterem ein sittenpolizeilicher Nachtdienst eingerichtet wurde.<sup>35</sup>

Erste Rationierungen von Fleisch, Brot, Mehl, Kartoffeln und anderen Grundnahrungsmitteln erfolgten jedoch in Leipzig erst Anfang 1915, als die englisch-französische Seeblockade gegenüber Deutschland immer spürbarere Wirkung zeigte. Seit dieser Zeit wurden Lebensmittelkarten (ab Januar 1915 Brotkarten) oder Bezugsscheine ausgege-

<sup>33</sup> Leipziger Zeitung vom 8. Oktober 1914, S. 3061.

<sup>34</sup> Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 3, S. 25.

<sup>35</sup> Ebd., Heft 1, S. 60.

ben. Diese Aufgabe übernahm das im Februar 1915 für die Versorgung der Stadt Leipzig gegründete Kriegsernährungsamt. Auch in anderen deutschen Großstädten wurden 1915/16 ähnliche Ämter gebildet – so in Dresden das Lebensmittelamt. Bald kursierten immer mehr Ersatzstoffe, Kriegsrezepte und Merkblätter, wie man z. B. mit Kastanienmehl Brot und Mehlspeisen strecken kann oder verstärkt Kunstspeisefette, Soja- und Maisstärke einsetzen sollte.<sup>36</sup>

### **Zwischen Kriegshysterie und Sicherheitswahn in den ersten Kriegswochen**

Im Überschwang patriotischer Begeisterung und chauvinistischer Hetztiraden kam es auch in Leipzig unmittelbar nach Kriegsausbruch zu tätlichen Ausschreitungen gegen Ausländer feindlicher Staaten und mitunter nur fremdländisch erscheinende Personen. Ausländische Studenten wurden von ihren Vermietern auf die Straße gesetzt und französischsprachige Schilder von Restaurants, Kaffees und Hotels entfernt. So wurden am Nachmittag des 3. August nach Bekanntwerden der Kriegserklärung an Frankreich unter großem Beifall der Menge die großen goldenen Buchstaben des »Café Francais« am Augustusplatz / Ecke Grimmaische Straße demontiert und dieses kurz darauf in »Kaffeehaus Felsche« umbenannt. Unter der Kopfzeile »Ein erfreuliches Beispiel« berichtete das Leipziger Tageblatt in seiner Abendausgabe aktuell darüber und schrieb unter anderem: »Als der letzte Buchstabe verschwunden war, vernichtete dicke, schwarze Farbe die letzte Spur der Erinnerung an ein Wort aus einer Sprache, die von nun an allen Deutschen verhasst in den Ohren klingen wird. Gleich darauf ging unter begeistertem Jubel eine schwarz-weiß-rote Fahne auf dem Dache des Gebäudes empor.«<sup>37</sup> Noch schlechter erging es dem »Hotel de Prusse«, wo es ohne ersichtlichen Grund zu schweren Ausschreitungen einer in »Kriegshysterie aufgehetzten Menge« kam, die Teile des Hotelinventars demolierten.<sup>38</sup> Dieser Vorfall wurde von der bürgerlichen Presse zwar als »unbesonnen und verwerflich« verurteilt, dennoch folgte wenig später die Eindeutschung in »Preußischer Hof«. Um Tumulte und Zerstörungen zu vermeiden, brachten einige Kaffee- und Restaurantbesitzer Schilder mit der Aufschrift »Russen, Franzosen und Serben ist der Zutritt strengstens untersagt« an. Schließlich wurden sogar Forderungen laut, alle Fremdwörter aus dem deutschen Wortschatz zu tilgen und deren weiteren Gebrauch mit einer Zwangsabgabe von 5 Pfennig für vaterländische Zwecke zu ahnden.<sup>39</sup> Diese chauvinistischen Aktionen und Ideen waren keineswegs auf die ersten Kriegstage beschränkt, wofür der Boykottaufruf gegen die Pariser Mode seit Oktober 1914 durch

36 StA-L, 20612 Stadt Markranstädt, Nr. 259.

37 Leipziger Tageblatt und Handelszeitung vom 3. August 1914 (Abendausgabe), S. 5.

38 Ebd., S. 7 und 10.

39 Leipziger Tageblatt und Handelszeitung vom 14. September 1914 (Morgenausgabe), S. 5.

### Undeutsch

und gefährlich ist das Pariser Korsett. Es zerstört die Gesundheit und vernichtet die Aussicht auf gesunde Nachkommenschaft, welche die wichtigste Grundlage für den Fortbestand des deutschen Volkes in seiner Größe und Kraft bildet.

**Weg damit aus unserem Kulturkreis!**

Echt deutsch und schönheitsbildend sind der Thalsia-Büstenhalter und der Thalsia-Edelformer; sie begünstigen alles, was das Pariser Korsett zerstört. An Schönheit der Wirkung sind sie ihm überlegen, an hygienischen Eigenschaften himmelweit voraus! Eine echt deutsch fühlende Frau, ein echt deutsch empfindendes Mädchen benutzen nur diese beiden deutschen Körperbildner!



### Undeutsch,

sittenlos und sinnlos ist die Pariser Damenmode. Sie füllt die Taschen unserer Feinde, sie macht ihre deutsche Trägerin zum Zerrbild eines menschlichen Wesens. In ihrer Schamlosigkeit ist sie unserer pflichtbewußten deutschen Art geradezu entgegengesetzt.

**Weg mit der Pariser Mode aus deutschem Land!**

Echt deutsch und anmutig, sittig und ernst sind die Thalsia-Reform-Kleider. Sie sind der konzentrierte Ausdruck deutschen Wesens in der Frauenmode. Es ist die echte deutsche Tracht, zugleich vornehm und hygienisch. Es hält sich stets in den Schranken des soliden Geschmacks und ist harmonisch in Farbe und Gesamtwirkung. Es ist die Tracht der Zukunft, wenn Deutschland nach diesem Kriege groß u. mächtig erblüht.



**Thalsia Paul Garms, G. m. b. H., Leipzig-Connewitz 324 d.**

Eigene Verkaufshäuser nur: Leipzig, Neumarkt 40; Berlin, Wilhelmstr. 37; München, Schifferstr. 21; Wien I, Weiburggasse 18. Versand nach auswärts ab Leipzig-Co.; in Österreich-Ungarn ab Thalsia-Zweigfabrik; Breitenbach in Böhmen.

*Abb. 5: Anzeige gegen die Vorherrschaft der Pariser Mode in Deutschland (Illustrierte Zeitung, Nr. 3728/1914, S. 803)*

einen Leipziger Textilhersteller, der diese in Inseraten als »undeutsch, gefährlich und sittenlos« bezeichnete (»Sie füllt die Taschen unserer Feinde ... weg mit der Pariser Mode aus unserem Land ... weg damit aus unserem Kulturkreis.«), die Umbenennung des alteingesessenen Hotels »Royal« in Hotel »Königshof« Anfang 1915 und Ende 1915 der sprachliche Wechsel von »Abonnement« zu »Jahresanrecht« bei den Städtischen Theatern zu Leipzig als weitere Beispiele für übertriebenen Nationalismus genügen sollen.<sup>40</sup>

Eine regelrechte Hysterie wurde im Zusammenhang mit der Jagd auf tatsächliche oder vermeintliche ausländische Spione in vielen deutschen Städten entfacht, so auch in Leipzig. Von der regionalen Presse wurde dieses Thema wiederholt mit Gerüchten und Falschmeldungen genährt und mit Schlagzeilen wie »Spione überall« aufgebauscht.<sup>41</sup> Da war unter anderem von als Frauen verkleideten russischen Spionen, die große Mengen Gold per Automobil über die deutsche Grenze bringen wollten, über angebliche Bombenabwürfe französischer Flugzeuge im Raum Chemnitz und Leipzig, Brunnen- und Mehlvergiftungen durch Franzosen, Auskundschaften von Bahnhöfen, Brücken und Kasernen durch Ausländer zu lesen. Mag diese oder jene Meldung auch zutreffend gewesen sein, oft genug traf es vollkommen Unschuldige. So wurden am 5. August in Leipzig zwei mutmaßliche Spione auf der Flucht erschossen, ohne dass etwas nachzuweisen war und sich herausstellte, dass eines der Opfer der Chauffeur eines deutschen Arztes war.<sup>42</sup> Am Vortag war es bereits zu Übergriffen gegenüber fremd aussehenden deutschen Militärangehörigen gekommen, die noch unbekannte neue bzw. Uniformen seltener Truppengattungen trugen. Selbst die ansonsten als straff konservativ und vaterländisch bekannten Leipziger Neuesten Nachrichten riefen die »Leipziger Hitzköpfe« am 5. Au-

<sup>40</sup> Leipziger Zeitung vom 11. Dezember 1915, Nr. 288 (Dritte Beilage).

<sup>41</sup> Leipziger Neueste Nachrichten vom 6. August 1914, S. 1–2.

<sup>42</sup> Leipziger Neueste Nachrichten vom 7. August 1914, S. 9.

gust zur Mäßigung auf.<sup>43</sup> Es genüge vollauf, die verdächtigen Ausländer der Polizei zu übergeben und »... es ist doch wirklich keine Heldentat, gemeinsam einen einzelnen Russen zu verprügeln.« Außerdem liege kein Grund vor, gegen in Leipzig studierende Rumänen und Bulgaren sowie gegen russische Juden, denen der Aufenthalt in Russland nicht gestattet ist, vorzugehen.<sup>44</sup> Diese Angriffe und die genannten Zerstörungen im »Hotel de Prusse« und am »Café Francais« veranlassten das stellvertretende Generalkommando und die Zivilbehörden zur Warnung und Androhung schwerer Bestrafung (Landfriedensbruch) bei Fällen von Lynchjustiz, Zusammenrottungen und Sachbeschädigungen.<sup>45</sup> Schon am 3. August 1914 hatte das sächsische Innenministerium an alle Kreis- und Amtshauptleute die Order erteilt, die Verbreitung der völlig unbegründeten Gerüchte von der Vergiftung von Mehlvorräten und Brunnen durch Franzosen sowie weitere durch die Presse verbreitete Meldungen, die zur Beunruhigung und Verwirrung der Bevölkerung führen könnten, unbedingt zu unterbinden.<sup>46</sup> In der Hoffnung auf eine englische Neutralität war die Presse zudem am 1. August vom sächsischen Innenministerium dazu angehalten worden, englandfreundliche Berichte zu veröffentlichen. Verwirrung stifteten in den ersten Kriegstagen mitunter amtlich erscheinende Telegramme, in denen alle Behörden vor dem Anflug feindlicher Flugzeuge gewarnt wurden, die aus Richtung Breslau kommend, die Eisenbahngleise entlangfliegen und Bomben abwerfen würden.<sup>47</sup> Das geflügelte Wort »Feinde ringsum« machte die Runde und führte zu übersteigerten Sicherheitsmaßnahmen. In und um Leipzig wurden tagelang Straßensperrungen und Kontrollen aller Automobile und Radfahrer vorgenommen und sollten alle Brücken, Bahnhöfe, Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke, Telefon- und Telegrafleitungen sowie abseits liegende Feldscheunen überwacht werden. Die Stadt- und Gemeindevorstände hatten für eine ständige Telefonbereitschaft rund um die Uhr zu sorgen. Ein verschärftes Pass- und Melderecht verpflichtete die Hotels und Pensionen zur Anmeldung ihrer Gäste binnen 24 Stunden. Schon seit dem 2. August 1914 bestand für alle einreisenden Ausländer Passzwang.<sup>48</sup> Ab 8. August verfügte die Militärverwaltung die Einziehung aller in den örtlichen Buchhandlungen verfügbaren topografischen Karten und erneuerte das Verbot der Nachrichtensperre über Truppenbewegungen jeder Art.<sup>49</sup> Der gesamten Presse wurden sofort nach Kriegsausbruch in einem Merkblatt zahlreiche Beschränkungen und Verbote bei der Berichterstattung auferlegt, die in den folgenden Kriegswochen immer neue Nachträge und Ergänzungen erfuhren. Deren

43 Ebd. vom 5. August 1914, o. S. (Nr. 215; 2. Beilage).

44 Ebd.

45 Bekanntmachungen des stellvertretenden Generalkommandos des XIX. Armeekorps am 7. August 1914 in allen großen Tageszeitungen.

46 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.

47 Ebd.

48 Leipziger Neueste Nachrichten vom 2. August 1914, S. 11.

49 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.



Befolgung wurde seitens der Zensurstelle der Militärverwaltung täglich überwacht und Verstöße durch Verwarnungen und ggf. Verbote geahndet. Es durfte nicht mehr über Versorgungsprobleme oder über Cholerafälle berichtet werden, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen. Weiterhin mussten alle Feldpostbriefe vor ihrer Veröffentlichung der Zensur vorgelegt werden. Selbst über Reisen des Kaisers und der Bundesfürsten einschließlich deren Familienangehörigen sowie über neue Waffentechnik durfte nicht mehr berichtet werden.<sup>50</sup> Am 8. September 1914 wurde beim stellvertretenden Generalkommando des XIX. Armeekorps in Leipzig eine besondere Presseabteilung eingerichtet, der die Überwachung und Kontaktpflege mit den Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften im Zuständigkeitsbereich (Nord- und Südwestsachsen) oblagen. Alle Anfragen und Beschwerden der Presse waren fortan an diese Stelle unter Leitung von Major Freise zu richten.<sup>51</sup> Eine Gefahr des Verstoßes gegen den Burgfrieden wurde bereits im Herbst 1914 insbesondere in der von der SPD herausgegebenen auflagenstarken Leipziger Volkszeitung gesehen, die immer wieder versuchte, kritische Beiträge durch die Zensur zu lancieren. Wegen ihrer Berichterstattung über die Hintergründe der Preiserhöhungen bei Grundnahrungsmitteln (»Die Pflichten der Landwirte«), die chauvinistischen Aktionen des Obermeisters der sächsischen Buchbinder-Innung Unrasch aus Dresden (»Eine Innungsflügelei«) und die Diskussion über den Begriff des Militarismus wurde die Leipziger Volkszeitung im Herbst 1914 wiederholt streng verwarnet. Ende Dezember 1914 wurde schließlich vom stellvertretenden Generalkommando des XIX. Armeekorps in Leipzig für alle hier erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften eine Vorzensur durch eine eigens eingerichtete Presseabteilung eingeführt, die vor der Drucklegung über den Inhalt der Veröffentlichung zu entscheiden hatte.<sup>52</sup> Auch die Ansichtskartenhersteller unterlagen bei der Herstellung von Kriegspostkarten einer strengen Kontrolle, welche die auf fotografischem Wege gezeigten Motive von den Kriegsschauplätzen ebenso wie die grafisch gestalteten Propaganda- und Genrekarten betraf.

Als Sicherheitsrisiko wurden seit Kriegsausbruch die sich im Deutschen Reich vorübergehend oder dauerhaft aufhaltenden Angehörigen von »Feindstaaten« angesehen. Daher ging man bald von amtlicher Seite entsprechend den Bestimmungen des Kriegszustandes gegen diese Ausländer vor, indem diese verschärft beobachtet und erfasst, kontrolliert und zum Teil ausgewiesen oder interniert wurden. Am 3. September 1914 meldete die Königliche Kreishauptmannschaft Leipzig dem Innenministerium in Dresden im Zuge einer Erfassungsaktion in ganz Sachsen insgesamt 8142 Ausländer

50 StA-L, 20024 Kreishauptmannschaft Leipzig, Nr. 313, 316 und 317 (Veröffentlichung von Kriegsnachrichten usw. durch die Presse betreffend).

51 StA-L, 20024 Kreishauptmannschaft Leipzig, Nr. 313.

52 Zur Pressezensur in Leipzig vgl. Jürgen Schlimper, Auf einem schmalen Grat bewegt. Die Beziehungen der »Leipziger Volkszeitung« zu den Militärbehörden in der Zeit des Ersten Weltkrieges, in: »Zeitung Drucken ist ein wichtiges werck«; 350 Jahre Tagespresse in Leipzig (Leipziger Kalender, Sonderband 2000/3), S. 143–192.



feindlicher Staaten in den sechs Amtshauptmannschaften im Leipziger Kreis. Darunter stellten die »Russen« (meist Saisonarbeiter polnischer Nationalität) mit 7923 Personen die mit Abstand größte Ausländergruppe.<sup>53</sup> Sie waren überwiegend in der Landwirtschaft oder in Braunkohlentagebauen des Bornaer Reviers beschäftigt, wurden dort schon seit Kriegsbeginn militärisch bewacht und weitgehend kaserniert untergebracht. Für die russisch-polnischen landwirtschaftlichen Arbeiter wurde vom stellvertretenden Generalkommando des XIX. Armeekorps auch für die Zeit nach der Ernte und über die Wintermonate 1914/15 eine Arbeitspflicht angeordnet und den Polizeibehörden die Überwachung dieser Bestimmungen befohlen. Gleichzeitig wurde »... jedem, der sich weigert zu arbeiten, angedroht, dass er alsdann in ein militärisches Gefangenenerlager gebracht werden wird. Dort wird er lernen, zu arbeiten«.<sup>54</sup> In der Stadt Leipzig wurden zu Kriegsbeginn 2600 »Russen« (darunter 600 Frauen und 600 Kinder unter 15 Jahren), 49 Engländer sowie 22 Einwohner aus englischen Kolonien, zwölf Franzosen, 17 Japaner, drei Belgier und zwei Serben registriert, von denen man 19 als spionageverdächtig verhaftete und in Bautzen einsperrte. Die 49 Engländer und zwölf Franzosen wurden außerhalb Leipzigs interniert, während die Japaner und Serben in ihre Heimat ausreisen durften.<sup>55</sup> Die Universität und andere Leipziger Hochschulen nahmen ab Herbst 1914 keine ausländischen Studenten aus Ländern mehr auf, mit denen sich Deutschland im Krieg befand. Laufende Promotionsverfahren von Angehörigen aus »Feindstaaten« wurden ab Oktober 1914 von der Universität Leipzig für ungültig erklärt. Mitte November 1914 beschloss das sächsische Innenministerium in Abstimmung mit dem preußischen Kriegsministerium binnen zehn Tagen die Entfernung aller Ausländer von »Feindstaaten« aus militärisch wichtigen Orten wie Leipzig und Dresden in mindestens 20 km entfernte Regionen. Im Sperrbezirk Leipzig betraf das rund 2000 Ausländer, darunter auch Frauen und Kinder, die zwangsweise in ländliche Regionen umquartiert wurden.<sup>56</sup> Ausländerfeindlichkeit zeigte sich aber schon kurz nach Kriegsbeginn auch durch gezielte Denunziation von Privatpersonen. So zeigte der Prokurist der Fa. F. A. Brockhaus (Edlinger) am 16. August 1914 die Witwe des verstorbenen Rittergutspächters Nietzsche aus Thonberg bei der politischen Abteilung des Polizeiamtes der Stadt Leipzig an, weil diese »französischen Ursprungs« (eine geborene Pommier) sei und ihre Mutter aus Frankreich oder Belgien bei sich aufgenommen habe. Edlinger entrüstete sich darüber, dass Frau Nietzsche und ihre Mutter tiefe Trauer tragen und damit ihre feindliche Gesinnung gegenüber Deutschland demonstrieren würden. Er verlangte von der Polizei, diese Frauen als »lästige Ausländer auf kürzestem Wege abzuschieben«, zumal sie

53 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10736 Ministerium des Innern, Nr. 3313.

54 Befehl des Stellvertretenden Generalkommandos des XIX. Armeekorps vom 29. Dezember 1914 (in: StA-L, 20631 Stadt Zwenkau, Nr. 75).

55 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 1, S. 64.

56 StA-L, 20024 Kreishauptmannschaft Leipzig, Nr. 611.



Abb. 6: Deutsche Propagandakarte von 1914 mit Verhöhnung Englands (private Sammlung)

gerüchteweise ihren Dienstboten androht hätten, dass sie noch Unangenehmes erleben würden, wenn Frankreich den Krieg verlieren sollte.<sup>57</sup>

### Zu den wirtschaftlichen Verhältnissen zu Beginn des Krieges

Die massenhaften Einberufungen im Zuge der Mobilmachung in den ersten Augusttagen hatten sofort einen großen Mangel an berufstätigen Männern zur Folge. Als dann ab Mitte August 1914 auch noch der Landsturm mit allen (nur eingeschränkt felddiensttauglichen) wehrfähigen Männern zwischen vollendetem 17. und 45. Lebensjahr überwiegend zur Verwendung für militärische Aufgaben im Hinterland mobil gemacht wurde, verschärfte sich in vielen Bereichen des öffentlichen Dienstes, in Handel, Industrie und Landwirtschaft die Lage. Die Leipziger Feuerwehr und Polizei wurde durch die Mobilmachungen bereits so ausgedünnt, dass sie kaum noch handlungsfähig war. Mittels Anzeige wurden daher ab dem 1. August 200 »Hilfsschutzleute« für 30 Mark Wochenlohn als Ersatzpolizisten gesucht.<sup>58</sup> Bahn, Post und Verkehrsbetriebe hatten bald ähnliche Probleme – letztere verloren durch Einberufungen innerhalb weniger

<sup>57</sup> StA-L, 20024 Kreishauptmannschaft Leipzig, Nr. 313.

<sup>58</sup> Leipziger Zeitung vom 2. August 1914, S. 2463. Sie mussten unter 50 Jahre alt sein und gedient haben.

Wochen 1 200 Beschäftigte und mussten ihren Betrieb, z. B. im Straßenbahnverkehr, deutlich einschränken.<sup>59</sup> Der Friedensfahrplan der Eisenbahnen endete in der Nacht vom zweiten zum dritten Mobilmachungstag; danach hatten militärisch wichtige Bahnfahrten stets Vorrang vor der zivilen Nutzung. Gleichzeitig ging die Zahl der in privatem und gewerblichem Gebrauch befindlichen Kraftfahrzeuge nach Kriegsbeginn drastisch zurück, da insbesondere Lastkraftwagen und schnelle Pkw vom Militär zwangsweise angekauft wurden. Im Vergleich zum 1. Halbjahr 1914 sank der Bestand an zugelassenen Kraftfahrzeugen in Leipzig bis zum Frühjahr 1915 von 2037 auf 301, und auch der Pferdedroschkenbetrieb ging durch Futtermangel zunehmend zurück.<sup>60</sup> Außerdem wurden durch die Militärverwaltung einige Fahrräder, sechs Flugzeuge und ein Motorboot für Kriegszwecke ausgehoben sowie mehrere private Waffenmeisterwerkstätten und der zivile Luftschiffhafen mit Flugplatz für militärische Zwecke beschlagnahmt.<sup>61</sup> Am 22. August 1914 wurden neun Leipziger Postämter wegen Personalmangel, Rückgang der Sendungen und fehlender Transportmittel geschlossen.

Viele Schulen dienten in den ersten Kriegswochen als Sammelstelle für Einberufene, als Soldaten- und Offiziersquartiere oder als Lager für Ausrüstung und Kleidung. Sieben Leipziger Schulen konnten am 15. August ihren Unterrichtsbetrieb nicht wieder aufnehmen, weil deren Gebäude bis auf Weiteres als Kaserne oder Lazarett genutzt wurden. Die Aufteilung der Schüler auf andere Schulen hatte zur Folge, dass in einer Klasse bis zu 60 Schüler saßen. Hinzu kam, dass bis zum 18. August bereits 400 Leipziger Lehrer zum Kriegsdienst einberufen waren und sich weitere freiwillig meldeten – allein 573 von den 1 800 hiesigen Volksschullehrern. An den höheren Schulen fanden ab August 1914 Notprüfungen statt. Dennoch wirkten noch über 600 Lehrer ehrenamtlich bei der Jugendfürsorge mit.<sup>62</sup> Daneben wurden Tausende Soldaten in eigens hergerichteten Massenquartieren oder per Quartierzettel in Privathaushalten nach einem bestimmten Schlüssel (einkommensabhängig ab 4 000 Mark Jahresverdienst aufsteigend) während ihrer militärischen Ausbildung in der Stadt einquartiert.<sup>63</sup>

Engpässe und wirtschaftliche Nöte entstanden für viele Produktions- und Handelsfirmen aber nicht nur durch Personalmangel, sondern durch fehlende Transportkapazitäten, unterbrochene oder erschwerte Handelswege zu Wasser, zu Land und per Post, geschlossene Grenzen sowie Aus- und Einfuhrverbote für zahlreiche Produkte und Rohstoffe. So wandte sich die Stahl- und Eisengießerei Max Jahn aus Leipzig-Leutzsch am

59 Leipziger Tageblatt und Handelszeitung vom 5. September 1914 (Morgenausgabe), S. 6.

60 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 1, S. 73.

61 Ebd., S. 39. Danach wurden vom Militär für den Ankauf von Lkw, Pkw und Fahrrädern fast 3,2 Millionen Mark Entschädigung an die Besitzer gezahlt.

62 Leipziger Zeitung vom 12. September 1914, S. 2800.

63 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 1, S. 37.

10. August 1914 verzweifelt an die Amtshauptmannschaft Leipzig, da sie seit Tagen keinen Koks mehr für die Brennöfen erhielt und befürchtete, dadurch ihren Betrieb mit den noch verbliebenen 250 Arbeitern einstellen zu müssen, obwohl sie zu den kriegswichtigen Betrieben zählte.<sup>64</sup> Noch schwerer hatten es Firmen, die stark exportabhängig waren und /oder wegen ihres Produktionsprofils kaum Aussicht auf Heeresaufträge hatten. In den meisten Fällen mussten diese Firmen ihre Tätigkeit einstellen oder auf ein Minimum reduzieren, sodass hierdurch wiederum zahlreiche Leipziger arbeitslos wurden. Besonders betroffen waren in Leipzig solche Branchen wie der Rauchwarenhandel bzw. das pelzverarbeitende Gewerbe, deren Hauptrohstofflieferant Russland sofort ausfiel, das Buchgewerbe und die polygraphische Industrie, der Überseehandel, Teile der Textilindustrie und der Luxuswarenherstellung sowie der Klavier- und Orgelbau. Durch den deutlichen Rückgang des Fremdenverkehrs waren seit August 1914 auch viele Hotels und Gaststätten stark betroffen. Erschwerend wirkte sich seit Kriegsbeginn weiterhin der außerordentliche Rückgang der Zahlungsmoral für erbrachte Leistungen und Lieferungen aus. Wiederholt riefen Handelskammer und Gewerbekammer Leipzig schon nach wenigen Kriegstagen zur Begleichung offener Rechnungen und Verbindlichkeiten auf, appellierten an die Wirtschaft, ihre Betriebe aufrecht zu erhalten, Entlassungen zu vermeiden, gesetzliche Kündigungsfristen einzuhalten und für Kriegsteilnehmer die Krankenkassenbeiträge und Gehälter wenigstens teilweise weiter zu zahlen. Außerdem sollten zur Erhaltung der Betriebe Stellvertreter bestellt werden, wenn selbstständige Gewerbetreibende zum Kriegsdienst einberufen wurden. Zur Lösung der kriegsbedingt stark angestiegenen Arbeitslosigkeit fand am 10. August eine Beratung von Vertretern der Wirtschaft beim Leipziger Oberbürgermeister Dr. Dittrich statt, in deren Ergebnis die Einrichtung einer zentralen Meldestelle für offene Stellen beschlossen wurde.<sup>65</sup> Schließlich trafen sich am 15. August Vertreter von Industrie, Handel und Gewerbe aller Branchen zu einer weiteren Versammlung und gründeten einen »Hilfsausschuss zur Unterstützung unverschuldet in Not geratener Firmen«.<sup>66</sup> Im September waren in Leipzig beim Verein für Arbeitsnachweis 4 437 Arbeitslose registriert, denen 3 334 offene Stellen und 3 122 Stellenvermittlungen gegenüberstanden.<sup>67</sup> Da man in der Stadt und der näheren Umgebung nicht alle erfassten Arbeitslosen unterbringen konnte, wurden Anfang Oktober rund 1 000 Arbeitslose zu »Notstandsarbeiten« an östliche Kriegsschauplätze, vor allem zu Schanzarbeiten in Ost- und Westpreußen, vermittelt. Andererseits traten

64 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.

65 Leipziger Zeitung vom 11. August 1914, S. 2548.

66 Leipziger Zeitung vom 22. August 1914, S. 2635.

67 Leipziger Tageblatt und Handelszeitung vom 21. Oktober 1914 (Abendausgabe), S. 3. Andere Quellen gehen jedoch für September 1914 von bis zu 30 % männlichen Erwerbslosen im arbeitsfähigen Alter aus: vgl. Ulrich von Hehl, Krieg und Klassenkampf. Leipzig 1914–1918, in: Ulrich von Hehl (Hrsg.), Stadt und Krieg. Leipzig in militärischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 8), Leipzig 2014, S. 277.



Abb. 7: Straßenbahnschaffnerinnen als »Ersatz« für einberufene männliche Straßenbahner (Leibniz-Institut für Länderkunde, Ansichtskartensammlung; Leipzig)

offensichtlich schon seit Kriegsbeginn viele Lehrerinnen, Bibliothekarinnen und auch die wenigen ausgebildeten Ärztinnen an die Stelle ihrer einberufenen männlichen Kollegen und konnten hier einige Versorgungslücken schließen.<sup>68</sup> Ende August befürwortete die Stadtverwaltung eine Garantiesumme für eine in Gründung befindliche Kriegskreditbank zur Ankurbelung der Wirtschaft.<sup>69</sup> Einer Reihe von Leipziger Betrieben gelang dennoch relativ schnell die Umstellung auf die Kriegswirtschaft; zumindest passten sie sich dem neuen tatsächlichen oder vermeintlichen Bedarf an und brachten neue Produkte auf den Markt. So wurden im Herbst 1914 alle möglichen Zusatzausrüstungen für den Feldbedarf wie Brustpanzer, Leibbinden, diverse Hygieneartikel, Socken, Handschuhe, Kopfschützer, Regenumhänge, »präparierte Katzenfelle für die Soldaten im Felde« oder Feld-Taschenapotheken offeriert. Allerdings waren hier auch windige Geschäftemacher darunter, die beispielsweise wirkungslose oder mit Ersatzstoffen angereicherte Erfrischungs- und Stärkungsmittel für die Fronttruppen anpriesen, wovon die

68 Illustrierte Zeitung Nr. 3711, S. 283, 290 (Feststellung in einem Artikel von Prof. Dr. Max Dessoix aus Berlin »Der Krieg und die Volksseele«, Mitte August 1914).

69 Leipziger Neueste Nachrichten vom 29. August 1914, S. 13.



Behörden ausdrücklich warnten.<sup>70</sup> Daneben boten Lebensversicherungen seit August 1914 für Kriegsteilnehmer spezielle Verträge an, die den Angehörigen eine Absicherung bei Tod des Versicherten infolge von Kriegseinwirkungen garantierte.<sup>71</sup>

Im Baugewerbe konzentrierte man sich auf die Fertigstellung von großen Bauvorhaben wie den Hauptbahnhof, die Deutsche Bücherei, das Stadtbad, das Gewerkschaftshaus für den Verband Deutscher Handlungsgehilfen sowie einige innerstädtischer Bauten wie das Messehaus »Stentzlers Hof« und Schulgebäude. Der Wohnungsbau ging bis 1915 in Leipzig um mehr als die Hälfte zurück (1914: 2842; 1915: 1275) und kam dann ab 1916 fast völlig zum Erliegen.<sup>72</sup>

In Leipzig fand am 4. August 1914 auf der Rennbahn im Scheibenhof eine Pferdemusterung von über 1000 Tieren aus Privathand statt. Deren Besitzer oder Stallbur-schen mussten hier einer Musterungskommission (zivile Pferdekennner und ein Kavallerieoffizier) ihre Pferde vorführen. Dabei wurden diese in die Kategorien Zugpferde 1. und 2. Güte (jeweils als Stangen- oder Vorderpferde) sowie Reitpferde 1. und 2. Güte eingeteilt, sofern man sie nicht aus Altersgründen oder wegen ihrer Konstitution als untauglich ausmusterte. Für die zu Militärzwecken ausgehobenen Pferde wurde »nach gerechter Schätzung der volle Wert gezahlt«, wie der Redakteur der Leipziger Neuesten Nachrichten berichtete.<sup>73</sup> Für die eingemeindeten Leipziger Vororte fanden vom 3. bis 5. August auf dem Sportplatz Lindenau ähnliche Pferdeaushebungen statt. Weil viele bäuerliche Betriebe im Leipziger Umland im Zug der Mobilmachung ihre besten Pferde an das Militär abtreten mussten, gerieten sie vor allem während der Getreideernte in große Schwierigkeiten. Die von den Ersatz-Pferdedepots in Taucha und Thekla unentgeltlich angebotenen überzähligen oder ausgemusterten Pferde konnten diese Lücken nur sehr unzureichend füllen.<sup>74</sup>

Welchen wirtschaftlichen Einschränkungen Firmen unterliegen konnten, zeigt das Beispiel des bekannten Leipziger Verlages von Bernhard Tauchnitz. Als dieser Ende August 1914 zwei Bücher seiner englischsprachigen Edition (Shakespeare) nach Konstantinopel sandte, kamen diese postwendend mit dem Vermerk »Infolge Krieges unzulässig« zurück zum Absender; mit der Begründung, dass der Export fremdsprachiger Bücher gleich welcher Art ins Ausland, selbst in verbündete Staaten wie die Türkei, verboten sei. Seine hartnäckigen Nachfragen und Proteste bei der Oberpostdirektion in Leipzig und der Regierung in Dresden führten schließlich dazu, dass Tauchnitz mit allerhöchster Sondergenehmigung seine fremdsprachigen Bücher über das Leipziger Postamt 13 einer Zensur-Prüfstelle zur Ausfuhr-genehmigung vorlegen durfte, die dann über die Weiter-

70 StA-L, 20631 Stadt Zwenkau, Nr. 75.

71 Illustrierte Zeitung, Nr. 3714, S. 372.

72 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 5, S. 46.

73 Lokalzeitung der Leipziger Neueste Nachrichten vom 5. August 1914 (3. Beilage).

74 StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663.

beförderung entschied.<sup>75</sup> Im Verlauf der ersten Kriegswochen wurde die Liste der von der Ausfuhr gesperrten Waren und Rohstoffe immer länger. Ende August umfasste sie schon elf Seiten mit mehr als 200 Positionen. Die Ausfuhrverbote reichten von lebenden und geschlachteten Tieren über Eier, Futter, Getreide, Obst und Gemüse, Gewürze, Öle und Fette, natürlich Waffen und Munition, viele Maschinen und Werkzeuge, optische und nautische Geräte, aber auch Holz, Leder, Pelzwaren, Wolle, Leinen, Flachs und Jute bis zu Erzen, Metallen und zahlreichen Chemikalien. Verboten war ebenfalls die Ausfuhr von Kraftfahrzeugen, Flugmaschinen aller Art sowie Brenn- und Kraftstoffen. Am 21. August verkündete das für Leipzig zuständige stellvertretende Generalkommando des XIX. Armeekorps (ab 9. August 1914 unter dem Kommando des reaktivierten Dresdner Generals der Infanterie Hermann von Schweinitz) ein Verkaufsverbot für Benzin und Benzol und beschlagnahmte größere Kraftstoffmengen in Privatbesitz für militärische Zwecke.<sup>76</sup> Ohnehin waren im Zuge der Mobilmachung nicht nur tausende Pferde und Fuhrwerke, sondern auch viele Automobile, insbesondere Pkw und schnelle Lastkraftwagen, dem zivilen Leben entzogen worden.<sup>77</sup> Spürbare Probleme bei der Güter- und Personenbeförderung waren überall im Land die Folge. So musste schon am 13. August 1914 der Omnibusverkehr in Leipzig eingestellt werden, weil die Fahrzeuge als Krankentransporter benötigt wurden.<sup>78</sup> Da hier der Bedarf bald größer wurde, startete der Leipziger Automobil-Club, dessen Generalsekretär damals der Major a. D. von Einsiedel war, Mitte August 1914 in den regionalen Tageszeitungen Aufrufe an alle Automobilbesitzer, ihre Pkw und leichten Lieferwagen für den Transport von Verwundeten aus den kriegsnahen Feldlazaretten oder von den Bahnhöfen in Heimatlazarette zur Verfügung zu stellen. Dazu war die Gründung von Automobilabteilungen als mobile Rote-Kreuz-Kolonnen geplant, wofür zudem als Sanitäter ausgebildete Wagenbesitzer oder Chauffeure gesucht wurden.<sup>79</sup>

Der Wegfall oder die Beschränkung viel genutzter Dienstleistungen und internationaler Verbindungen des Post- und Telegraphenverkehrs wirkte sich für die meisten Gewerbebezüge äußerst geschäftsschädigend aus. Die über Jahrzehnte als zuverlässig und schnell geltende Reichspost beförderte seit August 1914 bis auf Weiteres nur noch unverschlossene Postsendungen in deutscher Sprache ins Ausland, sodass alle Briefe offen bei den Postämtern zur Prüfung vorzulegen waren und erst danach im Beisein

75 StA-L, 20182 Oberpostdirektion Leipzig, Nr. 191. Das Postamt 13 war das zentrale Zensurpostamt für ganz Leipzig.

76 Leipziger Zeitung vom 21. August 1914, S. 2622.

77 Zunächst wurden die schweren Lastkraftwagen noch zur Versorgung der Bevölkerung in Leipzig belassen. Aber private Pkw müssen in Leipzig trotz der Beschlagnahmen für das Militär in den ersten Kriegswochen noch in größerer Zahl unterwegs gewesen sein, denn wiederholt wurde öffentlich über deren gefährliche Raserei (50 bis 60 km/h bei erlaubten 15 bis 20 km/h im Stadtgebiet) und Unfallgefahr geklagt (vgl. Leipziger Zeitung vom 12. August 1914, S. 2548).

78 Leipziger Neueste Nachrichten vom 14. August 1914, S. 13.

79 Leipziger Zeitung vom 15. August 1914, S. 2577.





*Abb. 8: Propagandakarte von 1914 zur Entfernung von Ausländern feindlicher Staaten aus Deutschland (private Sammlung)*

der Überwachungsbeamten verschlossen werden durften. Das führte oft zu erheblichen Verzögerungen bei der Zustellung der Sendungen. Pakete ins Ausland wurden generell nicht mehr angenommen; dies galt sogar für die deutschen Kolonien und zunächst auch für das verbündete Österreich-Ungarn. Telegramme mussten grundsätzlich in deutscher Sprache ohne Chiffrierung und mit vollem Absender versehen sein, Telefongespräche waren ebenfalls nur in deutscher Sprache zulässig und der Funktelegraphenverkehr wurde komplett eingestellt.<sup>80</sup> Selbst der Versand deutscher Zeitungen und Zeitschriften ins Ausland war in den ersten Kriegswochen verboten. Diese umfassenden Einschnitte der Kommunikationsmöglichkeiten führten zu zahlreichen Protesten, Anfragen und Anträgen auf Ausnahmeregelungen durch Wirtschaftsverbände und einzelne exportorientierte Unternehmen.<sup>81</sup>

War unter diesen Umständen und Rahmenbedingungen überhaupt noch an die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen mit internationaler Beteiligung wie die Leipziger Messe zu denken? In der Tat gab es Bestrebungen, die Herbstmesse 1914 ausfallen zu lassen. Stadtrat und »Meßausschuß« entschlossen sich jedoch gegen alle Bedenken für die Messe, verlegten deren Beginn aber auf den 13. September, was hauptsächlich den schwierigen Verkehrs- und Transportverhältnissen geschuldet war. Auf die Musterlagermesse folgte am 16. September noch die Ledermesse. Als erfolgreich konnte diese erste Kriegsmesse jedoch nicht gelten, denn obwohl die Standmieten um 33 bis 50 % ermäßigt wurden, kamen von den über 4100 bis Ende Juli 1914 angemeldeten

<sup>80</sup> StA-L, 20182 Oberpostdirektion Leipzig, Nr. 191.

<sup>81</sup> Ebd.



Abb. 9: Propandakarte, mit der suggeriert werden sollte, dass es Deutschland nach dem Motto »Viel Feind – viel Ehr« mit allen nicht mit ihm verbündeten Staaten aufnehmen könne (private Sammlung)

Ausstellern nur etwa 300 nach Leipzig.<sup>82</sup> Viele von ihnen reisten bereits nach wenigen Tagen wieder ab. Auch der Besucherverkehr auf der Messe blieb deutlich geringer und beschränkte sich auf Publikum aus Österreich-Ungarn oder aus neutralen Staaten wie Schweden, Norwegen, Spanien und den USA. Kriegsbedingte Einschränkungen, Verbote und eine allgemeine Verunsicherung, verbunden mit einer aggressiven Kriegspropaganda und einem übersteigerten Nationalismus, hatten hierzu wohl ebenfalls beigetragen.

Nicht unwesentlich für den Außen-, aber auch den Binnenhandel waren die mit Kriegsbeginn in nahezu allen Krieg führenden Staaten währungspolitischen Veränderungen, die de facto in fast ganz Europa das Ende der Goldstandardwährung bedeuteten. Seit dem 1. August 1914 lösten die deutschen Banken und Sparkassen die zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erklärten Reichsbanknoten und Reichskassenscheine nicht mehr in Goldmark oder Silbergeld ein, sondern zogen alle goldenen 10- und 20-Markstücke (die für den Zahlungsverkehr viel zu kleinen goldenen Fünfmarkstücke waren schon ab 1900 schrittweise aus dem Verkehr gezogen worden) gemäß einer Generalverordnung

<sup>82</sup> Vgl. Siegfried Moltke, Die Leipziger Messen. In: Johann Edmund Hottenroth (Hrsg.), Sachsen in großer Zeit. Geschichte der Sachsen im Weltkrieg, Bd. 3, bearb. von Arthur Baumgarten-Crusius, Leipzig 1920, S. 412–414.

über die Ablieferung von Goldmünzen zugunsten der Reichsbank ein.<sup>83</sup> Schon Ende Juli 1914 hatten sich auch in Leipzig aus Sorge um die Bankguthaben lange Schlangen vor den Geldinstituten gebildet, um wenigstens einen Teil der Ersparnisse in krisensicheres Edelmetall zu retten. Vergeblich hatte die Leipziger Presse im Vorfeld versucht, die Bürger zu beruhigen, und die Sparguthaben für sicher erklärt, was sie ja tatsächlich auch waren, aber letztlich nur in durch Teuerungen immer wertloser werdendem Papiergeld. Hier zeigte sich ein weiterer Riss in der Gesellschaft, opferten doch die einen ihre für Notzeiten im Hause oder in Banktresoren deponierten Goldreserven (später auch Silber) in Form von Goldmünzen und Schmuck bei den zahlreichen Sammlungen für den erhofften Sieg des Vaterlandes, während andere ihre Reserven für schlechte Zeiten weiter horteten. In der Folge wurden bald die größeren Silbermünzen knapp, sodass schon nach wenigen Kriegswochen überall ein akuter Kleingeldmangel herrschte. Die Reichsbank begann diesen Hartgeldmangel ab August 1914 mit der Herausgabe sogenannter Darlehenskassenscheine (per Gesetz vom 4. August 1914 galt für diese wie für Reichsbanknoten und Reichskassenscheine eine Annahmepflicht) zum Nennwert zwischen einer und 20 Mark zu kompensieren, was wiederum die Zurückhaltung auch der kleineren Silbermünzen nach sich zog. Die Darlehenskassenscheine waren nur noch anteilig durch Gold gedeckt und dienten ebenso wie die Krieganleihen und Reichsschuldverschreibungen zur Finanzierung des Krieges. Letztlich wuchs die umlaufende Geldmenge bis 1918 auf den fünffachen Betrag gegenüber dem Vorkriegsjahr 1913 an, wobei sich der Münzanteil im gleichen Zeitraum auf 5 Prozent verringerte.<sup>84</sup>

### **Zum kulturellen Leben in den ersten Kriegsmonaten**

Die seit Mai 1914 mit großem Erfolg in Leipzig stattfindende Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra) schloss zwar zu Kriegsbeginn nicht ihre Pforten, aber seit dem 2. August nacheinander die Pavillons von Russland, Frankreich und England. Dabei ging es nicht ohne gewaltsame Übergriffe ab, bei denen zwei angetrunkene Deutsche den russischen Doppeladler vom Dach des Ausstellungsgebäudes rissen und weitere Besucher ein russisches Wappen am Eingang zerstörten.<sup>85</sup> Ab 11. August schloss auch die belgische und am 23. August schließlich die japanische Abteilung. Die japanische Delegation wurde bereits am 20. August auf der Bugra in »Schutzhaft« genommen und musste am 15. Oktober Deutschland verlassen, wie zuvor schon japanische

<sup>83</sup> StA-L, 20028 Amtshauptmannschaft Leipzig, Nr. 2663, Bl. 16.

<sup>84</sup> Vgl. Wolfgang Trapp, *Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland*, Stuttgart 1999, S. 121–128.

<sup>85</sup> *Die Welt in Leipzig: Bugra 1914. Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik*, hrsg. von Ernst Fischer und Stephanie Jacobs im Auftrag der Maximilian-Gesellschaft, Hamburg 2014 (Ausstellungskatalog), S. 207.

Konsulatsangehörige und Studenten. Die Delegationen der Engländer und Franzosen hatte man über die neutrale Schweiz ausreisen lassen, während die russische Delegation wegen Spionageverdachts zunächst verhaftet und später über Dänemark in ihre Heimat gelangte.<sup>86</sup> Seit Kriegsbeginn wurden auf der Bugra verstärkt vaterländische Veranstaltungen und Konzerte zugunsten des Roten Kreuzes oder für andere wohlthätige Zwecke durchgeführt. Die Ausstellung konnte trotz kriegsbedingt rückläufiger zahlender Besucher (Militärpersonen erhielten ab August freien Zugang) bis zu ihrer Schließung am 18. Oktober 1914 über 2,3 Millionen Gäste verzeichnen. Das ein Jahr zuvor mit großem Pomp eingeweihte Völkerschlachtdenkmal war seit Kriegsausbruch wiederholt Schauplatz von gewaltigen Massendemonstrationen, Verabschiedungen von Soldaten ins Feld, Gottesdiensten sowie Konzert- und Gesangsdarbietungen mit oft mehreren zehntausend Teilnehmern. Einen Höhepunkt bildete hier am 2. September 1914 das Sedanfest als Siegesgedenkfeier und Bittgottesdienst mit etwa 30 000 Teilnehmern und zahlreichen Orchestern. An diesem Tag wurden außerdem alle öffentlichen Gebäude in Leipzig beflaggt und geschmückt. Zum ersten Jahrestag der Einweihung des Denkmals und 101. Jahrestag der Völkerschlacht gestalteten der Deutsche Patriotenbund und der Leipziger Gausängerbund mit über 2 000 Mitwirkenden und 50 000 Zuschauern eine gemeinsame »Vaterländische Kundgebung«, bei der das Chorwerk »Für Kaiser, Reich und Volk« zur Uraufführung kam.<sup>87</sup> Neben diesen stark propagandistisch geprägten Massenveranstaltungen schien zunächst das Kulturleben mit Theatervorstellungen, Konzerten, Opern- und Operettenaufführungen, Spiel- und Tanzvergnügungen, Kinovorführungen, dem Betrieb von Museen und Bibliotheken wie vor dem Krieg weiter zu gehen, aber diese Phase war nur von kurzer Dauer. Zwar setzte das Alte Theater am Richard-Wagner-Platz sein Programm an den ersten Kriegstagen mit »Orpheus in der Unterwelt« von den Franzosen Cremieux und Offenbach unverändert fort und spielte diese Operette auch noch, als mit dem Neuen Theater und dem Neuen Operettentheater am 4. bzw. 5. August die ersten Bühnen in Leipzig bis auf Weiteres ihren Betrieb einstellten. Jedoch ab dem 7. August, also vier Tage nach der Kriegserklärung an Frankreich, wurde Offenbach abgesetzt und dafür die volkstümlich-patriotische Operette »Der alte Dessauer« zur Aufführung gebracht.<sup>88</sup> Antifranzösische oder patriotische Stücke wie »Die Hermannschlacht« von Kleist (ab 10. August), »Der Feldprediger« (ab 22. August) oder »Andreas Hofer« sowie »Glaube und Heimkehr« (beide im September 1914) bestimmten fortan den Spielplan. Von Ende September bis in den Oktober hinein wurde im Alten Theater mit »Zriny« (Trauerspiel in 5 Akten) die Erstlingsoper von Theodor Körner und etwa zeitgleich die Oper »Theodor Körner« im Neuen Theater gegeben.<sup>89</sup>

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Leipziger Zeitung vom 3. September 1914, S. 2722.

<sup>88</sup> Leipziger Zeitung vom 7. August 1914, S. 2513.

<sup>89</sup> Alle Angaben zu den Theater- und Opernaufführungen sind den Spielplänen in der Tagespresse entnommen.

Mit solchen Stücken sollte die Kriegsbegeisterung erhalten und das Nationalgefühl gefördert werden. Theaterstücke und Konzerte von ausländischen Dichtern und Komponisten, insbesondere aus Russland, Frankreich und England, wurden weitgehend aus dem deutschen Kulturleben verbannt. Die Lichtspieltheater wurden gleichfalls zu Programmänderungen angehalten und zeigten patriotische Filme wie »Aus Deutschlands Ruhmestaten« oder »Heldentaten eines deutschen Gardeoffiziers«, »Belgien unter deutscher Flagge«, »Ich kenne keine Parteien mehr« sowie »Feinde ringsum«. Ab 30. August wurden schließlich durch das Königliche Garnisonskommando Leipzig alle öffentlichen Tanzveranstaltungen verboten, nachdem zuvor ab Mitte August wegen »des Ernstes der Zeit«, wie es amtlich begründet wurde, einige Vergnügungsstätten wie das »Tivoli« in der Zeitzer Straße (später »Volkshaus«) ihren Betrieb einstellen mussten.<sup>90</sup> Das kulturelle Angebot Leipzigs sollte in den folgenden Jahren nicht nur wegen der politischen Verhältnisse und kriegsbedingten Beschränkungen, sondern auch wegen zunehmender Knappheit an Personal, Heizmaterial und Geld für Ankäufe, Honorare, Bühnenbilder, Bau- und Werterhaltungsmaßnahmen leiden und viel von seiner Qualität und inhaltlichen Breite verlieren. Aus diesen Gründen mussten Museen und Bibliotheken ebenfalls ihren Betrieb nach und nach zumindest vorübergehend einstellen. Am 22. August 1914 wurde aus Personalmangel die Stadtbibliothek und am 2. September das Museum der bildenden Künste geschlossen, wobei das Museum nach dem 20. September wieder öffnen konnte.

Ab Mitte Oktober erlebte das kulturelle Leben wieder einen spürbaren Aufschwung und einige Museen und Theater nahmen ihren Betrieb wieder auf. Das Gewandhaus eröffnete am 9. Oktober seinen Konzertbetrieb, beschränkte sich aber hauptsächlich auf deutschsprachige Komponisten. Den Leipziguern in Zivil und Uniform sollte angesichts der Erstarrung der Fronten eine möglichst breite Zerstreung und Ablenkung geboten werden. Im »Palmengarten«, im »Panorama« am Roßplatz und im Zoologischen Garten fanden nun fast täglich Konzerte statt. Viele Lokale wie die »Gosenschänke« offerierten große Schlachtfeste und im Gesellschaftshaus »Eldorado« in der Pfaffendorfer Straße liefen humoristische Programme wie »Kanonen-Max« und »Der Spion von Möckern«. Alle vier Leipziger Hallenbäder lockten mit frischem Quellwasser zum Besuch, wobei Militärangehörige kostenfrei Zugang hatten.

---

<sup>90</sup> Leipziger Zeitung vom 29. August 1914, S. 2683.

## Ernüchterung und beginnende Kriegsmüdigkeit

Die Masse der Bevölkerung schien sich nun allmählich auf einen länger andauernden Krieg einzustellen. Noch zeigten die militärischen Anfangserfolge, gepaart mit einer optimistischen Kriegsberichterstattung und einer eindringlichen Kriegspropaganda ihre Wirkung und trugen maßgeblich dazu bei, dass die Siegeszuversicht trotz der ersten militärischen Rückschläge und größer werdenden Verluste nur wenig nachließ. Wie groß die Opferbereitschaft nach wie vor war, zeigte sich an den Ergebnissen der ab Mitte September 1914 aufgelegten 1. Kriegsanleihe (5 % Reichsanleihe oder 5 % Reichsschatzanweisungen), bei der innerhalb kurzer Zeit im gesamten Reich fast 4,5 Milliarden Mark gezeichnet wurden. In der Stadt Leipzig wurden durch 2055 Personen 2354000 Mark für die 1. Kriegsanleihe gezeichnet.<sup>91</sup> Ende 1914 fanden neue und gut organisierte Sammlungen für »Weihnachtsliebesgaben« in Leipzig und dem Umland eine große Resonanz. Hier wurden speziell für die sächsischen Soldaten des XIX. Armeekorps und des XXVII. Reservekorps große Mengen an Nahrungs- und Genussmitteln, warme Kleidung, Bücher und ergänzende Ausrüstungsgegenstände gesammelt und an die Fronten geschickt. Die Stadt Leipzig beteiligte sich daran mit Waren im Wert von 50000 Mark.<sup>92</sup> Bereits im November 1914 hatte die Stadtverwaltung für einen von der Bürgerschaft durch Spenden in Höhe von 35000 Mark finanzierten kompletten Lazarettzug mit weiteren 25000 Mark bezuschusst. Ein zweiter »Vereinslazarettzug« wurde Anfang Januar 1915 für das preußische Gardekorps von einer reichen Leipzigerin (Frau Else Dürr, geb. Gontard) gestiftet.<sup>93</sup> Allerdings waren nach drei Kriegsmonaten die anfängliche Euphorie und überschwängliche Begeisterung einer allmählichen Ernüchterung und Desillusionierung gewichen. Daran konnten die massenhaft verbreiteten illustrierten Feldpostkarten mit heroischen Abbildungen von vorstürmenden deutschen Truppen, der Einnahme von belgischen und französischen Städten, der Eroberung von Festungen, Geschützen und Fahnen, mit gefangenen Russen, Engländern und Franzosen (gern zeigte man aus propagandistischem Kalkül die bei den französischen Truppen eingesetzten schwarzafrikanischen und arabischen Soldaten oder Inder mit Turban bei den Engländern) nur wenig ändern. Trotz aller Sieg-Propaganda sprach sich in der Heimat immer mehr herum, wie schrecklich unheroisch es beim Kämpfen und Sterben auf den Schlachtfeldern zugeht und wie viele Opfer voraussichtlich noch zu erbringen waren. Als am 20. August 1914 die erste Verlustliste der sächsischen Armee veröffentlicht wurde, enthielt diese nur wenige Namen. Ab September erschienen die Verlustlisten als Beilage der Tageszeitungen häufiger und wurden immer umfangreicher. Die Verlustliste

91 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 3, S. 36.

92 Allgemeiner Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Leipzig für die Kriegsjahre 1914 bis 1918, Heft 1, S. 55.

93 Ebd., S. 56.





*Abb. 10 und 11: Leipziger Lazarettzug von außen und innen (Stadtarchiv Leipzig, Kap 72, Nr. 27)*

Nr. 33 vom 14. Oktober 1914 umfasste schon zehn volle Seiten mit etwa 3000 Toten, Vermissten und Verwundeten aus den sächsischen Truppenteilen, die hauptsächlich im Verband der 3. deutschen Armee im Westen eingesetzt waren.<sup>94</sup> Diese deckte mit dem Zeitraum August bis Ende September die Phase des Vormarsches durch Belgien nach Frankreich und den Rückzug nach der Schlacht an der Marne ab, als der deutsche Offensivplan im Westen gescheitert war und der Bewegungs- in einen Stellungskrieg übergang. Verlustlisten durften in Sachsen nach ihrer Freigabe durch die Heeresleitung jetzt nur noch in den beiden amtlichen Tageszeitungen »Sächsische Staatszeitung« (bis 6. September 1914 »Dresdner Journal«) und »Leipziger Zeitung« veröffentlicht werden. Bei den privaten Todesanzeigen von Angehörigen waren aus Sicherheitsgründen bestimmte Einschränkungen bei der Angabe des Truppenteils oder Schiffes und des

<sup>94</sup> Leipziger Zeitung vom 14. Oktober 1914, S. 3145–3154.



Abb. 12: Gedenkpostkarte für die Ostpreußenhilfe 1915 mit Rot-Kreuz-Schwester und Kriegsversehrten in der Heimat (private Sammlung)

genauen Todesortes vorgeschrieben. Auffällig war zudem, dass in den Traueranzeigen generell keine Geburtsdaten oder bestenfalls das Lebensalter der Gefallenen angegeben wurde. Den »Heldentod für König und Vaterland« fand z. B. bereits am 10. August 1914 der 21-jährige Unteroffizier Hans Joachim Freiherr Speck von Sternburg als Spross einer bekannten Unternehmerfamilie aus Lützschena bei Leipzig.<sup>95</sup> Ab Mitte September kamen aus Trauer und Sorge um die gefallenen, vermissten und verwundeten Männer, Väter, Brüder und Söhne erste nachdenkliche Stimmen in den Tageszeitungen zu Wort, z. B. mit dem veröffentlichten Gedicht von Paul Kaiser »Ob wir euch wiedersehen?« in der Leipziger Zeitung. Darin heißt es unter anderem »... und als die dunkle Todeskunde kam, griff uns tieferschütternd an der große Gram. Von eurem Dasein manch ein liebes Bild. Ist's ausgelöscht? ...«<sup>96</sup> Das Straßenbild wurde nun immer häufiger von verwundeten und hilfsbedürftigen Kriegsversehrten bestimmt, deren Anblick gleichfalls zu einer gedrückteren Stimmung in der Bevölkerung geführt haben dürfte. Am 17. September wurde im Leitartikel der Leipziger Zeitung ein erstaunlich nüchterner Bericht über die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz gegeben, nach dem nicht mehr von einer baldigen militärischen Entscheidung auszugehen sei und nun Geduld und Nervenkraft

<sup>95</sup> Leipziger Zeitung vom 21. Oktober 1914, S. 2624.

<sup>96</sup> Leipziger Zeitung vom 11. September 1914, S. 2792.

erforderlich wären.<sup>97</sup> Generell versachlichte sich die Kriegsberichterstattung gegenüber den August- und Septembertagen merklich und nicht mehr jeder kleine Erfolg wurde zur großen Siegesmeldung aufgebauscht. An schnelle kriegsentscheidende Siege bis zum Jahresende glaubte inzwischen kaum noch jemand. Bis Ende 1914 waren schon 2 583 Soldaten mit Wohnsitz oder Standquartier in Leipzig für »Kaiser, Volk und Vaterland« auf den westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen gefallen.<sup>98</sup>

Vor Europa und Deutschland, Sachsen und Leipzig lagen mit Beginn des Jahres 1915 noch fast vier Jahre Krieg mit Not, Tod und Entbehrungen. An dessen Ende waren von etwa 750 000 im Verlaufe des Krieges einberufenen Sachsen fast 120 000 gefallen und 19 000 blieben vermisst.<sup>99</sup> Die Stadt Leipzig hatte bis zum Ende des Krieges über 16 000 Gefallene und zahlreiche zivile Opfer zu beklagen.<sup>100</sup>

---

<sup>97</sup> Leipziger Zeitung vom 17. September 1914, S. 2841.

<sup>98</sup> Vgl. Frauke Gränitz (Bearb.), Daten und Fakten zur Leipziger Stadtgeschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 5), Leipzig 2013, S. 112.

<sup>99</sup> Vgl. Zeitschrift des Sächsischen Statistischen Landesamtes 64/65 (1918/19), S. 351.

<sup>100</sup> Vgl. Gränitz, Daten und Fakten zur Leipziger Stadtgeschichte (Anm. 98), S. 112.

## Das große Warenhaus an der Petersstraße ist 100 Jahre alt

*Katharina Junghans*

Vor 100 Jahren, am 14. Dezember 1914, eröffnete in der Leipziger Innenstadt an der Petersstraße ein großes Warenhaus. Solche Einkaufstempel waren seit dem Ende des 19. Jahrhunderts *die* Attraktionen in den Städten und Ausdruck der wirtschaftlichen, sozialen und urbanen Entwicklung. Je größer und schöner solch ein Einkaufstempel war, umso mehr konnte eine Stadt brillieren. Die gläsernen Pfeilerbauten wurden Werbemarken. Beispiele sind die berühmten *Les Grands Magasins Au Bon Marché* in Paris und das *Wertheim* in Berlin. Sie erstrahlten als Kristallisationspunkte der Stadtentwicklung und wurden Publikumsmagnete. Sie waren nicht nur Handelshäuser, sie wurden Vergnügungsorte und Treffpunkte für jedermann.

Das Haus an der Leipziger Petersstraße gehört zu den großen Althoff-Häusern in Deutschland, die vor dem Ersten Weltkrieg gebaut und dann 1919 von Karstadt übernommen wurden. Theodor Althoff war neben Rudolph Karstadt und Hermann Tietz (Hertie) einer der ersten und bedeutendsten Warenhausunternehmer. Er begann 1885 eine Kaufmannslehre im Kurzwarenladen seiner Mutter in Dülmen. Bald wurde es dem ehrgeizigen Geschäftsmann zu eng in dem kleinen westfälischen Städtchen und er beschloss zu expandieren. Zwischen 1902 und 1912 eröffnete er die großen Warenhäuser in Köln, Dortmund und Essen. Schon bei dem Bau dieser Warenhäuser bezog der aufstrebende Unternehmer die Fa. Gebr. Schöndorff aus Düsseldorf ein.<sup>1</sup> Ihre Erfahrungen im Innenausbau wollte er nun auch für den neuen Warenhausbau in Leipzig nutzen. Der Auftraggeber des Hauses wurde eine »Terrain- und Aktiengesellschaft Drei Rosen«. Hinter diesem Namen stand die Fa. Gebrüder Schöndorff. Die Geschäftsleute übernahmen jetzt das Vorhaben in völliger Eigenregie. Für den Bau des neuen Warenhauses erwarben sie u. a. die Grundstücke am Preußergäßchen, auf denen bis dato das Central Hotel (Hôtel de Bavière), ursprünglich der Gasthof der Kaufmanns- und Ratsherrenfamilie Preußner, und der Gasthof »Drei Rosen« standen.<sup>2</sup> Daher auch der Name der Aktiengesellschaft.

Der eigentliche Entwurfsverfasser und Architekt des Leipziger Warenhauses ist jedoch Philipp Schaefer. Sein Name taucht in den Bauakten nicht auf. Philipp Schaefer (1879–1952) war ein Schüler des bedeutenden Wiener Seccionisten Joseph Maria

1 Siehe Gebrüder Schöndorff Aktiengesellschaft (Hrsg.), Die Gebrüder Schöndorff Aktiengesellschaft Düsseldorf und ihre Erzeugnisse, (Industrie und Handel 34), Berlin 1927, S. 3.

2 Ernst Müller, Die Häusernamen von Alt-Leipzig vom 15.–20. Jahrhundert mit Quellenbelegen und geschichtlichen Erläuterungen (Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 15), Leipzig 1931, S. 57.

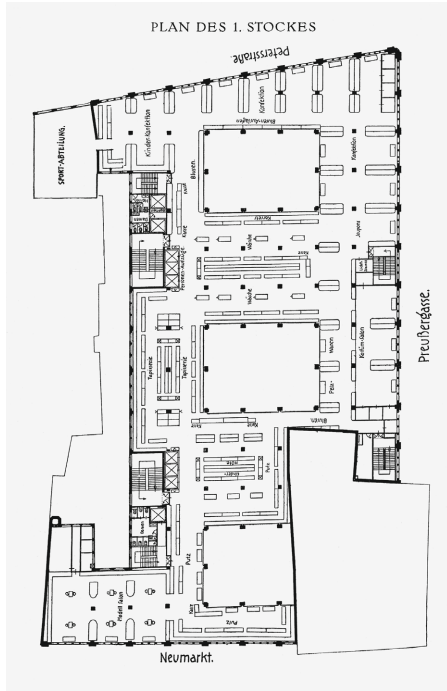


Abb. 1: Warenhaus Theodor Althoff, Petersstraße 25–31, Grundriss. 1. OG, Philipp Schaefer, Gebr. Schöndorff 1914 (in: Heinz Hermann, *Neubau Warenhaus an der Petersstraße, Leipzig 1914*)

Olbrich (1867–1908). Er vollendete nach dem frühen Tod Olbrichs mit den Gebr. Schöndorff den Leonhard-Tietz-Warenhausbau in Düsseldorf.<sup>3</sup> Die Architektur dieser beiden Häuser weist deutliche Parallelen auf.

Die Handschriften Olbrichs und Schaefers sind eindeutig am Leipziger Warenhaus erkennbar. Olbrich wiederum holte sich unverkennbar Anregungen von Alfred Messels (1853–1909) monumentalem Berliner Wertheimbau, dem Prototypen der deutschen Warenhausarchitektur. Gerade wurde der Kopfbau am Leipziger Platz fertiggestellt. Messel kommentierte sein Bauwerk, die Disposition zeige Verwandtschaft zum Au Bon Marché in Paris, dem Höhepunkt des französischen Warenhausbaus.<sup>4</sup> Die Architektur des gläsernen Pfeilerbaus ist auch am Leipziger Warenhaus ein typisches Gestaltungsmerkmal.

3 Vgl. Hans Warren, Vom Kaufladen zum Großkonzern. Eine Darstellung der Entwicklung und gegenwärtigen Bedeutung der Rudolph Karstadt A. G., in: Karstadt und seine Entwicklung (Industrie Bibliothek. Die illustrierte Zeitschrift der Deutschen Wirtschaft 36), Berlin [1929], S. 36. Beim Warenhausbau Althoff waren für die Gebr. Schöndorff auch Gustav Pflaume und Julius Günther als bauleitende Leipziger Architekten tätig.

4 Peter Stürzebecher, Das Berliner Warenhaus, Bautypus, Element der Stadtorganisation, Raumsphäre der Warenwelt, zugl. Dissertation, Berlin, Technische Universität, 1978 unter dem Titel: Warenhäuser in Berlin, Geschichte, Typologie und die Funktion im Stadtentwicklungsprozess, Berlin 1979, S. 29.

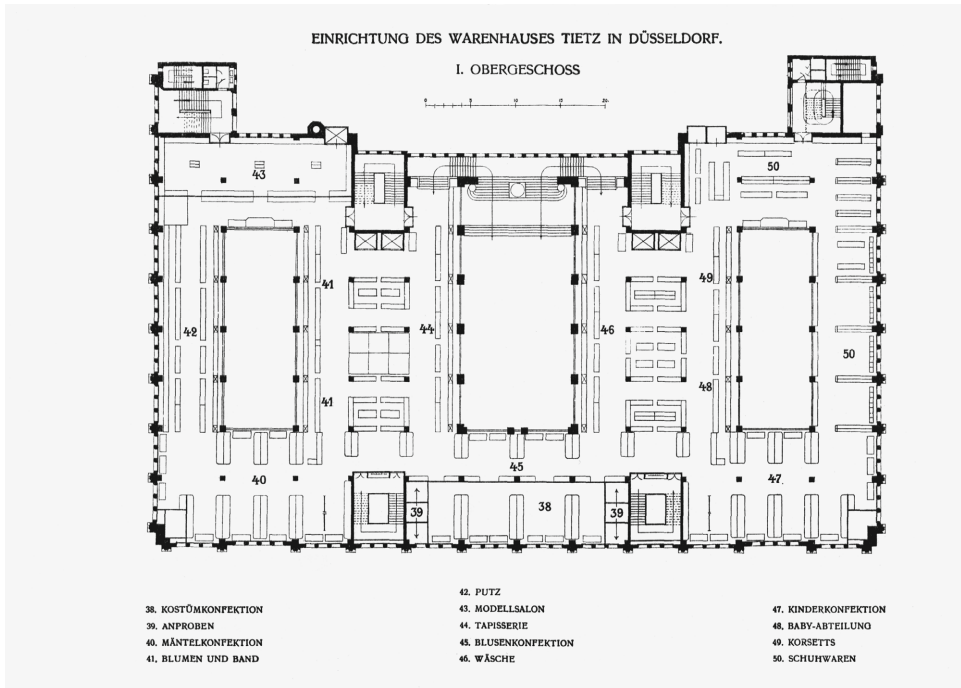


Abb. 2: Warenhaus Leonhard Tietz Düsseldorf, Königsallee 1–9, Grundriss 1. OG, Joseph Maria Olbrich, Philipp Schaefer 1907–1909 (in: Max Creutz, Joseph Maria Olbrich, *Das Warenhaus Tietz in Düsseldorf*, Berlin 1909)

Gleich zu Beginn stießen die Schöndorffs auf erhebliche Schwierigkeiten, die sich auf den Betrieb und die ganze Architektur des Gebäudes auswirken sollten. Sie mussten zwei Bauanträge stellen. Bei dem ersten Bauantrag war Hermann Schöndorff noch von dem zukünftig zu erwartenden Erwerb des Eckgrundstückes Preußergäßchen 16/Neumarkt 28, der »Hohen Lilie«, ausgegangen, dem Geburtshaus Clara Schumanns. Vermutlich hatten die Schöndorffs die Zusage zu dem Verkauf des Grundstücks erhalten. Weshalb das Eckgrundstück dann doch nicht erworben werden konnte, geht nicht eindeutig aus den Akten hervor. Es lag nicht an den Preisforderungen. Der Grundstücksinhaber, der Kaufmann Sernau, wollte in seinem Haus wohnen bleiben und hatte einen Verkauf grundsätzlich abgelehnt. Das Bauvorhaben wurde dadurch um ein halbes Jahr verzögert. In dieser ersten Fassung sahen die Architekten drei Lichthöfe vor, wobei der große mittlere bis zur Haupttreppe an der südlichen Rückwand zum Hof durchgezogen war.<sup>5</sup>

5 Siehe Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), BauA 20482, Petersstr. 25–31, Bauantrag der Terrain- und Baugesellschaft Drei Rosen mbH Ppa, Hermann Schöndorff, vom 8. April 1913, Bl. 2.



In der zweiten Fassung ohne Eckgrundstück mussten sie für den Ausgleich der Verkaufsfläche den mittleren Lichthof kürzen. Die repräsentative Freitreppe entfällt. So reduzierte sich der Aufgang auf zwei seitliche Haupttreppenanlagen. Der Wegfall der Freitreppeanlage, die bei dem Vorbild Düsseldorfer Warenhaus ein besonders beeindruckendes Architekturdetail ist, war hier einer Notlage geschuldet und entwickelt sich zum Regelfall bei den späteren von Schaefer und Schöndorff konzipierten Warenhäusern in Hamburg-Barmbeck und am Berliner Hermannplatz. Doch dieses Merkmal steht nicht allein für die Schaefer-Schöndorff-Warenhäuser. Die Pfeilerarchitektur mit der Dominanz der Vertikalen ist das Erkennungszeichen für die Architektur der Karstadt-Häuser und gipfelte in den 1929 fertiggestellten expressionistisch gestalteten Türmen des Berliner Hauses am Hermannplatz.<sup>6</sup>

Für die Fassadengestaltung des Leipziger Althoff-Hauses lagen ebenfalls zwei Entwurfsfassungen vor. Bei beiden Entwürfen gingen die Verfasser von einem späteren Erwerb des Eckgrundstücks Neumarkt 28 aus. Das Grundstück stand aber erst Jahrzehnte später bei dem Wiederaufbau und Neubau des Karstadt-Warenhauses 2006 zur Verfügung. In der ersten Entwurfsfassung von 1913, die an einem Modell zu sehen ist, sind die durchgehenden vertikalen Fensterbänder durch horizontale Fensterbrüstungen zwischen den Pfeilern unterbrochen.<sup>7</sup> Diese Entwurfsfassung wurde nicht realisiert. Eng stehende Pfeiler charakterisieren die aufstrebenden monumental und glamourös wirkenden Fassaden dagegen im zweiten Entwurf. Zwischen den breiten Fassadenpfeilern ordnen sich die schlanken Fensterpfeiler, die der Fassade einen regelmäßigen Rhythmus mit lebhaftem Licht- und Schattenspiel geben. Bei dem Vorbild des Hauses Leonhard Tietz in Düsseldorf sind die aufstrebenden Säulen am oberen Ende einfach gekappt. Die Säulen erscheinen so in der Höhe endlos, wie es auch im hochgotischen Kirchenbau üblich war; sie sind quasi ohne Bekrönung. Hier dagegen setzte Schaefer ihnen abschließende Kapitelle auf. Vermutlich beruhte die Entscheidung darauf, dem eng eingebauten Warenhaus ein geschlossenes Erscheinungsbild zu geben, es als alleinstehenden Baukörper zu erfassen. Die Bauplastiken und Ausschmückungen schuf der Düsseldorfer Bildhauer Johannes Knubel (1877–1949), der auch am Bau des Warenhauses Tietz in Düsseldorf beteiligt war. Für die Verkleidung verwendete Schaefer hellen Main-Sandstein, der die Fassade zum Leuchten bringen sollte. Diesen strahlenden Gesamteindruck erfuhr man auch beim Betreten des Warenhauses. Die gewölbten Glasüberdachungen der beiden Seitenhöfe und die kassettierte Glasdecke des großen Lichthofes brachten viel Tageslicht in alle Verkaufsgeschosse. Schlanke Marmorsäulen und goldglänzende, reich verzierte, schwere Kronleuchter verliehen den Hallen etwas Festliches. Die Brüstungen am großen Lichthof sollen mit reich geschnitztem dunklem Mahagoni verkleidet gewe-

6 Werner Hegemann, *Neue Warenhausbauten der Rudolph Karstadt A. G. von Philipp Schäfer*, Berlin, Leipzig, Wien 1929, S. VI.

7 *Neudeutsche Bauzeitung* 9 (1913), Abb. Modell Althoff S. 494.

*Abb. 3: Warenhaus Theodor Althoff, Fassade Preußergasse/Petersstraße (Werner Hegemann, Neue Warenhausbauten der Rudolph Karstadt A. G. von Philipp Schäfer, Berlin, Leipzig, Wien 1929)*



sen sein.<sup>8</sup> In jedem Geschoss setzte Schaefer zur Gestaltung die verschiedensten Hölzer ein. So leuchtete im Erdgeschoss das rote südafrikanische Mahagoniholz mit Profilen und Intarsien aus schwarzem Birnbaum. Die Ausstattung des 2. und 3. Obergeschosses wurde durch die Farbtöne der Eiche und der schwarzen Palisander-Profile bestimmt. Im Erfrischungsraum kam es zu einem Spiel zwischen goldgelber ungarischer Esche und dunklem amerikanischem Nussbaum.<sup>9</sup>

Selbstverständlich haben auch andere Architekten den monumentalen Warenhausneubau aufmerksam beobachtet, wofür Äußerungen des Leipziger Architekten Emil Franz Hänsel stehen. Hänsel bekam eine geplante Holzbrüstung im Lichthof Kaufhaus Brühl baupolizeilich nicht bewilligt und war nun über die genehmigten Holz-Brüstungen im Warenhaus Althoff gänzlich verärgert. Auf seinen Brief an das Baupolizeiamt erhielt er die Antwort, dass die Holzbrüstungen gestattet wurden, da diese aus besonders

<sup>8</sup> Vgl. Die Eröffnung des Warenhauses Althoff, in: Leipziger Tageblatt vom 14. Dezember 1914. Noch detaillierter sind die Beschreibungen im Band von Heinz Hermann, Neubau Warenhaus an der Petersstraße, Leipzig 1914, S. 10f.

<sup>9</sup> Hermann, Neubau Warenhaus (Anm. 8), S. 10, 12.

starkem Eichenholz gefertigt seien und nur an den Außenseiten der Brüstungen der Lichthöfe im 1. Obergeschoss angebracht worden wären. Tatsächlich ausgeführt wurden sie dann aus dem noch härteren Mahagoniholz.<sup>10</sup> Tatsächlich hatte Hänsel bei seinem Erweiterungsvorhaben des Kaufhauses Brühl 1914 im benachbarten Gebäude der ehemaligen Leipziger Lebensversicherungen auch feuerfestes Holz für die Brüstungen verwendet, aber aus fünf Dickten (Lagen) verleimt und in Verbindung mit Asbest.<sup>11</sup>

Schon 1917 hatten Verhandlungen der Fa. Karstadt über die Umwandlung in eine Kommanditgesellschaft begonnen, an der die Fa. Theodor Althoff beteiligt werden sollte. Hermann Schöndorff war es auch, der die Übernahme von Althoff dann entscheidend vorantrieb. Er konzentrierte indessen seine ganzen Geschäftigkeiten auf den Aufbau einer Bauabteilung, um sich bei Karstadt unentbehrlich für alle weiteren Neubauprojekte zu machen. Deren zukünftiger Chefarchitekt hieß nun Philipp Schaefer.<sup>12</sup> Mit der Gründung der Aktiengesellschaft 1920 wurde Schöndorff neben Theodor Althoff Vorstandsmitglied. Trotz dieser Übernahme durfte das Leipziger Warenhaus weiterhin den Namen Theodor Althoff tragen. Für Karstadt war die Fa. Althoff von besonderem Interesse, weil sie fünf Warenhäuser, darunter drei große moderne in Dortmund, Essen und Leipzig, betrieb, Karstadt dagegen hatte nur ein großes von drei Häusern, in Hamburg an der Mönckebergstraße. Althoff wiederum besaß insgesamt nur die Hälfte der Filialen im Vergleich zu Karstadt.<sup>13</sup> Die beiden Unternehmen ergänzten sich also gut.

Das Warenhaus an der Petersstraße war durch die großen Bombenangriffe auf Leipzig im Dezember 1943 ausgebrannt und nur noch in Teilbereichen zu betreiben. Gesichert werden konnten das Kellergeschoss und der komplette nördliche Teil an der Petersstraße und dem Preußergäßchen. Trotz dieser massiven Schäden nahm die Karstadt AG schon 1946 den Verkauf wieder auf und begann, ihre Verkaufsflächen im Erdgeschoss durch umfangreiche Instandsetzungs- und Reparaturarbeiten wieder zu erweitern.<sup>14</sup> Nach der Verstaatlichung 1946 kam das Warenhaus zunächst in den Besitz der Konsum-Genossenschaft. Das Bauaufsichtsamt forderte die Konsum-Genossenschaft auf, den Festsetzungen des Bebauungsplan-Entwurfs Nr. 56 von 1946 zu folgen und im Erdgeschoss Kolonnaden einzuziehen. Die Straßenaufweitung wurde wegen des zu erwartenden wachsenden Verkehrsaufkommens angeordnet.<sup>15</sup> Das Kaufhaus hatte der neuen Stadtentwicklung zu folgen. Die allgemeine Baumaterialknappheit nach dem Krieg ließ diesen Kolonnadeneinbau aber nicht zu.<sup>16</sup>

10 StadtAL BauA 20485 Petersstr. 25–31, Antwortschreiben der Stadt Leipzig an E. Franz Hänsel vom 24. Dezember 1914, Bl. 83 v.

11 StadtAL, BauA 116 Brühl 1–3, Schreiben Franz Hänsels an den Rat der Stadt vom 7. Juli 1914, Bl. 195.

12 Warren, Vom Kaufladen (Anm. 3), S. 32 f.

13 Ebd., S. 31.

14 StadtAL BauA 20487 Petersstr. 25–31, Bl. 2 v. Siehe auch Schreiben vom Bauaufsichtsamt über die Überprüfung vom 15. November 1948, Bl. 10 r.

15 Ebd., Bl. 3 v.

16 Ebd., HO an Bauaufsichtsamt, betr. Verschiebung der Maßnahmen, vom 25. September 1950, Bl. 35 v.

Dann wechselte erneut der Besitzer. Im November 1948 werden auf Veranlassung der Deutschen Wirtschaftskommission die ersten »Freien Kaufhäuser und Gaststätten« eingerichtet. Das Althoff wurde ein Warenhaus der Staatlichen Handelsorganisation HO und als erstes Freies Kaufhaus in Leipzig eröffnet.

Ab 1951 begann der etappenweise Wiederaufbau, der bis 1956 andauerte. Das Warenhaus, das nun den Namen CENTRUM-Warenhaus trug, sollte soweit wie möglich in seinem historischen Erscheinungsbild wieder aufgebaut werden. Es wurden aber auch moderne Veränderungen geplant. Zur Erweiterung der Verkaufsflächen sollten z. B. die Lichthöfe geschlossen werden. In der langen Bauphase von 1951 bis 1956 dienten die Lichthöfe als Lager und Ausweichflächen für den Verkauf, der übrigens zu keiner Zeit unterbrochen wurde.<sup>17</sup> Den Wiederaufbau des Warenhauses sollte eine Besonderheit krönen. Die Errichtung eines großen repräsentativen Treppenhauses war angemessen genug und erinnerte an den ersten Entwurf Schaefer-Schöndorff vom Jahr 1913, sie hatten ein solch aufwendiges Detail vorgeschlagen. Eine großzügig konzipierte Treppe im Art-déco-Stil wurde in das halbrunde Treppenhaus integriert. Dafür musste eine über zwei Achsen reichende Hofwand herausgenommen werden. Gleich um zwei Treppenaugen schwang sich die neue Stahlbetontreppe bis zum 3. Obergeschoss hinauf, ausgestattet mit halbhohen Wangen, blitzenden Metallgeländern und zwei prächtigen Art déco-Pendelleuchten, welche mit je vier Bündeln Leuchtstofflampen durch diese Treppenaugen von der Kassettendecke bis zum Erdgeschoss reichten. Der letzte auffällige Umbau erfolgte im V. und letzten Bauabschnitt 1956 mit dem Einbau der schon anfänglich geforderten Kolonnaden.

Insgesamt umfasste das Warenhaus nun über 9600 m<sup>2</sup> Verkaufsfläche. Ende der achtziger Jahre unterhielt das CENTRUM-Warenhaus an der Petersstraße mit 31 Kombinat und Betrieben der DDR-Wirtschaft Kooperationsbeziehungen. Dazu gehörten das Werkzeugkombinat Schmalkalden, Haushaltgeräte FORON, Plaste- und Elastverarbeitung PNEUMANT Berlin, das Kombinat Feinkeramik Kahla und das Strumpfkombinat ESDA. Das Kombinat Leunawerke »Walter Ulbricht« warb im Warenhaus um den Heimwerker mit dem Slogan »Kleben – Kitten – Dichten«. Das Warenhaus betrieb über 50 Kundendienste, die »zum Pflichtprogramm« gehörten. Ein Warenaustausch bestand mit 60 Warenhäusern und Handelsorganisationen in Polen, Rumänien, Ungarn, Bulgarien, der ČSSR, der UdSSR, Vietnam und Kuba.<sup>18</sup>

---

17 Der VEB (Z) Projektierung Sachsen der VVB Entwurf in Berlin, Zweigstelle Leipzig, firmierte 1954 zum Entwurfsbüro für Hochbau I Leipzig und später Leipzig Projekt, dasselbe Büro, welches den Wiederaufbau des Kaufhauses Brühl und viele Warenhausneubauten plante und realisierte.

18 Horst Weile, Generaldirektor der VEW CENTRUM, in: Die Neue 1 (1990) 2, S. 2.

Im Frühjahr 1990 schloss das CENTRUM-Warenhaus einen Kooperationsvertrag mit Karstadt ab und sicherte somit bis zu seiner Übernahme durch die Karstadt AG einen zuverlässigen Verkauf.<sup>19</sup>

Am 1. Januar 1991 bekam die Karstadt AG das Kaufhaus zurück. Unverzüglich schrieb Karstadt einen Architekturwettbewerb für zwei Ergänzungsbauten aus. Zum einen sollte die Ecke Preußergäßchen / Neumarkt ergänzt und zum anderen die Baulücke südlich der Petersstraße geschlossen werden, dort, wo zur DDR-Zeit das ganze Jahr über ein kleiner Markt abgehalten wurde und die beliebte Leipziger Obstweinschänke ihren Stand hatte. Den Wettbewerb gewannen die RKW-Architekten (Rhode, Kellermann, Wawrowsky + Partner, Düsseldorf). Die nordöstliche Ecke wurde geschlossen. Sie wurde genauso bebaut, wie Althoffs Architekt Philipp Schaefer es ursprünglich vorgesehen hatte. Die »Hohe Lilie«, das Geburtshaus von Clara Schumann am Neumarkt 28, war im Krieg zerstört worden. Das Haus wurde nach 1945 durch einen provisorischen Flachbau ersetzt. Finanzen und Material zur Vollendung der Fassadensymmetrie fehlten in der DDR. Jetzt konnte die Fassade wiederhergestellt werden. Für die andere Lücke entwickelten die Architekten eine moderne Lösung. Das Wettbewerbspreisgericht würdigte die »Souveränität der Auseinandersetzung zwischen Alt und Neu«. Besonders die gekrümmte Fassadenflucht sei geglückt, einerseits durch die gekonnte Stützenstellung und andererseits durch die bewusste Führung der von Süden kommenden Passanten auf den alten Brandgiebel des Warenhauses zu. Und schließlich die Glaswand: Sie spiegelt die andere Straßenseite wider. Daher erscheint sie nicht als Schwergewicht in der gesamten Straßenflucht.<sup>20</sup> Den Innenraum hatte man vollständig neu inszeniert. Wie in großen alten Warenhäusern üblich, wurde der Lichthof wieder hergestellt und mit einer haushohen Wasserfontäne in Szene gesetzt. Diese Attraktion macht das Warenhaus besonders beliebt. Die Planung wurde aber teilweise heftig kritisiert. Karstadt verfügte auch über die Grundstücke Neumarkt 38 und 40. Die kulturhistorisch wertvollen Baudenkmäler wurden bis auf die Straßenfassaden abgebrochen und mit dahinter gesetztem Neubau in die Gesamtanlage integriert. Zusätzlich entstand eine Tiefgarage, sodass der Pkw-Verkehr nun verstärkt in die Stadt hineingezogen wird.<sup>21</sup>

Die 100-jährige Geschichte des Karstadt ist auch eine kontinuierliche 100-jährige Baugeschichte. Erbaut Anfang des 20. Jahrhunderts; Zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg mit einigen Änderungen, wie z. B. der inneren Erschließung mit Rolltreppen aus dem Entwurf für das CENTRUM-Warenhaus von 1952, die Rekonstruktion des Vorkriegszustandes; letztlich die Erweiterung 2006 mit einer weitgehenden Orientie-

19 Geschäfte mit Geschichte. Traditionsreiche Einzelhandelsunternehmen in Westsachsen, hrsg. vom Handelsverband Sachsen e. V., Leipzig 2001, S. 47.

20 Wolfgang Hocquél, Architektur für den Handel, mit einem Werkbericht der Architekten RKW, Rhode, Kellermann, Wawrowsky + Partner, Basel, Berlin, Boston 1996, S. 252.

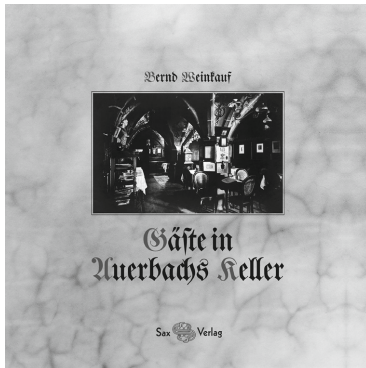
21 Heinz-Jürgen Böhme, Zwischen Schaukulissen und Parzellentod. Anmerkungen zu drei Baustellen in der Innenstadt, in: Leipziger Blätter 46 (2005), S. 14 f., hier S. 15.

rung an wesentlichen Entwürfen von 1913, wie z. B. der Wiederherstellung des Lichthofes.

Auch das Warenhaus Brühl am Richard-Wagner-Platz konnte 1968 wieder aufgebaut werden. Hier wurde ein historischer Bau wieder hergestellt und gleichzeitig mit einem modernen Gebäude ergänzt. Das Warenhaus am Brühl ist heute als denkmalgeschützter Baukörper mit einer modernen, aber durch den Lauf der Zeit auch schon denkmalgeschützten Aluminiumfassade erhalten geblieben. Nach der Erweiterung des Warenhauses am Brühl 2012, die von dem Berliner Architekturbüro Grüntuch konzipiert wurde, entspricht die Innenarchitektur des historischen Gebäudeteils mit den neuen Nutzungen als Parkdeck, Büro und Passage nicht mehr der ursprünglichen Nutzung als Warenhaus.

Das 100-jährige Karstadt dagegen ist in Leipzig das einzige Warenhaus, das bis heute die ursprünglich konzipierte Betriebs- und Erscheinungsform in einem Gebäude vereint. Der Neubau, Umbau, Ausbau eines Warenhauses hat, wie schon immer seit 150 Jahren, zu Veränderungen der städtebaulichen und sozialen Situation, der Verkehrsinfrastruktur und der Architektur in der Leipziger Innenstadt geführt.





## Gäste in Auerbachs Keller

Bernd Weinkauff

ISBN 978-3-86729-134-7

1. Auflage 2015, Format 24,5 x 22,8 cm  
gebunden

360 Seiten mit rund 50 Abbildungen

19,90 Euro

Nicht nur Goethe hat Auerbachs Keller besucht! Kein Land in Europa, aus dem nicht Gäste hier eingekehrt wären, von allen Kontinenten kamen sie. Es findet sich der gefeierte russische Komponist Tschaikowsky ebenso wie der Luftfahrtpionier Otto von Lilienthal. Die Zoogründer Hagenbeck aus Hamburg und Pinkert aus Leipzig trafen sich hier. König Karol I. von Rumänien kehrte ein, gewissermaßen auf der Hochzeitsreise, als er seine Braut aus Deutschland abholte. Dudley Buck, der Bachs Orgelmusik in den USA bekannt gemacht hat, der Komponist Camille Saint-Saëns aus Paris und Dirigent Franz Beidler, Richard Wagners Schwiegersohn, suchten Auerbachs Keller als Musenort auf. Die Schauspielerin und »Erfinderin« des finanziellen Schneeballprinzips Agnes Spitzeder hat sich hier vergnügt, auch Radfahrer, Automobilisten und Fußballspieler.

Zum ersten Mal liegt nun eine Auswertung der wertvollen Gästebücher vor. Das älteste ist aus dem Jahre 1851, das jüngste vom März 1912, denn da schloss das Restaurant für ein Jahr, weil das alte Handelshaus Auerbachs Hof abgebrochen und die Mädler-Passage erbaut wurde. Bei jedem Namen stehen biographische Angaben und eine Würdigung der Lebensleistung des jeweiligen Gastes. So ist das Buch ein zeitgeschichtliches Kompendium zu Personen und Ereignissen zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Vorabend des Ersten Weltkrieges – weltweit.

### Zum Autor

Bernd Weinkauff, 1943 in Küstrin geboren, lebt nach dem Studium von Germanistik und Kunstgeschichte seit 1971 in Leipzig. Hier hat er das Institut für Literatur besucht. Seit 1979 beschäftigt er sich als Freiberufler mit der Geschichte der Stadt. Daraus entstanden unzählige Publikationen, u. a. das im Sax-Verlag erschienene »Leipzig mit Goethes Augen« (1999). Seit 1996 ist er zudem als »Haushistoriker« beratend für Auerbachs Keller tätig.

## 1914 – von Leipzig nach Nordfrankreich. Aus dem Kriegstagebuch meines Großvaters Kurt Baumgärtel

*Ulrich Baumgärtel (unter Mitwirkung von Gerald Kolditz)*

### Einleitung und Kommentar zur Tagebuchedition

Über den militärischen Verlauf des Ersten Weltkrieges sind zahlreiche offizielle Meldungen und Heeresberichte, Zeitungsartikel und Kriegsgeschichten der beteiligten Einheiten in Archiven und Bibliotheken als umfangreicher Quellenfundus überliefert. Daneben haben sich bis heute, einhundert Jahre nach dem Beginn dieses ersten globalen und totalen Krieges in der Menschheitsgeschichte, unzählige individuelle Schilderungen und Nachrichten von Kriegsteilnehmern in Form von Tagebüchern, Feldpostbriefen und -karten sowie später verfassten Lebenserinnerungen in privaten oder öffentlichen Sammlungen erhalten.

In dem in Auszügen erstmals veröffentlichten Tagebuch von Kurt Baumgärtel (1887–1965) werden die ersten zwei Kriegsmonate aus dem unmittelbaren Erleben eines aus Leipzig ausrückenden aktiven Feldwebels des Infanterieregiments Nr. 106 »König Georg« (7. Kgl. Sächsisches Inf.-Reg.) geschildert. Als Kompanie-Feldwebel war Baumgärtel für den inneren Dienst und Verwaltungsaufgaben wie Postausgabe, Beschaffung von Quartieren und Verpflegung, Transport des Offiziersgepäckes und diverse Schreibarbeiten innerhalb der 1. Kompanie seines Regiments zuständig. Er befand sich in der Regel nicht in den vordersten Kampflinien, was sicher nicht unwesentlich dazu beitrug, dass Kurt Baumgärtel den gesamten Krieg bis Ende 1918 nahezu unbeschadet überstanden hat.

Gemeinsam mit dem ebenfalls in Leipzig stationierten Infanterieregiment Nr. 107 »Prinz Johann Georg« und Teilen des 2. Ulanenregiments Nr. 18 war das Infanterieregiment Nr. 106 Bestandteil der 48. Infanteriebrigade unter dem Befehl von Generalmajor Richard Kaden. Diese Brig

ade gehörte zur 24. Division (2. Kgl. Sächsische) unter dem Befehl des Generalleutnants Krug von Nidda, die Bestandteil des XIX. Armee korps (2. Kgl. Sächsisches) innerhalb der neu aufgestellten 3. deutschen Armee unter Generaloberst Max von Hausen war. Mit diesem Großverband wurde das Regiment Nr. 106 kurz nach der Mobilmachung am 2. August 1914 über Weimar, Eisenach, Frankfurt/Main und Koblenz zur Eifel per Bahn an die westliche Grenze des Deutschen Reichs transportiert. Baumgärtel war am 5. August beim Durchmarsch durch das bereits seit dem 2. August kampfflos besetzte Großherzogtum Luxemburg dabei und überschritt mit seiner Kompanie am 6. August die belgische Grenze. Der weitere Vormarsch führte das Infanterieregiment Nr. 106 durch die Ardennen nach Südostbelgien bis in die Umgebung von Dinant

an der Maas.<sup>1</sup> In dem durch ständige Kämpfe mit französischen Truppen begleiteten Vordringen erreichte das Regiment die Maas, überschritt die französische Grenze und gelangte in mehreren Etappen auf einer Strecke von über 300 km durch die Champagne bis nach Chalons an der Marne. Dabei war das Infanterieregiment Nr. 106 Ende August 1914 an der Schlacht an der Maas und der Verfolgung der Franzosen bis an die Aisne sowie weiteren Kämpfen um den Flussübergang der Marne und darüber hinaus aktiv beteiligt, auch wenn dies aus den Tagebucheintragungen von Kurt Baumgärtel nicht immer klar hervorgeht.

Anfang September gingen die französischen Armeen und das britische Expeditionskorps vor Paris zum Gegenangriff über. Diese Kämpfe zwischen dem 6. und 12. September 1914 stoppten den deutschen Vormarsch auf die französische Hauptstadt und gingen als Schlacht an der Marne in die Militärgeschichte ein. Die 3. Armee mit den sächsischen Truppen war am linken Flügel der Angriffsfront neben der 1. und 2. deutschen Armee, welche die Hauptlast bei der Abwehr der britisch-französischen Gegenoffensive zu tragen hatten, an den schweren Kämpfen beteiligt. Dabei wehrte sie erfolgreich die Angriffe der französischen 9. Armee unter General Foch ab und zog sich erst auf höheren Befehl am 11. September hinter die Marne zurück.<sup>2</sup> Das Infanterieregiment Nr. 106 lag während der Marneschlacht nicht in der vordersten Linie, aber dennoch unter heftigem Beschuss und hatte zahlreiche Verluste an Toten und Verwundeten zu beklagen. Es trat aus dem Raum Chalons sur Marne schon ab dem 9. September schrittweise den Rückzug in die Champagne an. Bis Ende September 1914 bewegte sich die Einheit von Kurt Baumgärtel in häufigem Wechsel von Rückzug und Vorrücken zwischen Marne im Süden und Aisne im Norden, war immer wieder in Kämpfe verwickelt oder stand unter Artilleriebeschuss. Fast täglich wechselte sie das Quartier, wobei wiederholt die gleichen Ortschaften besetzt wurden, bevor die Truppen Ende September zum Ausbau von befestigten Stellungen übergingen. Am 12. Oktober 1914 war das Infanterieregiment Nr. 106 an der Einnahme von Lille und von Ende Oktober bis Weihnachten 1914 an den Kämpfen im französischen Teil von Flandern (Ypern) beteiligt.

All dies vermerkte Feldwebel Baumgärtel mal mit wenigen Worten, mal ausführlicher, fast täglich mit Bleistift in seinem kleinen Oktavheft. Schon im August lernte er die Schrecken des Krieges mit Plünderungen, Zerstörungen, Verlusten oder Verwundungen der eigenen Kameraden sowie von ausländischen Zivilisten, darunter Frauen und

1 Das Regiment Nr. 106 war jedoch nicht an den dort am 23. August 1914 von deutschen Truppen verübten Massakern an der belgischen Zivilbevölkerung mit 674 Opfern beteiligt. Allerdings berichtet Baumgärtel in seinem Tagebuch später (auf französischem Boden) wiederholt über die Gefangennahme und Erschießung von vermeintlichen »Franc tireurs« (Freischärler in Zivil) durch seine Einheit.

2 Die deutschen Verluste der Marneschlacht werden auf rund 70 000 Tote, Verwundete und Gefangene, die der Franzosen und Briten auf 120 000 Tote, Verwundete und Gefangene beziffert (vgl. Clausewitz, *Das Magazin für Militärgeschichte*, 4/2014, S. 10–23). Andere Quellen gehen sogar von jeweils über 200 000 Toten, Verwundeten und Gefangenen aus.



Abb. 1: Kurt Baumgärtel in der Schreibstube  
(Archiv Ulrich Baumgärtel)

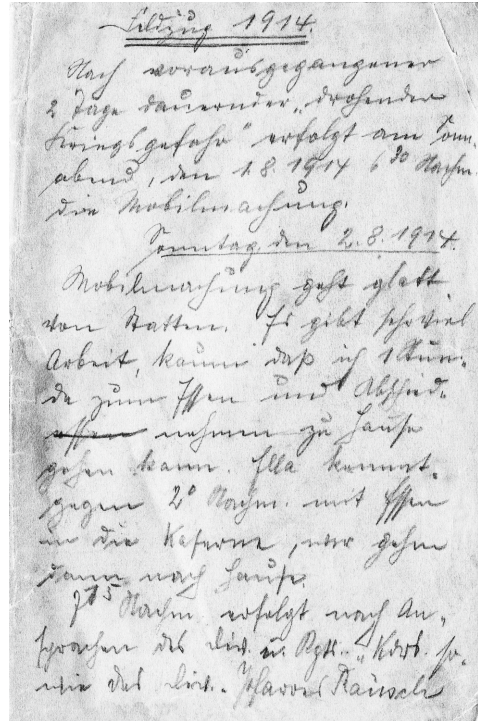


Abb. 2: Erste Seite des Tagebuches von Kurt Baumgärtel (Archiv Ulrich Baumgärtel)

Kinder, kennen, was ihn wiederholt zu Tagebucheintragungen wie »es ist schauerhaft« (25.8. und 8.9.1914) veranlasste. Allerdings gewinnt man den Eindruck, dass diese Begleiterscheinungen des Krieges nach einigen Wochen zur Normalität geworden sind, so wie die Erschießungen von Geiseln und vermeintlichen Freischärlern oder die Requirierung von Häusern, Fahrrädern, Lebensmitteln und immer wieder Alkohol zum eigenen Verbrauch. Bis auf wenige Andeutungen zur Stimmungslage, z. B. nach der Bestattung von gefallen Kameraden oder gelungenen Flussübergängen, bleiben die Tagebuchberichte meist nüchtern und sachlich. Der hier ausgewählte Teil des Tagebuchs deckt die Zeit vom Kriegsbeginn bis zum 30. September 1914 ab. Der Text wurde ungekürzt sowie in seiner Schreibweise und Zeichensetzung nahezu unverändert transkribiert; lediglich auf einige Streichungen und unleserliche Worte wurde verzichtet. Abkürzungen für militärische Begriffe bzw. Formationen, Personen- und Ortsnamen sind weitgehend übernommen und nur in wenigen Fällen zur besseren Lesbarkeit bzw. Verständnis per Anmerkung erläutert oder in eckiger Klammer ausgeschriebenen worden. Leider hat sich die im Tagebuch wiederholt erwähnte zeitgenössische Karte nicht im Nachlass von Kurt Baumgärtel erhalten und kann deshalb nicht gezeigt werden. Dafür wurden einige Fo-

tos aus seinem Nachlass und thematisch passende Feldpostkarten zur Illustrierung des Textes beigelegt.

Ab Oktober 1914 begannen sich die Truppen an allen Abschnitten der Westfront auf beiden Seiten einzugraben und zu einem monatelangen Stellungskrieg überzugehen, dessen relativ gleichförmiger Verlauf sich auch im Tagebuch von Kurt Baumgärtel niederschlägt. Daher haben wir uns dafür entschieden, auf die Wiedergabe der Einträge nach dem 30. September 1914 zu verzichten.

Der weitere wechselvolle Lebensweg von Kurt Baumgärtel wird in der biographischen Skizze im Anschluss an den Tagebuchauszug dargestellt.

*Gerald Kolditz*

## Tagebucheintragungen von Kurt Baumgärtel, Infanterie-Regiment Nr. 106 »König Georg«, vom 2. August bis 30. September 1914

### Feldzug 1914

Nach vorausgegangener 2 Tage dauernder »drohender Kriegsgefahr« erfolgt am Sonnabend, den 1.8.1914 6.<sup>30</sup> Nachm. die Mobilmachung.

#### Sonntag, den 2.8.1914

Mobilmachung geht glatt von Statten. Es gibt sehr viel Arbeit, kaum daß ich 1 Stunde zum Essen und Abschiednehmen zu Hause gehen kann. Ella kommt gegen 2<sup>0</sup> Nachm. mit Essen in die Kaserne, wir gehen dann nach Hause.

7<sup>15</sup> Nachm. erfolgt noch Ansprache des Div. u. Rgts.-Kdrs. sowie des Div. Pfarrers Rausch. Abmarsch von der Kaserne. Helle Begeisterung der vielen Menschen, die auf den Straßen stehen, begleitet uns bis zur Verladestelle (Magdeb. Thür. Freilade-Bahnhof). Schwerer Abschied von Ella. 8<sup>20</sup> Nachm. Abfahrt in Richtung Corbetha. Auf allen Stationen begeisterte Zurufe. Erster Halt in Weißenfels. Ferner Naumburg, Apolda, Weimar, Eisenach, Bebra, Fulda, Elms, Hanau, Offenbach, Frankfurt, Niederlahnstein, Koblenz, Ehrang, Prüm, Pronsfeld. Eine herrliche Fahrt bis 4.8.14 früh 12<sup>30</sup>. Zu dieser Zeit Aussteigen in Pronsfeld.

Regenwetter. Ein Pferd verunglückt, ein Mann bricht Oberschenkel. Endlich in der Nacht Abfahrt nach Arzfeld. Ankunft 4<sup>30</sup> Vorm. Ortsvorstand geweckt. Quartiere gemacht. Ganz enge Unterkunft in Scheune. Nachm. kommt Meldung v. 2/106, daß feindl. Patrouille gesehen worden ist. Große Aufregung. Kdr. schickt noch 1. Komp. an Ortsausgang. Ulanen 18 (2. Esk.) treffen ein. Eine Offz. Patr. reitet vor. Dunkelheit bricht herein. Als Kav. Patr. zurückkehrt, wird sie von 1. Komp. versehentlich beschossen. 2 Tote, 2 Schwerverwundet, 4 tote Pferde. Nacht bleibt ruhig, die Nähe des Feindes hat sich nicht bestätigt.

#### Mittwoch, 5.8.14

8<sup>0</sup> Vorm. Abmarsch von Arzfeld über die Eifel, durch herrliche Täler. Mittags gegen 12<sup>0</sup> überschreiten wir die Luxemburgische Grenze. Wir passieren dann die schöne Stadt Clerf [Clervaux] und kommen gegen 5<sup>30</sup> Nachm in Eselborn (kleiner Ort) an.

6<sup>30</sup> Nachm. mit 3 Mann Bedeckung Befehlsschreiben in Clerf. Gruseliger Weg durch Wald und Schluchten.

Rückkehr 10<sup>30</sup> Abds. 12<sup>0</sup> Nachts lege ich mich auf mein Strohlager, schlecht geschlafen.





*Abb. 3: Kriegspostkarte, an die Front fahrende Soldaten erhalten Erfrischungen auf einem Bahnhof (private Sammlung)*

#### Donnerstag, 6.8.14

7<sup>30</sup> Vorm. Abmarsch über Trotten hier 3stündige Rast wegen Aufräumarbeiten. 5<sup>0</sup> Nachm. überschreiten wir die belgische Grenze mit einem Hurra und beziehen nach kurzer Zeit Ortsunterkunft in Buret. Wieder in einer Scheune beim Ortsvorstand (Maire).

#### Freitag, den 7.8.14

Umquartierung, da engere Belegung erfolgt (4 Btle. Inf., 1 Esk. Ul., 1 Abt. Art.). Große Verteidigungsstellung wird ausgeworfen, dauernd (für 6<sup>0</sup> St.) Gefechtsbereitschaft, da feindl. Kavallerie im Vorgelände, dann zur Ruhe.

#### Sonnabend, 8.8.14

Dasselbe Lied wie am 7.8. außer der Umquartierung.

#### Sonntag, 9.8.14

Nachm. Abmarsch nach Bourey (12 km). Gegen Abend Ankunft. Unterkunft leidlich am Bahnhof (siehe Karte). Es ereignet sich nichts Besonderes.

Montag, 10.8.14

Wir verbleiben in Bourey, 1. Kp. geht nach Michampo, damit Ergänzungstransport Platz hat. Gegen Abend trifft dieser ein, Begrüßung durch Rgts.-u Btls.-Kde. Kompn. werden neu formiert.

Dienstag, 11.8.14

In Bourey werden 16 Fahrräder beschlagnahmt, davon 1 für meinen Bedarf.

Mittwoch, 12.8.14

Gut geschlafen 7<sup>30</sup> V erst aufgestanden. Mangel an Brot tritt ein. In der Wohnung des Dorfarztes wird ein Lazarett errichtet. Nach Mitteilungen soll bei Mühlhausen [Mulhouse] eine für uns siegreiche Schlacht unter Heeringen geschlagen worden sein, in Metz sollen sich franz. Überläufer melden und bei Nancy soll eine Schlacht im Gange sein. Gegen Abend Probealarm.

Donnerstag, 13.8.14

Wieder ein Probealarm. Sonst nicht Bedeutendes.

Freitag, 14.8.14

Im Rittergut ist viel Wein gestohlen worden (Wert 1708 M), muß auf Befehl der Brig[ade] bezahlt werden. 6<sup>30</sup> Nachm. Abmarsch nach Bertogne. Ich fuhr mit Adj. u. versch. Offz. vor. Die Ortschaften sind meist verlassen, über Noville, Vanse, Mahompré kamen wir gegen 9<sup>0</sup> Abds. in Bertogne an. Schnell waren Mannsch. und Pferde untergebracht, einige Gebäude gewaltsam geöffnet.

Sonnabend, 15.8.14

Wir stehen seit 5<sup>0</sup> Vorm. abmarschbereit. Es gingen verschiedene Verlust- aber auch Siegesnachrichten ein, leider erfährt man nicht viel. Wetter schön. Abmarsch verzögert sich.

Jetzt findet hier in der Kirche ein Gottesdienst Kath. statt, anschl. eine Prozession, Regts.-Musik spielt. Eben wird befohlen, daß wir auch am Sonntag noch hier bleiben. Bis 1<sup>0</sup> Nachts die erste Feldpost sortiert. auch ein Brief von La<sup>3</sup> dabei, welche Freude. Erst noch Brief gelesen, dann niedergelegt.

Sonntag, 16.8.14

Alle eingehenden Befehle deuten auf den morgen beginnenden Vormarsch hin. 15 km vor uns hat ein Zug Gardeschützen eine Eskadron franz. Dragoner vernichtet, 80 Tote, 16 Gefangene. Eine Komp. 179 rüstet noch ein und bezieht Quartier.

---

3 Mit La ist seine Frau Ella gemeint

Montag, 17.8.14

Nichts Besonders.

4<sup>0</sup> Nachm. Abmarsch nach Ortho. Ich fahre mit Quartiermachern voraus. Herrliche Talfahrt, dann dauernd bergauf. Es ist sehr schwül. Kaum in Ortho angelangt, fällt ein Ulan neben mir nieder (Ohnmachtsanfall). Eine schöne Villa ist vollständig verlassen. 1. Kp. liegt zum 4. Male in der Kirche.

Dienstag, 18.8.14

1. u. 4. Kp. rücken früh 3<sup>0</sup> nach Champlon ab. Förster von Ortho wird verhaftet, soll auf deutsche Soldaten geschossen haben, er wird später ebenfalls erschossen.

12<sup>0</sup> Nachts Befehlsausgabe.

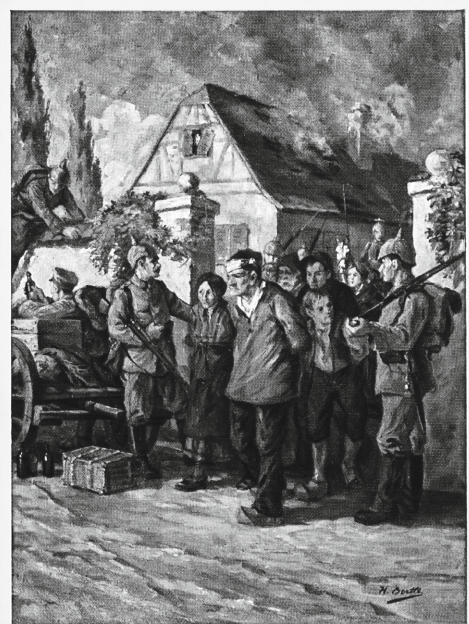
Mittwoch, 19.8.14

4<sup>0</sup> Vorm. auf zur Befehlsausgabe.

Seit 7<sup>30</sup> V. marschiert die Div. durch Ortho. Batl. schließt sich an vor der großen Baggage. ½ 12<sup>0</sup> sitzen wir immer noch in Ortho. Kurz darauf Abfahrt. Wir fahren über Champlon, schöne Gegend (Ardennen-Geb.), durch das Ourthe-Tal nach Harsin, wo wir 8<sup>0</sup> A. eintrafen. Ich war der Quartiere wegen vorausgefahren. Verhalten der Bewohner leidlich. Gegen 12<sup>0</sup> Nachts kam erst der Befehl für nächsten Tag, 1<sup>0</sup> schlafen gegangen.

Donnerstag, 20.8.14

¾ 5<sup>0</sup> aufgestanden. 6<sup>0</sup> Abmarsch nach Hargimont (Jemeppe), wo wir parkierten. Hier wurde 1 Mann u. 1 Frau von Ulanen 18 geführt, die bezeugten daß sich zwei Dragoner Patr. beschossen haben, 2 Mann tot. Eben kam Oberpfarrer Platz mit einem Schwerkranken 77. Art. im Wagen durch. Flieger kreuzen über uns. Wir erhalten von Kriegsges. Noack die Nachricht, daß die 2 verlassenen Villen in Ortho niedergebrannt, der Pfarrer und 4 Einwohner erschossen worden sind, mußten vorher ihr Grab selbst schaufeln. Auch in Bourey sind 4 Mann erschossen worden, weil auf Prov. Kol. geschossen. Gegen 9<sup>0</sup> Abds. marschiert gr. Bag. der 40. Div. durch. Plötzlich heftiges Gewehrfeuer, alles springt an die Fahrzeuge. Wir waren gerade beim Abendbrot. Huhn und Bratkartoffeln. Sofort alles mit Gewehren vor, Pferde werden eingespannt, Wagen geparkt. Alles stürzt hin u. her. Wir hören über uns Kugeln pfeifen. Ich bin einmal vorn in der Schützenlinie, einmal hinten bei den Fahrzeugen. Plötzlich kommt Befehl von vorn: »Einwohner schießen«. Darauf bei uns kolossale Erbitterung. Leider dürfen und können wir nicht schießen, da finster. Plötzlich blitzt es halbrechts vor uns vielleicht 20 Schritt Entfernung auf, wir hören das Zischen der Kugeln über uns weg. Nach einiger Zeit gehen 3 Güter in Flammen auf, von da an Ruhe. Von uns niemand verletzt. Wir verbringen die Nacht wachend.



Völkerkrieg 1914

Gefangene Franktireurs

*Abb. 4: Kriegspostkarte, gefangene Franktireurs  
1914 (private Sammlung)*

#### Freitag, 21.8.14

6<sup>0</sup> Vorm Abmarsch. Unterwegs liegen tote Pferde, zerbrochene Wagen. Wir fahren über Jemelle, Rochefort, Bouconville, Mont Gauthier, Verre, Fachfée. Eintreffen 3<sup>30</sup> Nachm. Kaum waren Pferde im Stall, kam Befehl zum Abrücken. Wir fahren über Verre zurück nach Mont Gauthier. Ein schweres Gewitter geht nieder.

#### Sonnabend, 22.8.14

Kurz nach 7<sup>0</sup> Vorm. setzt sich große Bagage in Bewegung über Celles nach einer Deckung bei Brigelle, dort treffen wir mit Regt. zusammen. Heftige Gewitter gehen nieder, andauernd hören wir Kanonendonner. Gegen 3<sup>0</sup> N. kamen die ersten Verwundeten, darunter Oblt. Völting vorbei (von 8. u. 12. Kp.). 2./106 geht zur weiteren Erkundung vor. Alle Maasübergänge sind feindlich besetzt, Brücken gesprengt.

4<sup>30</sup> N. rückt gr. Bag. wieder ab nach Mont Gauthier. Dort parkiert.

#### Sonntag, 23.8.14

Seit dem frühesten Morgen starker Kanonendonner, 6 Flieger gehen nach vorn, hinterher Fliegerabteilung im Auto. Heute wenig Mittagessen, erst später. Kaum Zeit zum Verzehren, da Abmarsch (6<sup>30</sup> Nachm.). Gegen ½ 10<sup>0</sup> Nachts einen hohen Berg herab



Rethel, Frankreich. Eisenbahnbrücke, welche von den Franzosen beim Rückzug gesprengt wurde

*Abb. 5: Kriegspostkarte mit gesprengter Eisenbahnbrücke in Rethel an der Aisne (private Sammlung)*

durch eine sehr lange Schlucht, dort blieben wir bis früh  $\frac{1}{2} 5^0$  stehen. Ich schlief mit Weigand im Straßengraben auf Zeltbahn.

#### Montag, 24.8.14

Bei Tagesanbruch erkennen wir den Ort, wo wir stehen: bei Houyet, an einem Nebenfluss der Maas (Lesse).  $5^0$  V aufgestanden, wir fassen Brot und Hafer. Es geht auf ansteigender Straße weiter. Unterwegs Halt. Wir kochen Kaffee um wenigstens etwas Warmes im Leib zu haben, denn etwas anderes gibt es nicht, das reine Zigeunerleben. Flieger sind wieder sichtbar. Es geht weiter. Halt bei Feschaux, dort hatte eine franz. Granate ein Haus durchschlagen, war aber nicht krepirt und lag im Garten.  $1^{30}$  N. weiter über Falmagne. Hier sah ich im Schulhaus wieder Verwundete (32. Art. 133 Inf.). Die Leute sind beim Übergang über die Maas verwundet worden. Die 1. Btr. 32. Art. soll bis auf 9 Mann aufgerieben sein.  $4^{30}$  N. in Falmigroul. Wir treffen wieder Wagen mit Verwundeten. In der Kirche liegen verwundete Franzosen. Hier wird requiriert. Es trifft die traurige Kunde ein, daß Major Schröder, Hptm. Kuntze, Nicolai u. ca. 150 Mann von 1.–3./106 tot bzw. verwundet sein sollen. Vor mir sehe ich 3 brennende Dörfer. Wetter schon sehr heiß. Gegen 6<sup>0</sup> A. kommen wir von großer Höhe an den von unseren Pionieren 22 geschlagenen Maasübergang. Von oben gesehen, ein herrlicher Anblick. Rechts u. links des Ufers hohe Felsen, wie im Elbsandsteingebirge. Vor uns eine breite Niederung, kurz vor einem Bogen der Maas befindet sich die Pontonbrücke (12 P.). Tausende von Fahrzeugen sind aufgefahen, die alle das jenseitige Ufer gewinnen wollen. Jetzt  $6^{30}$  N. stehe ich an der Brücke. Es herrscht eine Begeisterung sondergleichen. Nach endlosem Warten fahren wir  $\frac{1}{2} 10^0$  Abds. über die Maas. Nach dem unsere Fahrzeuge umgelenkt hatten, fahren wir am linken Maasufer aufwärts. Die herrlichen Villen sind verlassen, in Brand gesteckt, alles ohne Dächer. Gegen  $11^0$  Abds. parkte un-

sere Kolonne, wir biwakierten auf der Straße an der Maas.  $\frac{1}{4}$  12<sup>0</sup> ertönte von der Spitze heftiges Gewehrfeuer u. Salven. Ich konnte die Nacht vor Kälte nicht schlafen und ging immer an den Fahrzeugen auf u. ab. Vorher hatten wir in der Nacht Waulsort passiert (siehe Karte), Gegen 3<sup>0</sup> Morg. räumen wir einen Weinkeller aus, haben aber nur Most erwischt (leider).

#### Dienstag, 25.8.14

Kurz nach Tagesanbruch beginnt von vielen Leuten Baden in der Maas. Ich mache Promenade am Strand. Vor uns auf der Höhe brennt wieder ein Dorf. Wir kochen von Maaswasser Kaffee. Bereits 8<sup>0</sup> V. trinken wir zur Stärkung eine Flasche Pommard. Die Sonne kommt über die Felsen. Um uns ein schönes landschaftl. Bild. Wir hören wieder Inf.-Feuer, unser II. Btl. räumt die Dörfer und schießt alles nieder, weil Einwohner auf Offz. geschossen haben. Wir rücken ab. Bald passieren wir Hastière. In diesem Ort ist die Maasbrücke gesprengt. Der ganze Ort ist niedergebrannt. Der Rest der Einwohner sitzt zusammengedrängt in einer Ecke. Wir fahren schnell durch die brennenden Trümmer. Alles ist geplündert, liegt auf der Straße. Viele tote Pferde, Ochsen, Schweine, Hühner, ferner franz. Uniformenfetzen liegen im Graben. Tausende leere Weinflaschen u. franz. Konservenbüchsen liegen herum. Jetzt erst lernen wir den Ernst des Krieges kennen. In einer Ecke liegen 2 tote Franzosen, ihre bleichen Gesichter u. glasigen Augen stieren gen Himmel. In einem Garten sehe ich 2 gefangene Franzosen. Wir passieren einige brennende Dörfer. Gewehre müssen bereit gehalten werden. Oft kommen wir nur mit größter Vorsicht an den brennenden Giebeln vorbei, die einzustürzen drohen. Als wir eine Höhe erreichen, müssen alle Mannsch ausschwärmen, da wieder Schüsse fielen. Die Bewohner verlassen mit wenigen Habseligkeiten beladen eiligst den Ort. Schon brennt es an allen Ecken u. Kanten. Brennendes Stroh überschüttet uns. Alles zerstört und verwüstet. Herrenloses Vieh treibt umher. Gegen 6<sup>30</sup> N. halten wir in einer tiefen Schlucht im Walde. Der Brückentrain fährt vor. Wir folgen nach u. kommen über ein Schlachtfeld. Wir sehen frische Gräben gefallener Deutscher, daneben unbeerdigte franz. Soldaten. Trotzdem das Schlachtfeld aufgeräumt ist, liegen besond. franz. Uniformen in so großer Menge herum, daß man annehmen muß, die Franzosen sind halbnackt weggelaufen. An der Mauer eines Friedhofes liegen tote Franzosen wie gesät, desgl. Bekl.-Stücke. Große Züge flüchtender Einwohner begegnen uns. In der Ferne sehen wir weiter nichts wie brennende Dörfer. In einem brennenden Dorfe halten wir von 10<sup>0</sup> Abds. – 1<sup>0</sup> Morg. Lebendes Vieh findet keine Stallung und brüllt. Ein altes Mütterchen sitzt vor ihrem brennende[n] Hause und weint. Weiter vorn 2 kleine Kinder, die nicht wissen wohin. Es ist schauerhaft.

#### Mittwoch, 26.8.14

Kurz nach Mitternacht gebe ich Post aus, für mich nichts dabei. Es regnet. Ich finde keinen Schlaf und sitze an unserer Kutsche, die wir requiriert haben u. in der ich meistens





*Abb. 6: Kriegspostkarte mit zerstörten Häusern entlang der Hauptstraße in St. Souplet (private Sammlung)*

fahre, da ich mein Rad an Baumgart abgetreten habe. 4<sup>30</sup> V. geht's weiter durch Station Romarée, Bahnhof niedergebrannt. Alles geflüchtet. Verwundetensammelstellen fast in jedem Ort. 8<sup>0</sup> V. halten wir auf freier Straße, soll am 24.8. Schlachtfeld gewesen sein. Jetzt erst merkt man, daß sehr wenig genügt, um sein Leben zu fristen. Das Gerücht vom Tode des Major Schröder bewahrheitet sich nicht. Ich atme auf. Es geht weiter. Große Hitze u. Durst, weil Staub. Seit 3 Tagen kein warmes Mittagessen im Leib u. kein Brot. Wir nähren uns von Zwieback. Endlich ein unversehrtes Dorf u. noch bewohnt. Disziplin unserer Leute gut.

Bei Matogne la Petit stürzt Marketenderwagen um, kommt bald nach, verschiedenes zerbrochen.

Gegen 10<sup>0</sup> Abds. gehen wir zur Ruhe über. Es regnet stark. Ich schlafe so gut wie gar nicht.

#### Donnerstag, 27.8.14

Früh 5<sup>0</sup> Abmarsch. Wir legen einen sehr steilen Weg durch Wald zurück. 5<sup>15</sup> V. überschreiten wir die französische Grenze. Hier scheint ein Überfall stattgefunden zu haben, wir sehen 7 tote Deutsche und viele tote Franzosen liegen. Gegen 10<sup>0</sup> erreichen wir Fumay an der Maas, schönes Panorama, z.T. brennend, es sieht wüst aus. Wir fahren durch u. halten von 12<sup>0</sup>–1<sup>30</sup> N. zum Abkochen u. Füttern. Regnerisch, trübe. Kaffee ist ausgefallen. Wir haben kein Brot, wenig Hafer. Zahlmstr. läßt einen Schinken verteilen. Gegen 2<sup>0</sup> passieren wir den Ort Rocrois. Dort hausen Gren. 100, Schütz., 48. F.[eld] A.[rtillerie] Luftsch., 1 Antenne ist aufgestellt (Funkerstation). Hinter dem Ort 2 Stunden Ruhe. Wir kochen ab u. essen ordentlich. Bei Sonnenschein regnet es. Durch den Ort sind gestern Mittag 12<sup>0</sup> die Franzosen, 1<sup>0</sup> schon die Deutschen, die die Franzosen vor sich her trieben. Überall liegen viel französische Ausrüstungsstücke. Die Kerle haben Kleider, Schuhe, Mützen, Tornister, Feldkessel usw. dagelassen. Von 4<sup>0</sup> an stehen wir marschbereit u. frisch gestärkt. Auf der Straße durch Grand Hangreno, Bonig fahren



Abb. 7: Propagandakarte  
mit kopfflos flüchtenden  
Franzosen  
(private Sammlung)

wir neben Mu.[nitions] Kol.[onne] 77. Großer Wirrwarr. Am Dorfausgang wieder Halt. Packwagen 1./106 bricht Deichsel. Res.-Deichsel wird eingesetzt.  $\frac{1}{2}$  8<sup>0</sup> Abds. stehen wir im Wald. Um 10<sup>0</sup> gehen wir wieder mitten im Wald zur Ruhe über. Es regnet stark. Ich spreche noch mit Seidler M., richtet Grüße von Ella aus. Ich suche dann Nachtlager u. schlafe schließlich sitzend in einem Planwagen I. R. 133. Schlechtes Schlafen.

#### Freitag, 28.8.14

5<sup>30</sup> V. aufgestanden; da Zeit vorhanden, kochten wir Kaffee. Gegen 7<sup>0</sup> V. fuhren wir ab, an der schweren Art. vorbei. 9<sup>30</sup> V. treffen wir unser Btl. in Remway, wo es biwakiert. Durch Oblt. Ziller erfahre ich den Gang des Gefechts bei Onhay am 23.8.14 [-] das Btl. sollte bis morgen früh Ruhe haben. Wir richteten uns mit Röse Fr. im Dorf häuslich ein, stellten Pferde in Stall (war schon längst nötig). Wir wollten gerade abkochen, kam der Befehl zum Abmarsch (11<sup>30</sup> V.). Aus der Ruhe wurde also wieder nichts. Btl. marschiert an uns vorüber. Nachricht wird verbreitet, daß Belfort gefallen sein soll, 40 000 Gef. Vor Abmarsch entdecken wir noch einen Weinkeller und nehmen mit, was wir fortbringen. Wir erfahren, daß Belgien Frieden geschlossen habe. 8<sup>0</sup> N. parkieren wir wieder bei Lonny, nachdem wir unterwegs mehrere Pferde gefunden haben. Es geht weiter. Ein Radfahrer meldet, daß unser Rgt. im Feuer liegt, Kanonendonner ist ganz nah. Rgt. 179 marschiert an uns vorüber. Mit zunehmender Dunkelheit gehen noch Rgts. Inf., 2 Jäg. Btl., F.Art. Fußartl. usw. vor Ohne Befehl gehen wir gegen 10<sup>0</sup> zur Ruhe über. Wir befinden uns hinter Clavy. Brot gibt es nicht mehr, nur Zwieback. Ein Stück Huhn ist mein Nachtmahl. Ich schlafe auf Zeltbahnen im Straßengraben leidlich.

#### Sonnabend, 29.8.14

$\frac{1}{2}$  6<sup>0</sup> aufgestanden. Kaffee, Feldzwieback u. etwas Honig sind unser Frühstück. Seit 6<sup>0</sup> findet wieder ein starker Vormarsch aller Truppen statt. 10<sup>0</sup> V. wird im Orte Clavy-

Warby ein Magazin eröffnet. Wir empfangen endlich wieder Brot, denn das gestern von den Franzosen liegen gelassene durfte nicht gegessen werden wegen Vergiftungsgefahr. Wir haben Hühner und 1 Karnickel gefangen, die gibt's heute Mittag. Sehr heiß, wir bleiben auch am Nachm. noch da und baden uns im Bach. Ich war kaum fertig, als Befehl zum Abmarsch kam.  $\frac{1}{2}$  7<sup>0</sup> N. gehts fort, nur 5 km weiter vor. Dort fahren wir auf und biwakieren. Wir kochen uns einen steifen Grog und legen uns dann mit der nötigen Bettschwere nieder. Ich schlafe gut, werde aber nachts durch ein Pferd geweckt, daß sich losgemacht hatte und an meinem Kopfe das Stroh wegfraß.

#### Sonntag, 30.8.14

$\frac{3}{4}$  5<sup>0</sup> V. wecken, es wird Kaffee gekocht. Vor uns liegt Thin le Moutiers, in dem Vorgestern ein Überfall stattgefunden hat. Dort soll ein 16–17 jähr. Franz. einem verwundeten deutschen Sold. den Geschlechtsteil abgeschnitten haben. Wir fahren durch den Ort durch. Hier war ein Feldlazarett tätig, viele Verwundete beider Nationen. In einem Hause liegen ca. 30 gef. Franz., darunter 1 Offz., u. 2 Turkos<sup>4</sup> u. einige Schwarze (die ersten). Am Dorfausgang hatte die franz. Art. die 1./77 beschossen, es sah wüst aus. Ein Heldengrab mit 30 gefallen 139ern, unzählige tote Pferde, ein durch eine Granate explodierter Mun. Wagen 1./77, 2 Tote ganz grün, ferner tote u. verw. Turkos in großer Anzahl. Dsgl. im Dorfe La Fosse 8<sup>45</sup> V. sind wir im Orte Launois, wo wir  $\frac{1}{2}$  Stde. halten. Hier ist auch alles geplündert. 12<sup>0</sup> M. halten wir hinter Villers bei furchtbarer Hitze. Ein Weinlager wird ausgeplündert. In der Ferne Kanonendonner. Von  $\frac{1}{2}$  1– $\frac{1}{2}$  3<sup>0</sup> N. halten wir in Hagnicour. Sodann fahren wir über Maperny nach Bouvellemont. In Hagnicour ein herrliches Schloß besichtigt. In diesem Ort außerdem ein Waffen- u. Bekl.-Depot f. Franzosen, lauter neue Sachen, spez. für Artillerie. Kurz vor 9<sup>0</sup> Abds. kamen wir durch den Ort Jonval, der total in Brand geschossen war. Hinter dem brennenden Ort beziehen wir Biwak. Weit von unserem Platz holten wir Stroh und legen uns zwischen den Fahrzeugen schlafen. Im Dorf lagen 52 franz. Gefangene.

#### Montag, 31.8.14

Gestern Abend fanden wir noch einen Toten der 2./106, der heute früh 6<sup>0</sup> begraben wurde. Obergf. Platz hält Trauerrede, es war ergreifend. Ein Gärtner hat das Grab wunderschön vorgerichtet u. mit Blumen geschmückt. Ich zimmere aus Zigarrenkisten ein Kreuz mit Aufschrift. Bei Jonval hat gestern ein 7 $\frac{1}{2}$ stünd. Kampf stattgefunden, unser Rgt. ist wieder siegreich vorgedrungen.  $\frac{1}{2}$  9<sup>0</sup> V. in feierliche Weise Feldgottesd.  $\frac{3}{4}$  10<sup>0</sup> Abmarsch nach Tourteron. Auf dem Wege an einem Haferfeld 1 Untffz. u. 4 Sold. franz Rgt. 336 tot. Im Café de la Sarc liegt Btls.Stab. Kaum hatten wir ausgepackt, wird 13<sup>0</sup> N. der ganze Ort alarmiert. 1<sup>45</sup> stehen wir abmarschbereit. Viele Truppen marschieren an uns vorüber. Wir wollen schnell noch kochen, da erfolgt 2<sup>45</sup> N. ein Angriff der

4 Bezeichnung für Soldaten der französischen Armee aus Marokko, Algerien oder Tunesien

Abb. 8: Propagandakarte  
mit französischen Kriegs-  
gefangenen 1914  
(private Sammlung)



feindl. Art. Die Granaten platzen über unseren Köpfen. Wir gehen in Deckung. Mehrere Geschosse schlagen im Ort ein. Ich sammle schnell unsere Wagen und wir fahren zurück. Die große Bag. der Div. sammelt sich und fährt in schönster Ordnung zurück nach Jonval, wo wieder parkiert wird. Zähes Huhn u. Kons. Suppe, sowie einige Glas Rotwein bilden unser Abendessen. 9<sup>0</sup> gehts schlafen zwischen den Fahrzeugen.

#### Dienstag, 1.9.14.

5<sup>0</sup> V. wurde geweckt. Wir bleiben vorläufig hier. Im Laufe des Vorm. kamen die noch fehlenden Fahrzeuge an, unter anderem auch die Feldpost, die gestern direkt im Granat Schrapnellfeuer gestanden hatte. 7<sup>0</sup> N. Abmarsch über Charbogne, Attigny nach Vaux Champagne, wo wir wieder im Straßengraben unser Nachtlager aufschlagen. Als wir durch Tourteron fahren, stand bereits ein großer Teil der Häuser in Flammen. Ein Kdo. der Jäger hatte nach unserem Passieren den ganzen Ort einzuäschern, weil die Einwohner Verrat geübt hatten. Noch von fern sahen wir den Schein brennender Ortschaften in die Nacht leuchten. Ich saß im Wagen und schlief immer ein. Gegen ½ 2<sup>0</sup> Nachts langten wir erst in Vaux Champagne an.

#### Mittwoch, 2.9.14

½ 4<sup>0</sup> V. wurde bereits wieder geweckt. Der Tau hatte alles durchnäßt. Es ist ein höchst ungemütlicher Zustand. Im Orte selbst liegt unser Batl., es rückt 8<sup>30</sup> bereits wieder ab. Wir beginnen abzukochen, müssen jedoch wegen des Abrückens 11<sup>0</sup> unterbrechen. Mit der Beköstigung sind wir jetzt ganz aus der Ordnung gekommen. Wir haben kein Brot mehr. Es geht weiter. 4<sup>0</sup> Nachm. stehen wir zum Tränken in Pauvres. Ich habe heftige Leibschmerzen u. Durchfall, weiß aber nicht wovon. Es ist mir hundsgemein schlecht.



*Abb. 9: Kurt Baumgärtel als Feldwebel an der Westfront  
(Archiv Ulrich Baumgärtel)*

Wir fahren weiter nach Mont St. Remy. Wir parkieren u. kochen fertig ab.  $\frac{1}{2}$  10<sup>0</sup> zur Ruhe gut geschlafen, Nacht schön aber kühl.

#### Donnerstag, 3.9.14.

5<sup>0</sup> V. wecken, 6<sup>0</sup> Abmarsch über Machault, St. Etienne sur Arnes. Oberhalb des Ortes wieder Halt, tränken; es geht weiter durch unfertige Waldhohlwege. 10<sup>30</sup> V. ein herrlich schöner Tag, hügeliges, waldreiches Gelände, Kalksteine, von fern Kanonendonner. In allen Orten erzählen uns die zurückgebliebenen Einwohner, die Franz. sagten ihnen, sie sollen ausreißen, da die Deutschen Soldaten Teufel seien, mordeten, raubten u. plünderten. Die Frau war jedoch richtiger Ansicht, es ist ihnen auch nichts passiert. Ein Klavier wird entdeckt. Ein Soldat spielt die Wacht am Rhein, alles singt mit, die Einwohner sind erfreut, zeigen frdl. Gesichter. Wir passieren ein Schußfeld der franz. Artl., alles war von den Granaten aufgewühlt, Bäume zersplittert. Wir erreichen bei großer Sonnenglut St. Souplet u. endlich 7<sup>30</sup> N. Mourmelon. Kaum sind wir angekommen, als schon der Rückzug befohlen wird. Vor uns ist ein heftiger Kanonendonner u. Inf. Feuer. Am Nachm passierten wir den Tr.Pl. Camp de Chalons.<sup>5</sup> Es entspinnt sich jenseits Mour-

5 In Chalon sur Marne befanden sich schon seit dem 19. Jahrhundert große Truppenübungsplätze, befestigte Lager und Militärmagazine der französischen Armee.



Abb. 10: Kriegspostkarte, Soldatenfriedhof in Gavrelle/ Nordfrankreich  
(private Sammlung)



melon ein heftiger Kampf, in den 106, 107, 139, 179 eingreifen. Ganz in unserer Nähe platzen feindl. Granaten. Wir verbringen die Nacht in Unruhe noch bei Mourmelon. Vorher ein paar Glas Wein, mir wird etwas besser, Durchfall hält an.

#### Freitag, 4.9.14.

4<sup>15</sup> geweckt. 6<sup>0</sup> V. marschieren wir, um die Straßen freizumachen, 3–4 km zurück bis auf den Tr. Pl. Chalons. Wir parkieren dort von 7<sup>0</sup>–11<sup>0</sup> V. und fahren dann weiter vor. Prinz Max von Sachsen als kath. Feldgeistl. u. Oberkirchenrat Neumeister über holen uns. 12<sup>0</sup> Mittags stehen wir zum Tränken in Mourmelon. Ansichtskarten werden gefunden. Dann weiter über den Tr.Pl. weg, wir passieren die Flugzeugfabrik v. H. Farmon, dann das Dorf Boiry, La Veuve, wo wir 6<sup>0</sup> N. halten. Es erreicht uns die traurige Nachricht, daß Major Schr.[öder] Hptm. Lehmann u. Lt. d. Res. Schmidt gestern bei Mourmelon gefallen sind. Viele Offz. u. Untffz. verwundet. Wir stehen jetzt 2 km vor Chalons und biegen nach Recy ab, wo wir unser Btl. erreichen (8<sup>0</sup> Abds.). In dem Anwesen eines Sattlers liegt der ganze Stab, darunter Hptm. Beyer 6. Kp. als Btls. Führer. Ich treffe Röse Fr wieder, wir wohnen wieder zusammen. Major Schr. durch 3 Schuß gefallen, ein Granatsplitter Brust und Rücken aufgerissen, ein Schuß im Gesicht, ein Schuß in d. Lunge. Wir sitzen abds. bei Sekt, haben ein Weinlager entdeckt. 11<sup>0</sup> Ads. legen wir uns im Sektrausch nieder. Das war der erste Sekt auf Frankreichs Boden.

#### Sonnabend, 5.9.14.

Seit 6<sup>30</sup> V. alles auf dem Damm. Rausch ausgeschlafen. Der Tag verläuft unter vieler Arbeit, Verlustlisten werden eingereicht. Ads. fahre ich mit Btls. Führer u. Verpfl. Offz. nach Chalons. Es glich einem großen Heerlager, es war mit deutschen Truppen überflutet. Dort lag das ganze XII. A.K., 40. I. D. u. ein Teil 24. I. D. Wir fahren zum Gen. Kdo. am Place de la Republique. Ich versuche Rauchmaterial zu erreichen aber vergeb-



lich. Gegen 9<sup>0</sup> Abds. fuhren wir zurück. Ich trank in der Gartenlaube noch 1 Flasche Malaga u. ging dann schlafen. – Major Schröder wurde am Todestage (3.9.) früh zum Oberstlt. befördert u. soll auf dem Garn. Friedhof v. Mourmelon (Truppenlage[r]) beigesetzt sein.

Gut geschlafen.

#### Sonntag, 6.9.14.

½ 7<sup>0</sup> wurde geweckt. ½ 8<sup>0</sup> rückte das Btl. ab. ½ 9<sup>0</sup> stellten unsere Fahrzeuge Wir fahren über St. Martin nach Chalons, wo wir gegen 12<sup>0</sup> eintreffen. In der Nähe einer Kaserne, die als Lazarett eingerichtet ist, halten wir bis 1<sup>0</sup> N. Es sind noch viele Bagagen hier. Von 1<sup>0</sup>–½ 2<sup>0</sup> halten wir in einer Straße v. Ch. vor einem Warenhaus, in dem Lebensmittel ausgegeben werden. Wir marschieren ab über Sogny nach Mairy, immer an der Marne entlang. 5<sup>15</sup> N. halten wir in Mairy s[ur] Marne zum Tränken. Von da nach Vouciennes, Vitry la ville, Songy, wo wir ½ 10<sup>0</sup> Abds. eintreffen. Fleischkonserven und Maggisuppen bilden unser Abendbrot. Da wir am Tage keine Zeit zum Essen hatten, war es großer Genuß, sich endlich einmal satt essen zu können. In glühender Hitze hatten wir gegen 38 km zurückgelegt. Der Sonntag stand aber noch ganz unter dem Eindruck der vielen Verluste u. verlief ruhig u. traurig. Spät legten wir uns nieder. Ich schlief gut.

#### Montag, 7.9.14

7<sup>0</sup> V. wird geweckt u. anschl. etwas Toilette gemacht. Vor uns ertönte seit den frühesten Morgenstunden ein fürchterlicher Kanonendonner. Es scheint eine große Schlacht zu toben. Die Franzosen sollen eine sehr stark befestigte Artilleriestellung auf einem ihrer Schießplätze eingenommen haben. Ihre schwersten Geschütze sind in Beton eingemauert. Wir bleiben auf dem Biwakplatz, hören dauernd Kanonendonner u. Flieger. 1<sup>0</sup> Mittags großer Mittagstisch. Es gibt Kaninchenbraten, als Nachtisch Sekt u. Bisquitts. 2<sup>30</sup> N. Abmarsch nach Pringy – 5 km – dort wird wieder parkiert u. übernachtet. In den Abendstunden wurde ein Flieger mit 18 Schrapnells erfolglos beschossen. In der Richtung nach dem Feind können wir in der Dunkelheit das Platzen zahlreicher Granaten u. Schrapnells beobachten. Es fehlt an Lagerstroh. Ich schlafe sitzend in der Kutsche, natürlich schlecht.

#### Dienstag, 8.9.14

½ 6<sup>0</sup> weckt uns schon der Kanonendonner. Wir bleiben vorläufig hier. Flugzeuge sind wieder tätig, um aufzuklären. Die Nachrichten, die von vorn kommen, sind so verschiedener Natur, daß bei uns Unruhe herrscht. Es wird abgekocht – Kaninchenbraten u. Makkaroni. 5<sup>0</sup> N. Abmarsch nach Loisy. Hier wird parkiert. Unzählige Krankenautos fahren vorüber, dicht besetzt. Vor uns in einer Villa in Park ein Feldlazarett mit Dr. v. Büнау, den ich schon in Chalons getroffen hatte. Er freute sich, mich gesund wiederzusehen. Ich bestellte Grüße von La, die er erwidert, er erkundigt sich nach La's Befinden.

*Abb. 11: Kriegspostkarte mit abgeschossenem französischem Flugzeug (private Sammlung)*



In dem Lazarett treffe ich einen Burgstädter – Chihlers [?] – mit Schuß durch rechten Ellenbogen. Ich sehe, wie einem Artilleristen der rechte Fuß abgenommen wird. Es ist schauerhaft. Die Villa ist von oben bis unten mit Verwundeten gefüllt, selbst im Park liegen noch Viele. Gegen 10<sup>0</sup> gehen wir ins Zelt schlafen, ich schlafe trotz des Elends um uns gut.

#### Mittwoch, 9.9.14

Durch den in der Nähe tobenden Kampf verzögert sich unser Abmarsch. 6<sup>45</sup> V. taucht vor uns ein deutscher Flieger auf. Wir sind gerade dabei, einwandfrei festzustellen, ob es wirklich ein deutscher ist, da sehen wir eine riesige Feuergarbe, eine schwere Rauchwolke nach oben, das Flugzeug stürzte brummend nach schräg unten ab, es war explodiert. Beim Abstürzen lief der brennende Propeller noch. Es war ein schrecklicher Anblick u. ging uns durch u. durch. Später erfahren wir, daß der deutsche Flieger wichtige Meldung brachte. Als er in 800 m Höhe merkte, daß der Motor nicht mehr sicher funktionierte, warf er die Meldung ab. Kurze Zeit darauf ist der Motor explodiert. Die beiden Leichen sind 800 m von uns gefunden worden; eine vollständig verkohlt, die andere ohne Brandwunden, jedoch mit vielen Knochenbrüchen. Der Verkohlte war Hptm. Naumann, der zerschmetterte Oblt. Fürstmann. Da wir zu weit vorn sind, gehen wir zurück nach Songy, wo wir 1<sup>0</sup> N. eintreffen und abkochen – Rindfleisch m. Bouillonkartoffeln. Engl. Schiffsgeschütze sollen bei Franzosen Verwendung finden, der Fesselballon unserer A. O. K. [Armee-Oberkommando] muß herunter, weil er das Ziel feindl. Granaten ist. 8<sup>0</sup> Abds. abmarschbereit, wir gehen noch weiter zurück. 9<sup>0</sup> Abds. Abmarsch Richtung Chalons. Wir fahren bis  $\frac{3}{4}$  3<sup>0</sup> Früh, warum ist uns noch nicht bekannt. Es ist ein unheimliches Gefühl, nachts zurückzugehen. Viele Autos mit Verwundeten überho-

len uns. auf einem großen Felde\* – 5 km vor Chalons – fahren wir auf; es regnet. Unser A. K. soll 60 % verloren haben. Unter einem Zelt schlafe ich schließlich ein.

\* bei Sarry

#### Donnerstag, 10.9.14.

9<sup>0</sup> V. bereits wieder Abmarsch über Moncetz, Chepy bis St. Germain la ville. 10<sup>30</sup> V. Ankunft. Es wird parkiert. Wir bleiben den ganzen Tag hier. 5<sup>30</sup> Nachm. gibt Bag. Führer einen Armeebefehl S. M. des Kaisers bekannt. Er ist aus Chalons datiert u. spricht der III. Arme seine Anerkennung aus.

½ 10<sup>0</sup> schlafen gehen.

#### Freitag, 11.9.14.

3<sup>0</sup> Wecken, 5<sup>0</sup> V. Abfahrt über Moncetz, Marson (große Ansammlung v. Fahrzeugen, total zerschossen) nach Courtisols, dort kurze Zeit parkiert. Von hier nach L'Epine. Hier sammeln sich Truppen des XII. u. XIX. A.K. [Armee-korps] wieder, die auf dem Rückzug vollständig durcheinander gekommen waren. 12./106 marschiert vorüber mit 85 Mann (Rest von 220). Nach kurzer Zeit zurück nach Courtisols. Vor dem Ort geht ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Der Regen hält an. Nach langem Halten vor dem Ort fahren wir weiter u. schlossen uns auf der Chaussee einer endlosen Kolonne an. Die Wege sind kolossal aufgefahren. Wir fahren die ganze Nacht bis ½ 3<sup>0</sup> früh, zu dieser Zeit wird bei Suippes aufgefahren. Nach kurzem Schlaf 6<sup>0</sup> V. weiter. Ich fror sehr und hatte nur 3<sup>0</sup> Stunden sitzend in der Kutsche geschlafen.

#### Sonnabend, 12.9.14.

7<sup>0</sup> V. Abmarsch über Jonchery nach St. Hilaire, wo wir, eben angekommen, Kaffee kochen wollen. Da kommt der Befehl zum Fertigmachen 10<sup>15</sup> V. gehts weiter nach St. Souplet. Hier abkochen. 4<sup>30</sup> N. Abmarsch nach St. Etiennes über trostlose Wege. Regenwetter. Als wir in St. Etiennes ankommen, gießt es in Strömen. Wir parkieren auf freiem Feld. Wegen Mangel an Zeltbahnen kommt kein richtiges Zelt zustande, weshalb wir ins Dorf in eine Scheune schlafen gehen.  
Gut geschlafen.

#### Sonntag, 13.9.14.

6<sup>0</sup> V. Wecken, sehr windig aber kein Regen mehr. Waschen fällt aus ¾ 10<sup>0</sup> Abmarsch über Somnepry, Constantine, Mazargan, Blaise bis kurz vor Vouziers, wo wir 5<sup>0</sup> N. eintreffen. Es wird eine Kuh geschlachtet. Am Mittag wurde eine Fettbemme gegessen, zum Abend Fleischkons. u. Kartoffeln, Grog. In der Nähe unseres Parkplatzes war eine Ziegelei (s. Karte). In einem Gebäude davon stellten wir Pferde ein u. schliefen oben

darüber. Seit langer Zeit endlich wieder einmal unter Dach u. Fach mit Ausnahme von der gestrigen luftigen Scheune. Gut geschlafen.

Montag, 14.9.14.

Bis 7<sup>0</sup> V. geschlafen, es regnet. Anschl. gewaschen u. Kaffee getrunken. Um unsere Pferde zu schonen, fuhren wir gegen Mittag zurück nach Blaise bei Vouziers. Dort suchten wir für die Pferde und für uns ein Unterkommen. In verlassenen Häusern bürgernten wir uns ein. Es war zwar sehr schmutzig u. eklig darin, aber nachdem wir aufgeräumt hatten, war es auszuhalten – wir saßen wenigstens im Trocknen. Nachm. gab es Schweinefleisch, abds. Wellfleisch u. Leber. Nach einem Plauderstündchen ging es nebenan in die Scheune schlafen.

Dienstag, 15.9.14.

Nach gutem Schlaf ½ 8<sup>0</sup> aufgestanden, gewaschen, Kaffee getrunken. 10<sup>0</sup> Gewehrappell, dann Essen mit zubereitet. Es gab Rindszunge m. Kartoffeln u. die letzte Flasche Sekt. Unser Weinvorrat ist nun alle geworden. Von einem deutschsprechenden Luxemburger erfahren wir, daß vor 14 Tagen das franz. 17. Inf. Rgt. hier gelegen, alles verwüstet, das Vieh fortgetrieben, vor dem Dorf abgestochen u. liegen gelassen, den Wein aus den Fässern in den Keller laufen lassen hat. Alle Bewohner hatten sie aufgefordert, zu fliehen, da die Deutschen alles ermordeten. Am Abend gabs ge. Rindfleisch u. Grog. Nach einem Doppelkopf schlafen gegangen (10<sup>0</sup> Abds.).

Mittwoch, 16.9.14

½ 8<sup>0</sup> V. aufgestanden usw. wie am 15.9.14 Im Laufe des Tages eine Menge Post sortiert, für mich nichts dabei. Einige Appells finden statt, ein Doppelkopf wird gedroschen, ich brate Beefsteaks, alles in schönster Ordnung. 10<sup>0</sup> wieder schlafen gegangen.

Donnerstag, 17.9.14

Wie am 15. u. 16.9.14.

1<sup>0</sup> Abmarsch über St. Marie, nach Semide, da schon belegt zurück nach Contreuve. Die letzten Tage u. auch heute Regen In Contreuve Ortsunterkunft. Ich finde gutes Unterkommen. Am Abend wieder ein Doppelkopf, dann mit Waffenmeister Hesse ein Bett belegt – das erste im Felde.

Freitag, 18.9.14.

½ 9<sup>0</sup> aufgestanden, gut geschlafen. Es regnet. Nach Toilette Kaffee ...

[... hier ist im Text eine Lücke, wahrscheinlich fehlt ein Blatt]

... u. 1 Flasche Wein. Dann ins Zelt schlafen gegangen.

Sonntag, 20.9.14.

7<sup>0</sup> V. aufgestanden. Tee getrunken. Sehr gefroren, es regnet. Nachm. reitet Zahlm. zum Btl. vor, bringt Befehl mit, daß ich morgen einmal vorkommen soll. 9<sup>0</sup> schlafen gelegt.

Montag, 21.9.14.

7<sup>0</sup> aufgestanden, gewaschen, Kaffee getrunken. Dann mit Wagen (auf diesem Koffer v. Btls. Führer Hptm. Beyer, Oblt. Ziller, Wein, Sardinien, Mänteln, Schnürschuhen, Feldflaschen) über St. Souplet zum Btl. vorgefahren. Dieses liegt seit 8 Tagen 3 km südl. Souplet in Schützengraben in Verteidigungsstellung. Auf schmutziger Straße fahren wir vor, biegen dann wegen Gefahr links in den Wald ein, es geht sehr holprig weiter. Ich sitze ab u. laufe. Wir kommen an der schweren Art. vorbei, die sich eingegraben hat, dann eine Höhe hinauf. Von hier aus sehe ich auf der jenseitigen Höhe feindl. Granaten einschlagen, dorthin wollen wir. Im Wald gehts den kleinen Abhang hinab, in der Talmulde rechts herüber bis ziemlich an eine Feldart.-Stellung heran. Hier lasse ich zunächst den Wagen halten u. gehe allein die kleine Anhöhe hinauf auf ein Wäldchen zu, an dem der Btls. Stab liegt. Ich melde mich bei Oblt. Ziller u. Hptm. Beyer, frage ob Wagen vorfahren kann u. winke diesen dann heran. Inzwischen begrüße ich Röse Fr. u. Precht, beide mit eis. Kreuz geschmückt, gratuliere. Desgl. Hptm. Beyer u. Oblt. Ziller (auch eis. Kreuz). Der Wagen kommt heran, Kaffee u. alles andere wird abgeladen, die Herren beginnen, sich notdürftig umzuziehen, da schlagen plötzlich rechts u. links, vor u. hinter uns feindl. Granaten ein. Unwillkürlich mußte ich mich beim Sausen dieser Geschosse ducken. Da unser Pferd nicht mehr ruhig stand, wurden schnell die Koffer aufgeladen u. der Wagen entlassen. Nachdem ich mit Oblt. Z. noch etliche dienstliche Sachen erledigt habe, gehe auch ich zurück, dauernd umringt von feindl. Granaten. Eine davon schlug 5 Schritt hinter mir ein, es war aber Gott sei Dank ein Blindgänger, sonst hätte mich meine arme La vielleicht nicht wiedergesehen. Ich bin froh, als ich aus dem Gefahrenbereich heraus bin. Nachdem ich beim Rgts. Stab noch etwas erledigt habe, gehe ich mit Kraft zusammen zur großen Bagage zurück, wo ich 9<sup>0</sup> Nachm. eintreffe. Zeitig lege ich mich schlafen, das Erlebte noch einmal durchdenkend.

Dienstag, 22.9.14.

Nach unruhigem Schlaf 7<sup>0</sup> V. aufgestanden. Der Tag verläuft ohne bes. Zwischenfälle. Wetter hellt sich auf. In Souplet wieder Post sortiert, für mich leider nichts dabei. 9<sup>0</sup> schlafen gelegt.

Mittwoch, 23.9.14.

7<sup>0</sup> aufgestanden, gut geschlafen. Auch heute nichts Besonderes passiert. Ein Flieger (franz.) wirft Bomben, ohne Erfolg. In Souplet wieder Post sortiert, für mich wieder nichts dabei. Gegen Abend schickt Oblt. Z. den Befehl, ich soll morgen früh 9<sup>0</sup> mit Offz.-Koffern, Aktenkiste u. Hilfsschreibern beim Btl. vorn sein. Nebenbei erfahre ich,

daß unser Btl. morgen auf 12 Stunden bis in Höhe des Rgts.-Stabes zurückgezogen werden soll, um sich zu säubern usw. Nachdem ich alles veranlaßt habe, gehe ich 9 Abds. ins Zelt.

Jeden Abend beobachten wir jetzt das Aufleuchten von Scheinwerfern u. vom Abschießen der Art., außerdem in nörd. Richtung am Sternenhimmel einen Kometen. Soeben (9<sup>0</sup> Abds.) auf unserem linken Flügel wieder heftiger Kanonendonner.

#### Donnerstag, 24.9.14.

6<sup>0</sup> aufstehen. Nach notdürftigem Waschen u. Kaffeetrinken fahre ich  $\frac{3}{4}$  8<sup>0</sup> V. mit dem Nötigen ab. Es ist sehr kalt, ich friere. als wir ziemlich bis zur Stellung der schweren Art. heran sind, kommt uns schon Lt. Burgkhardt entgegengeritten mit dem Befehl, umzukehren u. morgen wieder herauszufahren. Schon seit dem frühesten Morgen ertönte ein derartiger Kanonendonner, wie wir ihn noch nie erlebt haben. Da das Gelände unseres Rgts. hauptsächlich mit beschossen wurde, dürfen wir nicht vor. Ich kehre also um u. fahre zur großen Bagage zurück. Unterwegs laden wir noch Holz auf, das wir finden, da es auf dem Biwakplatz nichts gibt. Gegen  $\frac{1}{2}$  10<sup>0</sup> komme ich bei der großen Bagage wieder an. Nachm. gehe ich nach Souplet Post sortieren, erhalte von Mutter eine Karte v. 13.9. und bin sehr erfreut. Gegen  $\frac{1}{2}$  10<sup>0</sup> Abds. gehe ich schlafen.  
(Wetter am 24. herrlich.)

#### Freitag, 25.9.14.

Gegen 12<sup>0</sup> Nachts wurde ich geweckt u. erhalte den Befehl, bereits 7<sup>0</sup> V. mit Offz. Koffern usw. beim Btl. zu sein. 5<sup>0</sup> stehe ich infolgedessen auf, 6<sup>0</sup> V. fahre ich ab. Es ist wieder sehr kalt. Gegen 7<sup>0</sup> erreiche ich das Btl., das mit 2. u. 4. Kp. zurückgezogen worden ist. Ich melde mich beim Adj. (Hptm. Beyer schläft noch) begrüße Röse Fr. u. Precht u. beginne, mein Büro im Walde aufzuschlagen. Es gibt viel Arbeit, meine 2 Hilfsschreiber habe ich mitgebracht. Gegen 8<sup>0</sup> Vorm. beginnt u. auch feindl. Art. zu schießen, jedoch nicht heftig. Feindl. Granaten schlagen etwa 200 m vor uns auf der Höhe ein. Es ist ein schlechtes Arbeiten. Gegen 12<sup>0</sup> Mittags kommen Feldküche 2. u. 4. Kp., ich komme jedoch zu spät u. habe nichts zu essen. Ich erhalte von Röse Fr. ein Stück Brot, von Bohrau, der sich in der Nähe befindet, ein Stück Büchschinken. Das ist mein Mittagessen. 2<sup>0</sup> Nachm. geht Arbeit weiter Flieger werden beschossen. Einige Schrapnells platzen direkt über uns ohne Schaden anzurichten. Plötzlich kommt die Nachricht, daß ein franz. Flieger 4 Bomben geworfen hat, die sämtlich in der Nähe der gr. Bagage krepieren u. große Verwirrung hervorgerufen haben. Ein Mann am Bein verletzt, sonst nichts. Gegen 7<sup>0</sup> erhält das Btl. den Befehl, sich abmarschbereit zu halten. Wir machen noch eine notwendige Arbeit fertig u. fahren schließlich 8<sup>0</sup> Abds. zur großen Bagage zurück, wo wir  $\frac{3}{4}$  9<sup>0</sup> eintreffen. Nach etwas Abendbrot (Leber u. Brot) und der letzten Zigarre gehts ins Zelt.



Sonnabend, 26.9.14.

4<sup>0</sup> werden wir geweckt. Ich habe starkes Reißen in den Kniegelenken, hauptsächlich links. 5<sup>0</sup> Abmarsch nach St. Etiennes. Wir müssen wieder zurück, weil heute ein Angriff unsererseits geplant ist u. Rücken frei sein muß. ½ 8<sup>0</sup> V. treffen wir in St. Etiennes ein u. parkieren hinter dem Dorf. Kaffee war heute knapp, zum Frühstück Bratkartoffeln. In der Ferne wieder starker Kanonendonner. Ein Flieger (franz.) wirft 200 m von uns entfernt eine Bombe, ohne Schaden anzurichten. Mittags statte ich der in der Nähe befindlichen Feldfliegerabt. 24 einen Besuch ab, viel Interessantes gesehen, unter anderem Brenn- u. Handbomben (10 u. 3 kg). Kanonendonner hält an. Angriff soll gut verlaufen, ein A. K. soll bereits 50 Gesch[ütze] erobert haben. Gegen Abend wieder Post sortiert, eine Karte von La v. 16.9. dabei, worüber ich mich sehr freue. Mittags Schweinskoteletts, Salzkart. Abends Konservensuppe, Schweinsbein. Nacht wird wieder kalt. ½ 10<sup>0</sup> schlafen gelegt.

Sonntag, 27.9.14.

½ 8<sup>0</sup> V. aufgestanden, gut geschlafen. Ein trüber Sonntag heute: in der Ferne hören wir Kanonendonner. Wir sind beim Abkochen, da kommt ein Befehl: 20 N. Abmarsch. Essen wird Gott sei Dank noch fertig. [Unleserlicher Einschub.] 20 Abmarsch nach St. Marie à Py, fast auf den alten Biwakplatz zurück. Zum Abendbrot Gehacktes. Mittags wieder Post sortiert, von Gerh. u. Lisb. ein Zigarrenpaket (18 Stck.) dabei, große Freude, da sämtliches Rauchmaterial ausgegangen ist ½ 1<sup>00</sup> schlafen gelegt. Ich bin noch nicht lange eingeschlafen, wird gegen 1<sup>10</sup> Abds. unter großem Lärm geweckt. Ich krabbele heraus, es heißt alarmbereit halten, da Franzosen Angriff unternehmen. ½ 2<sup>0</sup> Nachts wird abmarschiert nach St. Etiennes, auf den alten Biwakplatz. Es ist sehr kalt; man kann nicht schlafen. Nach Ankunft (4<sup>0</sup> V.) setze ich mich in die Kutsche, kann aber vor Kälte nicht schlafen. 6<sup>0</sup> V. stehe ich auf u. koche Kaffee.

Montag, 28. 9. 14.

In der Ferne wieder Kanonendonner. Es ist regnerisches Wetter, großer Wind. Gegen Mittag wieder Post sortiert, erhalte von La v. 31.8.14 Riemanns u. Germanen, ein Zigarrenpaketchen, außerdem von Germanen ein Schokoladenpaket, bin außer mir vor Freude. Von Herrn Tdr. Thierfelder kommen, an Oberstlt. Schröder adressiert, 500 Stck. Zigarren für uns »brown, erste Wahl« an, wovon 100 Stck. bei der großen Bagage bleiben, 400 Stck. zum Btl. gelangen. Mittags gibts Rindszunge u. Reis. Abends den Rest v. Mittag. Wir legen uns gegen ½ 9<sup>0</sup> ins Zelt, lesen, rauchen und plaudern noch ein Stündchen, dann legen wir uns schlafen.

Dienstag, 29.9.14.

7<sup>0</sup> V. stehe ich auf, verspüre fast jeden Morgen in den Kniegelenken starkes Reißen. Gegen 9<sup>0</sup> V. suchen wir Unterkunft für Mann u. Pferd im Ort (St. Etiennes), ist aber



*Abb. 12: Kurt Baumgärtel mit anderen Unteroffizieren des Infanterieregimentes Nr. 106  
(Archiv Ulrich Baumgärtel)*

bereits so überfüllt, daß wir uns nur mit dem Notwendigsten behelfen können. In einem verlassenem Haus finden wir schließlich noch ein Unterkommen. Mittagessen fällt infolge des Umzuges aus, es wird durch Brot u. Blutwurstkonserven ergänzt; leider hatte ich von diesem Leckerbissen nur eine Büchse auftreiben können. Zahlmeister reitet zum Batl. vor, kommt gegen Abend zurück. Abends Konservensuppe, dann ein Doppelkopf, gegen 10<sup>0</sup> ins Bett (d. h. nur Matratze).

Mittwoch, 30.9.14.

½ 8<sup>0</sup> erst aufstehen. Nach dem Kaffeetrinken waschen, dann sortiere ich 11 große Sack Post u. finde leider nur eine Karte v. Germanen v. 14.9. darunter. Ich bin natürlich sehr betrübt, nichts von meinen Lieben unter dieser Menge zu finden. Mittags Schweinefleisch, Reis, schmeckt vorzüglich. Wetter am 29. u. 30.9.14 ganz gut, nur stets trübe. abends Leber u. Reis, dann ein Doppelkopf. ½ 11<sup>0</sup> Abds. ins Bett.

*Transkription von Ulrich Baumgärtel*

## Biographische Skizze zu Kurt Baumgärtel (1887–1965)

Kurt Baumgärtel wurde am 22.8.1887 in Burgstädt als Sohn des Architekten Richard Baumgärtel und seiner Ehefrau Bertha geboren. 1885, damals war Richard 34, hatte er die 28 jährige Witwe Bertha Leichsenring geheiratet. Bertha brachte aus der ersten Ehe eine Tochter mit und bereits vor der Eheschließung – im November 1884 – wurde der erste gemeinsame Sohn Arthur geboren; nach damaligen Moralvorstellungen ein kleiner Skandal. Im Spätherbst 1888 erkrankte Arthur jedoch an einer Kinderkrankheit, an deren Folgen er Anfang Dezember des gleichen Jahres verstarb. Richard Baumgärtel war maßgeblich am 1882 begonnenen Umbau der Burgstädter Stadtkirche im neogotischen Stil und der anschließenden Restaurierung des Torturmes mit Uhr (»Seigerturm«, aus dem 16. Jahrhundert) beteiligt. Wahrscheinlich hat diese Tätigkeit auch indirekt seinen Tod zur Folge gehabt, denn bei den Arbeiten am Seigerturm hatte sich Richard Baumgärtel erkältet, in der Folge eine Lungenentzündung zugezogen an die sich eine TBC anschloss, die nicht geheilt werden konnte. Er ist 1889 in einer Heilstätte in Lippspringe gestorben. Richard Baumgärtel war in seiner Heimatstadt sehr geachtet. In einem ihm 1882 von der Kirchgemeinde in Burgstädt überreichten Buch über evangelische Kirchengebäude steht als Widmung:

»Herrn Richard Baumgärtel, dem treuen Gehilfen bei dem Pfarr- und Kirchenbau zu Burgstädt am Tage des Richtfestes am 16. August 1882, zur Erinnerung, in dankbarer Anerkennung dargebracht vom Kirchenvorstand daselbst durch K. W. Schmidt, Oberpfarrer«.

Als Richard Baumgärtel starb, war sein Sohn Kurt gerade zwei Jahre alt. Für ihn begann eine schwere Zeit, zumal Kurts Mutter Bertha wegen der in die Ehe mitgebrachten Tochter und des vorehelichen Kindes in der Familie ihres Mannes eher geduldet als akzeptiert war. Es wurde deshalb von der Familie für Kurt sein Onkel Bernhard, der Lehrer in Bärwalde war, als Vormund bestimmt. Er hatte alle Vermögensfragen zu regeln und sich um Kurts Ausbildung zu kümmern. Seine erste »Amtshandlung« war dann auch der Verkauf des von Richard B. für seine Familie erworbenen Wohnhauses. Die Witwe seines Bruders schickte er mit ihrer Tochter zu Verwandten nach Stützengrün. Kurt blieb bei ihm und besuchte die achtklassige Volksschule. Weil die militärische Ausbildung nichts kostete und die Zöglinge zudem noch ein Taschengeld erhielten, wurde Kurt 1902 in die Soldaten-Knaben-Erziehungsanstalt Kleinstruppen, 1903 auf die Unteroffiziersvorschule und 1905 in die Unteroffizierschule in Marienberg geschickt. Obwohl Kurt eine gute Auffassungsgabe hatte, musste er dort sehr viel lernen, denn durch den Schulwechsel nach Bärwalde hatte der Schulabschluss nach der achten Klasse ziemliche Wissenslücken hinterlassen. Später erzählte Kurt häufig, dass er oft bis in die Nacht büffeln musste, die Füße in einem Eimer mit kaltem Wasser, um beim Lernen nicht einzuschlafen.

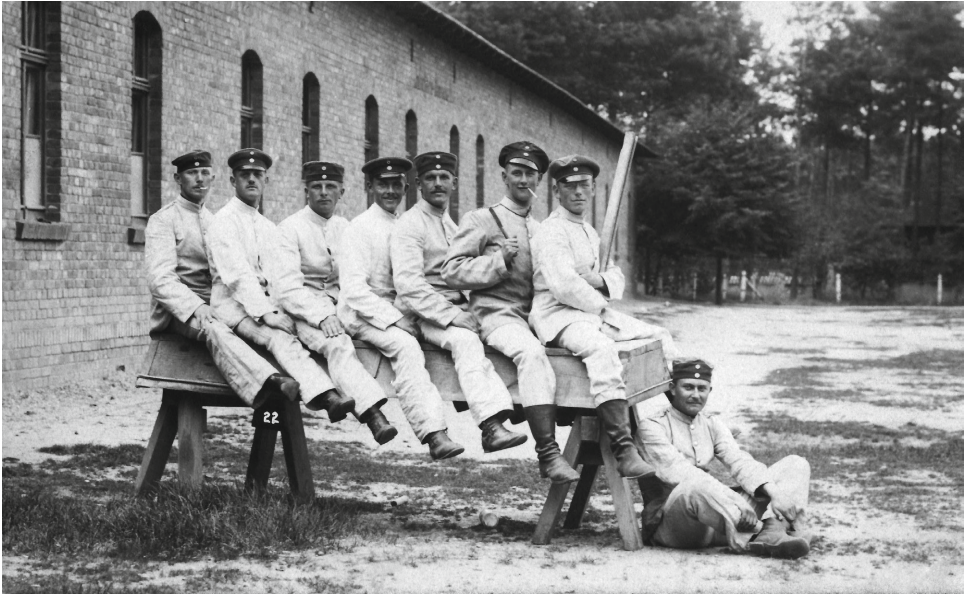


Abb. 13: Ausbildungslager Zeithain Juli 1908, Kurt Baumgärtel 2. von links (Arviv Ulrich Baumgärtel)

Nach Beendigung der Kadettenschule, die er mit dem Rang eines Sergeanten abschloss, wurde Kurt Baumgärtel am 1. April 1907 in die 1. Kompanie des Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments »König Georg« Nr. 106 nach Leipzig versetzt und diente dort bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges.

Kurz nach Beginn seiner Dienstzeit in Leipzig heiratete er am 16.12.1912 die am 16.9.1888 geborene Ella Franz aus Burgstädt und bezog mit ihr eine Wohnung in der Landwehrstraße 3 in Leipzig-Möckern (heute: Christian-Ferkel-Straße). Seine Frau war die einzige Tochter des Stellmachers Ernst Franz und seiner Frau Marie. Sie hatte noch zwei Geschwister, den älteren Bruder Gerhard, der Lehrer wurde und später in Leipzig lebte, und den jüngeren Bruder Max, der noch vor 1914 nach Amerika auswanderte.

Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges war Ella Baumgärtel zum ersten Male schwanger. Kurz vor der berechneten Entbindung gab es Komplikationen. Aus Kostengründen wurde kein Spezialist, sondern der Garnisonsarzt konsultiert. Er versuchte, bei der Patientin die Wehen durch damals übliche mechanische Hilfsmittel einzuleiten. Das führte zur Erstickung des Kindes im Mutterleib, was Ella selbst nur knapp überlebte.

Den Krieg erlebte Kurt Baumgärtel seit August 1914 bei den kämpfenden Truppen der 3. Deutschen Armee, der die Leipziger Regimenter Nr. 106 und 107 zugeordnet waren. Die ersten drei Kriegsjahre war er in Frankreich und ab August 1917 in Russland als Kompaniefeldwebel für organisatorische Aufgaben eingesetzt, zuletzt im Rang eines Feldwebels und Offiziers-Stellvertreters. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt





*Abb. 14: Ehefrau Ella Baumgärtel geb. Franz, 1912  
(Archiv Ulrich Baumgärtel)*

Kurt Baumgärtel 1914 das Eiserner Kreuz I. Klasse, 1915 die Dienstausszeichnung für Unteroffiziere I. Klasse, 1916 die Friedrich-August-Medaille in Silber und 1917 das Ehrenkreuz mit Schwertern. Begünstigt durch den ständigen Einsatz in den rückwärtigen Diensten erlitt er keine Verwundungen oder schwere Krankheiten. Allerdings hatte er, bedingt durch die ständig feuchte und kalte Unterbringung, bis zu seinem Lebensende schwere Gelenkprobleme.

Nach dem frühen Tod des Vaters und einer durch den Vormund vorenthaltenen besseren Schul- und Berufsbildung war das Kriegsende der zweite Bruch im Leben von Kurt Baumgärtel. Er stand praktisch ohne Beruf da, hatte aber bei der Suche nach einer Arbeitsstelle durch seinen Dienstgrad bei der Armee gewisse Vorteile. Vielen entlassenen Berufssoldaten wurden damals in staatlichen Einrichtungen Arbeitsstellen als Beamte angeboten. Es kamen Post, Bahn oder Finanzamt in Frage. Zum Finanzamt wollte Kurt nicht, zur Reichsbahn wäre er gern gegangen, aber da war in Sachsen schon alles überfüllt und so blieb nur die Post übrig. Damit war jedoch ein Wechsel nach Chemnitz verbunden, der aber insofern ganz angenehm war, weil da die Baumgärtels näher an ihren Familien in Burgstädt und Stützengrün waren. Im Jahr 1920, etwa ein halbes Jahr nach der Geburt des Sohnes Erhard am 16. Januar, erfolgte der Umzug. Familie Baumgärtel bezog eine 5-Zimmer-Wohnung in der Würzburger Straße. Allerdings mussten die ersten Jahre noch mit einer Familie in Untermiete verbracht werden, weil die Wohnungsnot nach dem Krieg auch in Chemnitz sehr groß war.

In Chemnitz konnte sich Kurt Baumgärtel dann langsam hocharbeiten. Er wurde Beamter bei der Kraftfahrtstelle der dortigen Oberpostdirektion. Er hatte im Rang eines Postinspektors mit vielen Firmen zu verhandeln, was ihm durch sein freundliches und kommunikatives Auftreten ziemlich leicht fiel. Um sein berufliches Fortkommen zu sichern, trat er 1938 in die NSDAP ein. Dies war ihm nahe gelegt worden, um seine Stellung behalten zu können. Und das wollte er. 1943 ist B. dann auch noch »außerplanmäßig« zum Postoberinspektor befördert worden.

In den 1930er-Jahren bis zum Kriegsbeginn ist es Familie Baumgärtel recht gut gegangen. Sie haben sich in Chemnitz mit Kurts ehemaligen Kriegskameraden zu regelmäßigen geselligen Treffen zusammengefunden. Kurt konnte ja eine ganze Gesellschaft unterhalten, was zu gelegentlichen Problemen mit seiner Frau führte, wenn er den anwesenden Frauen mehr Beachtung schenkte als ihr. Die Frauen in den zwanziger und dreißiger Jahren organisierten als Abwechslung sogenannte Kränzchen. Das waren Treffen, die meist reihum bei den Mitgliedern des jeweiligen Kränzchens abgehalten wurden und bei denen Kaffee getrunken, Kuchen gegessen, Rezepte ausgetauscht, Spiele gemacht und vor allem über nicht anwesende gemeinsame Bekannte hergezogen wurde. Ella Baumgärtel hatte zuletzt drei Kränzchen nebeneinander: eines, bei dem sie sich mit Jugendfreundinnen aus ihrer Burgstädter Zeit alle vier Wochen traf; später kam eins mit Luftschutzfrauen dazu, das wöchentlich stattfand, und dann gab es noch ein drittes, ebenfalls wöchentliches, von dem der Personenkreis nicht mehr bekannt ist.

Die häufigen Treffen mit Freunden und das reichliche Essen hatten einen Nachteil. Sie führten dazu, dass Kurt immer mehr zunahm. So gegen 1939 hat er wohl über 2 Zentner gewogen. In der Folge wurden seine Gelenkbeschwerden so heftig, dass er keinen anderen Ausweg sah, als sich extrem zu schonen. Als er sich dann doch entschloss, einen Arzt zu konsultieren, hat der ihm als erstes geraten, abzunehmen und sich viel zu bewegen. Während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 hat Kurt B. ohnehin stark abgenommen. Im Jahr 1948 kam auch noch ein Darmverschluss hinzu, den er trotz der eingeschränkten Möglichkeiten der Nachkriegsjahre wie durch ein Wunder überstanden hat.

Das Kriegsende 1945 leitete den dritten Bruch in seinem Lebensweg ein. Als ehemaliges NSDAP-Mitglied wurde er im Zuge der Entnazifizierung im Herbst 1945 bei der Post entlassen. Dabei zählte nicht, dass er nur nominelles Parteimitglied ohne Funktionen und Aktivitäten war. Zunächst wurde B. als Strafmaßnahme zum Entschlännen des Schlossteichs in Chemnitz eingesetzt. Als sein Sohn Erhard (der ebenfalls bei der Post beschäftigt war) 1947 in Annaberg in Zusammenarbeit mit der Firma Siemens ein neues Fernmeldeamt aufbaute, konnte dieser ihm eine Anstellung bei Siemens verschaffen. Da ist Kurt B. dann mit 58 Jahren nach Thüringen auf Montage gefahren und hat Fernmeldeleitungen verlegt, wo er teilweise auch auf Telegrafmasten klettern und bei Wind und Wetter arbeiten musste. Als 1949 Siemens nicht mehr im Osten bauen durfte, musste sich Kurt Baumgärtel in Chemnitz Arbeit suchen und fand bei der GHG (Großhandelsgesellschaft) Papierwaren eine Anstellung als Pförtner. Irgendwann fiel of-





*Abb. 15: Altersbild des Ehepaars Baumgärtel um 1956 (Archiv Ulrich Baumgärtel)*

fensichtlich jemandem in der Leitung der GHG auf, dass der Pförtner doch eigentlich mehr kann, als nur den Eingang zu bewachen, und schlug vor, ihn als Sachbearbeiter in die Buchhaltung zu übernehmen. Dort hat er bis zu seinem 75. Lebensjahr gearbeitet. Er tat das vor allem, um für seine Frau vorzusorgen, die ja nie gearbeitet hatte und daher zu seinen Lebzeiten auch keinen Rentenanspruch hatte.

Ende Oktober 1965 wurde Kurt Baumgärtel nach einem Schlaganfall ins Zeisigwaldkrankenhaus in Chemnitz eingewiesen, wo er nach zwei Wochen am 11. November verstarb. Seine Frau Ella überlebte ihn um drei Jahre. Da ihr Gesundheitszustand es nicht erlaubte, allein in Chemnitz zu bleiben, holte ihr Sohn sie zu sich nach Plauen/Vogtl., wo sie am 2. Dezember 1968 im Alter von 80 Jahren verstarb.

*Zusammengestellt von Ulrich Baumgärtel*

## Der Zeigner-Bericht vom März 1946: eine Quelle zur deutschen Nachkriegsgeschichte

*Mike Schmeitzner*

### Das Dokument und dessen Überlieferung

Im Jahr 2000 veröffentlichte Hartmut Zwahr einen Bericht des Bremer Oberbürgermeisters Wilhelm Kaisen (SPD) über ein »vertrauliches Messesondierungsgespräch«, das er mit seinem Leipziger Amtskollegen Erich Zeigner (SPD) und dem dortigen zweiten Bürgermeister Johannes Sachse (LDP) am 13. März 1946 in der Hansestadt geführt hatte.<sup>1</sup> Der in englischer Sprache verfasste Bericht war an die amerikanische Militärregierung adressiert<sup>2</sup> und beinhaltete eine kleine Sensation: Er informierte kurz vor Gründung der SED über die politische, ökonomische und soziale Situation in Leipzig und der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ). In wesentlichen Punkten ging der Bericht über die Wiedergabe diplomatischer Höflichkeiten hinaus, da sich Kaisen und Zeigner bereits aus der Zeit vor 1933 kannten und daher eine gemeinsame Vertrauensbasis hatten. So widerspiegelte der Bericht recht schonungslos das Auseinanderdriften der sowjetischen Zone einerseits und der westlichen Zonen andererseits; Zeigners Antwort auf die Frage seines Gastgeber, wie lange denn die sowjetischen Truppen in der SBZ noch bleiben würden, fiel mit »Forever« (»Für immer«) zugleich ehrlich wie realistisch aus.<sup>3</sup> Solche Aussagen illustrieren die Bedeutung dieses Kaisen-Berichts, der kein schriftliches Äquivalent auf Seiten Zeigners zu haben schien.<sup>4</sup>

Da sich in der Literatur zu Zeigner und in seinem Nachlass im Leipziger Stadtarchiv ebenso wenig Spuren eines solchen Berichtes finden ließen, musste die »Entdeckung« eben dieses Textes in russischer Sprache anlässlich eines Archivaufenthaltes in Moskau als singuläre Überlieferung erscheinen. Zeigners »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« fand sich hier im Bestand der Sowjetischen Militäradministration für Sachsen (SMAS), der im Staatsarchiv der Russischen Föde-

1 Hartmut Zwahr, Der Kaisen-Bericht (1946). Eine Quelle zur ostdeutschen Nachkriegsgeschichte, in: Karl Czok, Volker Titel (Hrsg.), Leipzig und Sachsen. Beiträge zur Stadt- und Landesgeschichte vom 15.–20. Jahrhundert. Siegfried Hoyer zum 70. Geburtstag, Beucha 2000, S. 161–175, hier 161.

2 Der Bericht befindet sich im OMGUS-Bestand des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ) in München. Vgl. ebd., S. 161.

3 Ebd., S. 165 und 175.

4 Zwahr, ebd., S. 162f., fand »für eine Berichterstattung durch Zeigner und Sachse [...] in den von mir durchgesehenen Messeakten keine Anhaltspunkte«.

ration (GARF) lagert.<sup>5</sup> Die einzige Überlieferung ist dies jedoch nicht: Der Leipziger Historiker und Zeigner-Spezialist Manfred Hötzel machte den Autor dieses Beitrages dankenswerterweise auf eine weitere Spur aufmerksam – auf die Akten der Leipziger Stadtverordnetenversammlung und des dortigen Rates. Tatsächlich fand sich hier das deutsche Original des Zeigner-Berichtes als vierzehseitiges Typoskript.<sup>6</sup> Für die Edition des Textes wurde wegen Zeigners originärem sprachlichem Duktus auf diese Fassung zurückgegriffen, wobei die russische Fassung insofern eine Einbeziehung fand, als kleinere inhaltliche Abweichungen zwischen beiden Überlieferungen jeweils kenntlich gemacht wurden und die zur russischen Fassung gehörende Tabelle über die Ernährungssituation im Kreis Leipzig, der SBZ und der britischen Zone integriert worden ist.

Wie der Titel dieses Zeigner-Berichts bereits dokumentiert, handelte es sich bei der Reise nicht nur um einen (eintägigen) Kurzbesuch in Bremen, wie womöglich der Kaisen-Bericht nahelegen könnte, sondern um einen fast einwöchigen Besuch mehrerer Großstädte der britischen Zone.<sup>7</sup> Zeigners Beschreibungen und Analysen verdienen dabei – ebenso wie der Bericht von Kaisen – eine uneingeschränkte Aufmerksamkeit, wurde doch hier in weiten Teilen das bestätigt und vertieft, was das Bremer Stadtoberhaupt an deutschlandpolitischen Tendenzen beschrieben hatte. Hinzu kamen hiervon abweichende Eindrücke (u. a. von Erfahrungen aus Hamburg) und ein bemerkenswertes Selbstbewusstsein. Für die Analyse des Zeigner-Berichts ist es freilich unabdingbar, den Kaisen-Bericht als Folie »mitzulesen«, da sich Leipzigs Stadtoberhaupt mit Blick auf seine Bremer Gespräche wesentlich zurückhaltender zeigte. Wichtige politische Informationen, die er seinem Vertrauten Kaisen gab,<sup>8</sup> tauchen im Zeigner-Bericht nicht auf, was den Schluss nahe legt, dass Zeigner »seiner« Besatzungsmacht nicht vollständig Auskunft geben wollte, obwohl er mit ihr vor Ort loyal zusammenarbeitete.

5 Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau, f. R-7212, o. 1, d. 187, Bl. 40–46). Blatt 47 enthält eine Ernährungstabelle. Im Folgenden wird der Bericht als Kurztitel zitiert: Zeigner, Bericht (russ.).

6 Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone (10.–16. März 1946)« vom 22.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 49–55). Im Folgenden wird der Bericht als Kurztitel zitiert: Zeigner, Bericht (deutsch). Ich danke Frau Horn-Kolditz vom Stadtarchiv Leipzig für die Unterstützung des Vorhabens.

7 Zu der Frage, welcher Zone Bremen nach 1945 zugehörte (zur britischen oder amerikanischen), äußerte sich der Bremen-Spezialist Peter Brandt: »Bremens Situation war in den Jahren 1945 und 1946 durch eine Art britisch-amerikanischen Koimperiums über die Bremer Enklave bestimmt, unmittelbar zuständig war die amerikanische Militärregierung. Ab Januar 1947 bildete Bremen mit Wesermünde/Bremerhaven ein viertes Land der amerikanischen Besatzungszone und musste allein amerikanische Richtlinien beachten.« Peter Brandt, Betriebsräte, Neuordnungsdiskussionen und betriebliche Mitbestimmung 1945–1948. Das Beispiel Bremen, in: Ders., Soziale Bewegung und politische Emanzipation. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus, hrsg. von Wolfgang Kruse, Eva Ochs und Arthur Schlegelmilch, Bonn 2008, S. 237–293, hier S. 238.

8 Zur frühen Bekanntschaft Kaisens und Zeigners vgl. Zwahr, Der Kaisen-Bericht, S. 162.

Dass Zeigners Bericht direkt an die sowjetische Besatzungsmacht adressiert war und wohl auch deshalb der Fund im Moskauer Staatsarchiv so gut »platziert« schien, lässt die minutiöse Abwicklung der Reise erkennen. Nur zwei Tage nach seiner Rückkehr aus der britischen Zone gab Zeigner der sowjetischen Militäradministration in Leipzig einen ersten mündlichen Bericht über seine Visite; gleichzeitig sagte er in dieser Besprechung zu, seinen »mündlichen Bericht durch einen ausführlichen schriftlichen Bericht zu ergänzen«, <sup>9</sup> was er am 22. März 1946 tat. Am 26. März überreichte er die »Denkschrift« (Zeigner) dem sowjetischen Offizier Borissow. <sup>10</sup>

### Der Verfasser

Dass der Autor des Berichts zur Zeit seiner Reise als Leipziger Oberbürgermeister amtierte, wurde schon vermerkt, dass er zur sowjetischen Besatzungsmacht in einem loyalen Verhältnis stand, ebenso. Zeigner genoss durch seine persönliche Vergangenheit und durch sein aktuelles politisches Engagement (1945/46) das weitgehende Vertrauen der SMA, mit deren Zustimmung er diese Reise überhaupt nur hatte antreten können. Bis auf den heutigen Tag inspiriert Zeigner sowohl Publizisten als auch Historiker gerade deswegen zu häufig disparaten Werturteilen, was vornehmlich auf zwei entscheidenden Ereignissen gründet – zum einen auf seiner Ministerpräsidentenschaft 1923, die er als Sozialdemokrat im Bündnis mit den Kommunisten (KPD) realisierte, und zum anderen auf seiner prominenten Rolle als Befürworter der SED-Gründung in Leipzig und Sachsen 1946. <sup>11</sup> Andere Aspekte seines Lebens und Wirkens werden dabei häufig genug ausgeblendet oder unterbelichtet – so etwa seine verdienstvolle Tätigkeit als reform-

9 Besprechung mit Herrn Oberst Borissow in Gegenwart von Herrn Stadtrat Weber und Herrn Dolmetscher Direktor Senglaub am 18.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3211, Bl. 145).

10 Aktennotiz Oberbürgermeister Dr. Zeigner über eine Besprechung mit Herrn Oberst Borissow in Gegenwart des Dolmetschers Herrn Direktor Senglaub am 26.3.1946 (ebd., Bl. 139). Oberst Borissow war Stadtkommandant von Leipzig.

11 In publizistischer Hinsicht aufschlussreich erscheinen folgende Veröffentlichungen: Peter Jacobs, Zeigner stört. Der frühere Leipziger Oberbürgermeister Erich Zeigner sorgt noch nach 50 Jahren für Zwietracht in der Sozialdemokratie, in: Wochenpost Nr. 13 vom 21.3.1996, S. 14–16; Gernot Borriß, Erich Zeigner: Ein Leipziger Oberbürgermeister, der auch Sachsens Regierungschef war, in: Leipziger Internet Zeitung vom 15.2.2011; Thomas Mayer, »Versucht, ein guter Mensch zu sein«. Erinnerungen an Erich Zeigner, der von 1945 bis 1949 Leipzigs Oberbürgermeister war, in: Leipziger Volkszeitung vom 14.2.2011. Aus historiographischer Perspektive seien folgende Titel genannt: Anneliese und Lothar Matthes, Erich Zeigner. Eine biographische Skizze, Leipzig 1985; Michael Rudloff (Hrsg.), Erich Zeigner – Bildungsbürger und Sozialdemokrat, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Leipzig 1999; Mike Schmeitzner, Erich Zeigner. Der Linkssozialist und die Einheitsfront (1923), in: Ders./Andreas Wagner (Hrsg.), Von Macht und Ohnmacht. Sächsische Ministerpräsidenten im Zeitalter der Extreme 1919–1952, Beucha 2006, S. 125–158; Manfred Hötzel, Erich Zeigner und die Bürger von Calais. Zum 125. Geburtstag von Erich Zeigner, Quellen und Zeugnisse linker Politik im Sächsischen Landtag, Heft 2/2011, S. 57–59.

orientierter sächsischer Justizminister (1921–1923), sein Widerstand gegen die Nationalsozialisten, seine Hilfe für (jüdische) Verfolgte des NS-Regimes und nicht zuletzt seine rastlose Tätigkeit als Oberbürgermeister der zweitgrößten Stadt der SBZ.

Der 1886 in Erfurt geborene Zeigner war relativ spät zur Sozialdemokratie gestoßen: Erst 1919, inmitten der Revolutionswirren, wurde der langjährige Sympathisant auch Mitglied dieser Partei. Als promovierter Jurist, Staatsanwalt und Richter machte er dann allerdings schnell im neuen und von der Sozialdemokratie geprägten ersten sächsischen Freistaat Karriere. Die damals marxistisch wie freidenkerisch geprägte Sozialdemokratie war gerade in Mitteldeutschland noch beinahe ausschließlich eine Arbeiterpartei, die Akademiker – und erst recht Juristen – weitgehend entbehrte. Diese aber wurden gebraucht, um die Regierungsgeschäfte professionell führen zu können. So avancierte der junge Richter am Leipziger Landgericht, der damals der rechtssozialdemokratischen MSPD (und nicht der linken USPD!) angehörte, schon 1921 zum sächsischen Justizminister. Auf diesem Posten betrieb er mit Nachdruck eine Demokratisierung und Republikanisierung der Beamtenschaft, eine Humanisierung des Strafvollzugs und die Bekämpfung rechtsradikaler Geheimorganisationen.<sup>12</sup>

Als im Krisenjahr 1923 die sächsische vereinigte Sozialdemokratie<sup>13</sup> das Tolerierungsbündnis mit der KPD politisch-programmatisch zementierte, überredete deren Führung den jungen charismatischen und wortgewandten Justizminister zur Ministerpräsidentenschaft. Auch wenn Zeigner im Nachhinein als Führer eines solchen Bündnisses galt, so war er doch nie mehr als eine »Gallionsfigur«. Den Kurs der eigenen Partei hatte er, der aufgrund des fehlenden »Stallgeruchs« keine innerparteiliche Hausmacht hatte, gar nicht zu steuern vermocht. Entscheidend waren hier die »Granden« der Partei in Leipzig (Hermann Liebmann), Dresden (Arthur Arzt), Chemnitz (Karl Böchel) und Zwickau (Max Seydewitz). Sie bestimmten den mehrheitlich linkssozialistischen Kurs der Partei, der mit dem Ruf nach der »proletarischen Mehrheit« einerseits der stramm marxistischen Profilbildung der sächsischen Partei Rechnung trug und andererseits der tiefen Spaltung von politischer Kultur und Milieus in diesem Freistaat Ausdruck verlieh. Anders als sein Vorgänger Wilhelm Buck betrieb Zeigner jedoch eine eigene und partiell gegen die Große Koalition im Reich gerichtete Deutschlandpolitik, die mit der Aufnahme von KPD-Ministern in die Landesregierung Anfang Oktober 1923 eine Zuspitzung erfuhr.<sup>14</sup>

Die Überschätzung der Demokratiefähigkeit der KPD, die immer stärker ins Fahrwasser der Kommunistischen Internationale (KI) in Moskau geriet, und die Überschätzung der eigenen landespolitischen Möglichkeiten auf Reichsebene provozierten nach nur wenigen Tagen eine – allerdings als überzogen zu bewertende – Reichsexekution

12 Schmeitzner, Erich Zeigner (Anm. 11), S. 129–133; vgl. auch Karsten Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik 1871–1923, Weimar/Köln/Wien 1995, S. 308 f.

13 Im Herbst 1922 hatten sich MSPD und USPD zur VSPD (wieder) vereinigt.

14 Zur – abweichenden – Deutung der »Ära Zeigner« vgl. Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie, S. 344–404, und Schmeitzner, Erich Zeigner (Anm. 11), S. 133–143.

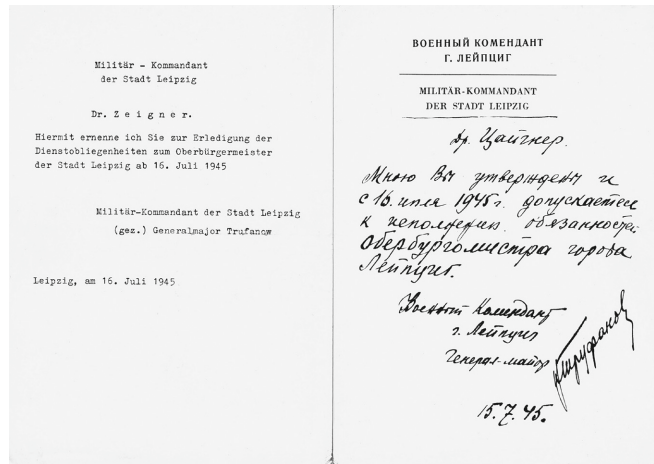


Abb. 1: Ernennung Erich Zeigners zum Oberbürgermeister der Stadt Leipzig durch Generalmajor Trufanow am 16.7.1945 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fotothek)

gegen Sachsen und in deren Zuge Zeigners tiefen Fall. Die einstige »Gallionsfigur« wurde nun sogar als »Sündenbock« vor Gericht gezerrt und von wilhelminisch sozialisierten Richtern wegen (angeblicher) früherer Verfehlungen verurteilt. Derart existenziell getroffen, gelang es Zeigner nur sehr mühsam, beruflich und politisch wieder Fuß zu fassen; bis 1933 arbeitete er u. a. als Redakteur und Rechtsbeistand der Leipziger SPD. In der Zeit der NS-Diktatur leistete er Widerstand und wurde insgesamt dreimal verhaftet. Überdies war er während des Zweiten Weltkrieges an Rettungsaktionen für verfolgte Juden beteiligt, die in Leipzig und Halle versteckt überleben konnten.<sup>15</sup>

Nach der amerikanischen Besetzung Leipzigs avancierte Zeigner zum Rechtsrat und Leiter des Kulturstamtes der Stadt Leipzig. Im Gefolge des Besatzungswechsels wurde er vom sowjetischen Stadtkommandanten im Juli 1945 als Oberbürgermeister eingesetzt – eine Entscheidung, die angesichts seiner linkssozialdemokratischen Prägung nicht wirklich überraschte. In der neuen Position bemühte er sich nach Kräften, die Lebensfähigkeit der Stadt zu sichern und auch deren Bedeutung im innerdeutschen Handel zu bewahren. Anfang 1946 plädierte Zeigner als SPD-Mitglied aber auch nachdrücklich für eine Vereinigung mit der KPD, womit er sich in einen Gegensatz zur Mehrheit des SPD-Landesvorstandes und des Leipziger SPD-Bezirksvorstandes brachte. Allerdings teilte er diese Position mit dem Präsidenten der Sächsischen Landesverwaltung Dr. h. c. Rolf Friedrichs (SPD) und dem SPD-Landesvorsitzenden Otto Buchwitz ebenso wie mit mehreren »seiner« früheren Minister aus der gemeinsamen Regierung (Alfred Neu, Georg Graupe, Alfred Fellisch). In der Folge hielt er einerseits einen Führungsanspruch

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 140–149; Franziska Deckert, Frank Kimmerle, Eine stille Heldin. Dokumentation über eine Rettungsaktion zweier Leipziger Juden zur Zeit des Nationalsozialismus, hrsg. vom Erich-Zeigner-Haus e. V., Leipzig 2006.





*Abb. 2: Oberbürgermeister Erich Zeigner an seinem Schreibtisch im Leipziger Rathaus, ca. 1946 (Pressereferat der Sächsischen Staatskanzlei Dresden)*

»seiner« Partei und die »Durchführung der Wirtschaftsplanung« für angemessen, andererseits aber auch die Verwirklichung eines Rechtsstaates samt einer Verfassung, bei deren Ausarbeitung er dezidiert für eine Aufnahme der Grundrechte geworben hatte.<sup>16</sup>

Zumindest in politischer Hinsicht blieb der Oberbürgermeister bis zu seinem frühen Tod (April 1949) ein Mann der Widersprüche. Die eigene Partei versuchte ihn zuletzt sogar von seinem Oberbürgermeisterposten zu verdrängen: Für die SED, die dabei war, sich rasch zur marxistisch-leninistischen »Partei neues Typus« zu wandeln, erschien Zeigner mit seiner »unverkennbaren sozialdemokratischen« Prägung nicht mehr brauchbar.<sup>17</sup> Als Verfechter einer kommunalen Selbstverwaltung hatte er übrigens noch 1947 in einem Interview für die »New York Times« eine Entwicklung Deutschlands nach westlichem Vorbild prognostiziert, im selben Atemzug aber seine Mitgliedschaft in der SED als notwendig verteidigt.<sup>18</sup> Ob er bei dieser Einschätzung auch nach 1949 geblieben wäre, mag dahingestellt bleiben; Zweifel sind jedoch erlaubt.

16 Vgl. Schmeitzner, Erich Zeigner (Anm. 11), S. 150–154; Johannes Frackowiak, Soziale Demokratie als Ideal. Die Verfassungsdiskussionen in Sachsen nach 1918 und 1945, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 216, 253 und 260.

17 PPA-Inneres Leipzig an SED-Zentralsekretariat vom 24.3.1949 (Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 21699 SED, Sammlung Kaderunterlagen, Nr. 233, Bl. 55). Zur versuchten Abschiebung Zeigners nach Dresden vgl. Schmeitzner, Erich Zeigner (Anm. 11), S. 157f.

18 »West seen model for new Germany«. In: New York Times vom 7.3.1947. Das Interview hat zuerst mein Kollege Dr. Manfred Hötzel veröffentlicht und übersetzt. Vgl. Hötzel, Erich Zeigner (Anm. 11), S. 57–59.

### Der Anlass der Reise

Schon im ersten Satz seines März-Berichtes 1946 hatte Zeigner auf den Hintergrund der Reise hingewiesen. »Unmittelbarer Anlass«, so der Oberbürgermeister, sei die »bevorstehende erste Friedensmesse in Leipzig«, <sup>19</sup> gewesen, die für den 8. bis 12. Mai 1946 vorgesehen war. Dieser Grund darf zweifellos als der gewichtigste gelten, aber eben nicht als der einzige: In mehreren Schreiben, die Zeigner vor und nach seiner Reise den sowjetischen Besatzungsbehörden sandte, offenbarte er einen weiteren Grund, der zudem deutlich werden ließ, weshalb er sich auf seiner Reise auch von seiner Ehefrau Annemarie begleiten ließ. Dort hieß es: »Neben den Angelegenheiten der Leipziger Messe, die zu dieser Reise nach dem Westen Anlass gaben, war es insbesondere auch der Wunsch, meine Tochter und deren Kinder nach vieljähriger Trennung endlich einmal wiederzusehen und zu sprechen, der mich zu dieser Reise veranlasste.« <sup>20</sup> Dass die Familie seiner Tochter in Braunschweig lebte, war insofern eine glückliche Fügung, als die Stadt ohnehin die erste Station seiner Reise in die britische Zone bildete. Nach Braunschweig standen noch Bremen, Hamburg und Hannover auf seinem Programm.

Für Oberbürgermeister Zeigner wie für seinen Stellvertreter Sachse war es unabdingbar, im Vorfeld der Messe nach Ansprechpartnern und Messeinteressenten in den Westzonen zu suchen, um so überhaupt den gesamtdeutschen Charakter der Institution bewahren zu können. Ob Leipzig je wieder zu jener Messebedeutung finden würde, die sie als »Reichsmessestadt« bis 1942 eingenommen hatte, war aufgrund der vierzonalen Teilung Deutschlands und des Umstandes, dass die Stadt nun in der sowjetischen Besatzungszone lag, dabei mehr als fraglich. Die Repräsentanten der Stadt – und allen voran Zeigner selbst – ließen es jedenfalls an gutem Willen und entsprechendem Einsatz nicht fehlen, die Leipziger Messe als gesamtdeutsche Messe wieder zu beleben. Noch vor der Amtsübergabe an Zeigner (Mitte Juli 1945) hatte freilich die amerikanische Besatzungsmacht in Leipzig erste Planungen für eine »Messeerkundungsreise« in die Westzonen gestoppt. <sup>21</sup> Nach der Entnazifizierung des Messeamtes und den ersten Bemühungen Zeigners zeigte sich die neue sowjetische Besatzungsmacht gegenüber einer Messe-Re-Etablierung durchaus offen: So berührten sich die »Interessen der Sieger und der Besiegten« stark; war es auf Seiten der SMA das »Reparations- und Versorgungsinteresse«, das hier zu Buche schlug, so auf

<sup>19</sup> Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 49.

<sup>20</sup> Zeigner an Oberleutnant Gussew vom 20.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3189, Bl. 81).

<sup>21</sup> Hartmut Zwahr, Die erste deutsche Nachkriegsmesse 1946. Wiedererweckung oder Neubelebung? In: Hartmut Zwahr/Thomas Topfstedt/Günter Bentele (Hrsg.), Leipzigs Messen 1497–1997. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn, Teilband 2: 1914–1997, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 583–626, hier 589.

Leipziger Seite das ureigene Stadtinteresse und die Möglichkeit, ein »Gegengewicht zu den Demontagen« zu bilden.<sup>22</sup>

Mit der Durchführung einer ersten »Musterschau Leipziger Erzeugnisse« im Oktober 1945 schien der Plan der Leipziger Stadtväter aufzugehen, die renommierte Leipziger Messe wieder zu beleben. Der dafür notwendige SMAD-Befehl Nr. 73 kam allerdings reichlich spät (am 6. März 1946) und enthielt für die Messe-Protagonisten einen deutlichen Dämpfer: Die »alljährliche Durchführung der Leipziger Messe« sollte der »Förderung des Handels und der Industrie« in der SBZ »sowie des Warenverkehrs zwischen der sowjetischen und den anderen Besatzungszonen in Deutschland als auch mit dem Ausland« dienen.<sup>23</sup> Mit anderen Worten: Der SMAD schwebte mehr eine Zonenmesse als eine gesamtdeutsche Messe vor, was mittel- und langfristig den Intentionen der britischen und amerikanischen Besatzungsmächte nach einer »eigenen« Messe zumindest indirekt Vorschub leistete und den Leipziger Interessen zuwiderlief.

Das ambivalente Verhalten der SMAD spiegelte sich auch im unmittelbaren Vorfeld von Zeigners Reise wider: Als das Stadtoberhaupt während einer Besprechung mit dem sowjetischen Stadtkommandanten am 6. März 1946 äußerte, wegen seiner Reisepläne auf einer für den 9. März geplanten Dienstbesprechung nicht erscheinen zu können, erklärte der sowjetische Offizier: »Herr Oberst Borissow nimmt davon Kenntnis, warnt aber, weil immerhin mit der Möglichkeit gerechnet werden müsse, dass die englische Besatzungsmacht unter irgendeinem Gesichtspunkt die Rückkehr des Unterzeichneten [d.h. Zeigners] in die russische Zone verhindern könnte; er empfiehlt, sofort mit der LVS [Landesverwaltung Sachsen] telephonisch Verbindung aufzunehmen, damit Herr Präsident Friedrichs bei Herrn General Sokolowski in Berlin-Karlshorst eine entsprechende Bescheinigung erwirke, aus der sich ergeben müsse, dass die russische Verwaltung an der Rückkehr des Unterzeichneten aus der englischen Zone großes Interesse nehme.«<sup>24</sup> Ob es sich bei diesem Vorhalt um ein echtes Interesse an der Person des Oberbürgermeisters handelte, oder aber um ein deutlich geringeres Interesse an einer gesamtdeutschen Messe, sei dahingestellt; es dürfte sich ohnehin kaum überprüfen lassen.

Trotz seines Drängens durfte Zeigner erst am 10. März die Reise antreten. Zweimal hatte er bereits den Termin nach sowjetischer Intervention verschieben müssen, und noch am 5. März hatte er gemeinsam mit seiner Frau in Dresden das »ausdrückliche« Einvernehmen mit Rudolf Friedrichs (SPD) hergestellt.<sup>25</sup> Länger wollte er allerdings

<sup>22</sup> Ebd., S. 595 und 599.

<sup>23</sup> Zit. nach ebd., S. 584. Zur Interpretation des Befehls vgl. ausführlich ebd., S. 585.

<sup>24</sup> Besprechung zwischen Herrn Oberst Borissow, dem Unterzeichneten [Zeigner] und Herrn Stadtrat Bauer in Gegenwart des Herrn Direktor Senglaub am 6.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3211, Bl. 155).

<sup>25</sup> Aktennotiz Dr. Zeigner über die Besprechung mit Friedrichs am 5.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 3).

nicht mehr warten,<sup>26</sup> zumal der Messe-Befehl am 6. März nun endlich vorlag. Die sowjetischen und englischen Reisepässe hatten wohl zu diesem Zeitpunkt ebenfalls vorgelegen, wobei es Johannes Sachse bei einer Fahrt nach Berlin gelungen war, die englischen Pässe in der dortigen Militärverwaltung sogar kurzfristig und problemlos zu beschaffen.<sup>27</sup>

### Politische Implikationen

Als Zeigner am 10. März 1946 die Zonengrenze überquerte, beherrschte seit wenigen Tagen ein Thema die Öffentlichkeit, dem sich auch Zeigner nicht entziehen konnte – die Rede des britischen Oppositionsführers Winston Churchill, die er am 5. März 1946 im amerikanischen Städtchen Fulton gehalten hatte. Dort hatte Churchill von einem »Eisernen Vorhang« in Europa gesprochen, der sich zwischen Stettin an der Ostsee und Triest an der Adria herabgesenkt habe. Hinter diesem »Eisernen Vorhang« breite sich der sowjetische Einfluss kontinuierlich aus. Die Sowjetunion erstrebe zudem eine »unbeschränkte Ausdehnung ihrer Macht und die Verbreitung ihrer Doktrin«.<sup>28</sup> Der Tenor der Rede entsprach genau den britischen Wahrnehmungen von sowjetischer Politik in der SBZ und gab zudem »exakt die Ansichten des Foreign Office« wieder.<sup>29</sup> Die von Zeigner festgehaltenen Äußerungen Hamburger Bürger wie deutscher Kriegsgefangener deuteten Churchills »offensive« Rede als den Beginn »ernsthafter politischer Zwietracht« zwischen den Besatzungsmächten, wobei er auch »offene Angst« und eine »gewisse Befriedigung« wahrnahm.<sup>30</sup> Unabhängig von der Deutung dieser Rede musste ihm spätestens jetzt klar geworden sein, dass seine Mission, Leipzig als gesamtdeutsche Drehscheibe zu verankern, wesentlich schwieriger werden würde als geplant.

Doch auch abseits jener aktuellen Rede musste Zeigner feststellen, dass es bei seinen Gesprächspartnern hinsichtlich des politischen Systems der SBZ »ziemlich festgegründete« Auffassungen gab, die der Realität sehr nahe kamen oder diese gar widerspiegeln, aber vom Leipziger Stadtoberhaupt als »ganz irrig« bezeichnet wurden. So notierte

26 Vgl. Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 49.

27 Sachse an Zeigner vom 20.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 9).

28 Zit. nach: Axel Lehmann, Der Marshall-Plan und das neue Deutschland. Die Folgen amerikanischer Besatzungspolitik in den Westzonen, Münster 2000, S. 27.

29 Rolf Steininger, Deutsche Geschichte. Darstellung und Dokumente in vier Bänden. Bd. 1: 1945–1947, Frankfurt am Main 2002, S. 217. Vgl. auch das in diesem Band abgedruckte Dokument über die Unterredung des Leiters der politischen Abteilung der britischen Militärregierung mit Otto Grotewohl und Gustav Dahrendorf am 4.2.1946 in Berlin. In dem Gespräch hatten beide SPD-Politiker über den vielfältigen sowjetischen Zwang berichtet, mit dem die anstehende Vereinigung mit der KPD betrieben werde. Weiterhin ließen sie wissen, dass sie keinen weiteren Widerstand mehr leisten könnten; Grotewohl selbst habe sogar den Begriff »Eiserner Vorhang« verwendet. Vgl. ebd., S. 191 f.

30 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 51. In der russischen Übertragung findet sich bei der Charakterisierung der Rede nicht die Bezeichnung »offensiv«, sondern »aggressiv«. Zeigner, Bericht (russ.) (Anm. 5), Bl. 42.

Zeigner über die Ansichten seiner Gesprächspartner: In der SBZ gäbe es »zahllose Gewalttätigkeiten«, es laste zudem »ein ungeheurer geheimer Druck auf dem politischen Leben«, die Meinungsfreiheit werde beschnitten, und die einzige frei agierende Partei sei die KPD, während die SPD ein »toleriertes Leben« führe und die bürgerlichen Parteien nur »unter stärkstem politischen Druck« agieren könnten. In der Vereinigungsfrage würden die »russischen Dienststellen den stärksten Druck auf die SPD ausüben«, um die Partei »in eine Einheitsorganisation mit der KPD hineinzuzwingen«.<sup>31</sup> Obwohl Zeigner selbst davon sprach, dass seine Argumente auf »größte Vorsicht« stießen und ihnen nicht gänzlich Glauben geschenkt worden sei, ließ er die sowjetischen Adressaten wissen, er habe mit Sachse zusammen [!] die Gesprächspartner wenigstens von der Notwendigkeit einer Einheitspartei überzeugen können.<sup>32</sup> Eine solche Darstellung erscheint nun gerade für Hamburg wenig glaubwürdig, hatte doch hier seit Mitte Februar 1946 jener Mann intern und öffentlich die Deutungshoheit erzielt, der bis dahin in Berlin im Führungszirkel der SPD der SBZ gestanden hatte – Gustav Dahrendorf. Der vormalige Hamburger Politiker hatte sich in Berlin der Vereinigung verweigert und nach seinem Rückgang in die Hansestadt diese Entwicklung in der SBZ als »Zwangsvereinigung« postuliert.<sup>33</sup>

Über Sein und Schein von Zeigners Berichterstattung erfährt man mehr, wenn man das von Kaisen protokollierte Vier-Augen-Gespräch daneben hält: Laut diesem Bericht äußerte sich Zeigner viel deutlicher und – was die politischen Auswirkungen der sowjetischen Besatzungspolitik betraf – auch deutlich differenzierter; nur wollte er diese Äußerungen dem eigenen sowjetischen Adressaten wohl bewusst vorenthalten: So zitierte Kaisen in seinem Bericht Zeigner mit den Worten, die »kommunistische Partei« sei eine »von den Russen geförderte« Partei. Die Sozialdemokratische Partei hingegen, die »drei- bis viermal mehr Mitglieder« habe, werde restriktiv behandelt, wenn es beispielsweise um die Papierzuteilung für Zeitungen gehe; überhaupt unterlägen die Zeitungen in der SBZ einer »rigorosen Zensur«. Und selbstverständlich werde die bis April 1946 geplante Vereinigung der beiden Linksparteien von der sowjetischen Besatzungsmacht »sehr gebilligt«. Die sowjetischen Besatzer selbst beschrieb Zeigner gegenüber Kaisen als »sehr impulsiv« und »enorm vital«, andererseits hob er ihren »guten Willen zu helfen« hervor. Im Zusammenhang damit schilderte er die Geheimpolizei »GPU« als ein »Instrument der öffentlichen Sicherheit«, das »allmächtig« sei. Nur wäre es falsch anzunehmen, wie es hier im Westen geschähe, dass Personen aus Willkürgründen und wegen ihrer abwei-

31 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 51 f.

32 Im Bericht erklärte Zeigner, es sei »uns« gelungen, derartige Auffassungen im Gespräch zu korrigieren. Lässt man seine Ehefrau aus dem Spiel, bleibt nur der LDP-Politiker Sachse, der in dieser Frage freilich völlig deplatziert erscheint. Ebd.

33 Vgl. Gustav Dahrendorf, »Zwangsvereinigung der Kommunistischen und der Sozialdemokratischen Partei in der russischen Zone«, in: Ders., *Der Mensch, das Maß aller Dinge. Reden und Schriften zur deutschen Politik 1945–1954*, hrsg. und eingeleitet von Ralf Dahrendorf, Hamburg 1955, S. 89–124. Im Bericht räumt Zeigner freilich ein, besonders in Hamburg auf die größte Zurückhaltung gestoßen zu sein. Vgl. Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 51.

chenden Meinung »in aller Stille verschwänden«. Es sei aber wahr, dass es »sehr leicht« sei, »aus Sicherheitsgründen verhaftet zu werden«.<sup>34</sup>

Man muss wohl nicht lange darüber spekulieren, warum sich Zeigner im Gespräch mit Kaisen offener präsentiert hat als gegenüber der eigenen Besatzungsmacht: Sicher lag ihm viel daran, mit dem ihm vertrauten Bremer Stadtoberhaupt, aber auch mit anderen Entscheidungsträgern der britischen Zone Kontakte anzuknüpfen, die für eine Wiederbelebung der Leipziger Messe wichtig, ja geradezu überlebensnotwendig sein könnten, wenn denn Leipzig überhaupt eine Chance haben wollte, sich erneut als gesamtdeutsche Handelsdrehscheibe zu etablieren. Einem Mann wie Kaisen mehr »reinen Wein einzuschenken« als vermutlich irgendeinem anderen Politiker der Westzonen, konnte nur behilflich sein, Kaisens Vertrauen in eine gesamtdeutsche Handelsentwicklung zu stärken (wobei Zeigners Äußerungen über den »ewigen« Verbleib der sowjetischen Truppen in der SBZ auch ungewollte Konsequenzen zeitigen konnten). Die Einlassungen des Leipziger Oberbürgermeisters trafen dabei insofern den »richtigen« Mann, als Kaisen – im Gegensatz zu anderen SPD-Politikern der Westzonen – die SED-Gründung nicht als unüberwindliche Hürde für gesamtdeutsche Kooperationen betrachtete.<sup>35</sup>

Doch auch das, was Zeigner seinem Bremer Gesprächspartner berichtete, war – mit Blick auf die Gründung der SED – nicht die »ganze Wahrheit« gewesen. Sie konnte es wohl auch nicht sein, wenn man bedenkt, dass Zeigner innerhalb der Leipziger SPD als innerlich zutiefst überzeugter Einheitsbefürworter agierte und nur mit Hilfe der Besatzungsmacht und des ebenso einheitsfreudigen SPD-Landesvorsitzenden Buchwitz die Leipziger SED-Gründung zu bewerkstelligen vermochte. Die Mehrheit im Bezirksvorstand der Leipziger SPD hatte sich gegen eine Verschmelzung mit der KPD ausgespro-

34 Zit. nach: Zwahr, der Kaisen-Bericht (Anm. 1), S. 167f. Tatsächlich dominierten bei Verhaftungen, Internierungen und SMT-Verurteilungen unmittelbar nach Kriegsende die NS- und Willkürdelikte, vor allem im Bereich der von SMT vollzogenen Todesurteile. Erst nach 1947 stieg die Zahl der aus politischen Gründen inhaftierten und verurteilten Deutschen kontinuierlich an – sichtbarer Ausdruck der an Härte gewinnenden Diktaturdurchsetzung in der SBZ. Vgl. Andreas Hilger, Mike Schmeitzner, Ute Schmidt (Hrsg.), *Sowjetische Militärtribunale. Bd. 2: Die Verurteilung deutscher Zivilisten 1945–1955*, Köln/Weimar/Wien 2003; Andreas Weigelt, Klaus-Dieter Müller, Thomas Schaarschmidt, Mike Schmeitzner (Hrsg.), *Todesurteile sowjetischer Militärtribunale gegen Deutsche (1944–1945). Eine historisch-biografische Studie*, Göttingen 2015 (im Druck).

35 Nach einer mehrtägigen Reise nach Thüringen äußerte Kaisen öffentlich, dass der »Eiserne Vorhang« ein »Schlagwort« sei, das »im Interesse der deutschen Einheit schnellstens verschwinden« müsse. Trotz einiger anderer Weichenstellungen in Thüringen und der SBZ müsse der Warenaustausch über die Zonengrenzen hinweg in Gang gebracht bzw. intensiviert werden. Die inzwischen vollzogene Vereinigung von SPD und KPD betrachtete er als »äußere Gleichschaltung«, die »keine innere gebracht« habe, »weil beiden Gruppen [...] letzte Ziele zurückstellten«. Sein Fazit lautete: »Politisch gesehen ist der Westen weiter, wirtschaftlich gesehen ist Thüringen besser vorangekommen.« Wilhelm Kaisen, Blick in die Ostzone, in: *Weser-Kurier* vom 7.8.1946. Diese Sicht rief insbesondere beim Parteivorstand der SPD in Hannover Kritik hervor. Vgl. Karl-Ludwig Sommer, *Wilhelm Kaisen. Eine politische Biographie*, Bonn 2000, S. 245. Ich danke meinem Kollegen Prof. Dr. Jürgen John (Jena) für die Hinweise auf Kaisen. John wird 2015 eine Biographie des Thüringer Premiers Rudolf Paul samt Edition veröffentlichen.



chen, sodass die Besatzungsmacht gerade in dieser Stadt zur Absetzung von SPD-Funktionären und sogar zum Verbot des anstehenden SPD-Bezirksparteitages greifen musste, um die »Einheitslinie« durchzusetzen. Es sind diese rigorosen Eingriffe in die Leipziger Organisationsstruktur der SPD gewesen, die Historiker wie Michael Rudloff und Werner Bramke dazu veranlasst haben, den Terminus »Zwangsvereinigung« gerade für die Vorgänge vor Ort als durchaus »angemessen« zu betrachten.<sup>36</sup> Trotz seiner innerparteilichen Verortung spricht es für Zeigners menschliche Integrität, dass er in diesem Konflikt sich für bedrohte sozialdemokratische Einheitsgegner bei der Besatzungsmacht einsetzte und auch nachdrücklich für die Freilassung bereits verhafteter Stadträte der SPD intervenierte.<sup>37</sup> Doch zeigen gerade diese Aktivitäten Zeigners, wie stark seine eigenen Einlassungen im Bericht die tatsächlichen Umstände der Vereinigung verschleierten.

Das hohe Maß an politischer Zurückhaltung und Loyalität zur östlichen Besatzungsmacht, das Zeigners Reise kennzeichnete, kam vor allem in seiner ablehnenden Haltung gegenüber einem Treffen mit dem Führer der Westzonen-SPD, Kurt Schumacher, zum Ausdruck. Obwohl er in Bremen wie in Hamburg die Nachricht erhielt, dass sich Schumacher über einen Besuch bei ihm in Hannover freuen würde, blieb Zeigner bis zum Ende seiner Reise bei seinem ablehnenden Entschluss. Ja, er ließ sogar, um bei der SMA nur nicht den Hauch eines Verdachts aufkommen zu lassen, er würde noch kurz vor der Vereinigung mit dem bekannten Einheitsgegner konferieren, Hannover als Station seiner Reise einfach fallen. Dabei erschien der Grund, den er im eigenen Bericht anführte, nämlich nicht den »Eindruck [...] einer politischen Informationsreise« erwecken zu wollen,<sup>38</sup> durchaus übertrieben. Zwar handelte es sich bei Schumacher zuerst um den – aus der SBZ angefeindeten Parteiführer –, doch gehörte er seit dem 6. März 1946 auch dem britischen Zonenbeirat an.<sup>39</sup> Dieses quasi staatliche Organ sollte künftig die britischen Besatzer in wichtigen gesellschaftlichen Fragen beraten, auch in Wirtschaftsfragen. Damit aber hätten sich auch Anknüpfungspunkte in Fragen der Leipziger Messe ergeben.

36 Michael Rudloff, SED-Gründung in sozialdemokratischer Hochburg. Das Beispiel Leipzig, in: Werner Bramke, Ulrich Heß (Hrsg.), *Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert*, Leipzig 1998, S. 371–413, hier 412; vgl. auch Werner Bramke, *Einleitung*, in: ebd., S. 9–24, hier 24.

37 Vgl. etwa Schreiben von Zeigner an Sekretariat der SPD Leipzig vom 27.1.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3211, Bl. 187). In dem Schreiben ging es um die bedrohten Leipziger SPD-Spitzenfunktionäre Stanislaw Trabalski, Rudolf Rothe und Heinrich Fleißner. Im Fall des (wohl aus anderen Gründen) verhafteten SPD-Stadtrates Oswald Bauer stellte sich Zeigner vor seinen Dezernenten, der Chef des Ernährungsamtes der Stadt Leipzig war. Vgl. Besprechung mit Oberst Borrisow am 24.4. und 4.5.1946 (ebd., Bl. 114 und 109). Bauer wurde nach seiner Freilassung wieder eingesetzt und machte im Sommer 1946 sogar noch einmal kurzzeitig Karriere auf Landesebene, als ihn Rudolf Friedrichs als Ministerialrat nach Dresden holte. Vgl. Michael Richter, Mike Schmeitzner, »Einer von beiden muß so bald wie möglich entfernt werden«. Der Tod des sächsischen Ministerpräsidenten Rudolf Friedrichs vor dem Hintergrund seines Konfliktes mit Innenminister Kurt Fischer 1947, Leipzig 1998, S. 141.

38 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 2), Bl. 52.

39 Vgl. Günther Scholz, Kurt Schumacher, Düsseldorf 1988, S. 144.

Mit Schumacher hätte der Einheitsbefürworter Zeigner überdies einen lebhaften Sekundanten für jene Kritik gefunden, die er in seinem Bericht an der Entnazifizierung in der britischen Zone und an der nordwestdeutschen Kommunalverfassung übte. So wie Zeigner hielten hohe SPD-Politiker und später auch sozialdemokratische Widerstandskämpfer der SBZ die Entnazifizierungspolitik der Westzonen für zu »weich«.<sup>40</sup> Und die Oktroyierung der britischen Kommunalverfassung in der britischen Zone hatte sogar Schumacher zum Anlass genommen, bei der regierenden Labour Party dagegen zu protestieren: Eine Teilung der Spitzenämter in Städten und Kreisen »in einen, wie er beklagte, »ehrenamtlichen, politisch wählbaren und ebenso verwundbaren Mann an der Spitze und den zwangsweise neutralisierten Verwaltungsbeamten« hielt er mit Blick auf die Demokratie für kontraproduktiv. Dem einflusslosen, aber wählbaren Bürgermeister stünde ein beamteter Stadtdirektor gegenüber; genau das aber würde nur die alten konservativen Beamteneliten stärken und deren »Autarkie« festigen.<sup>41</sup> Trotz aller Kritik setzten die Briten ihr Modell der Kommunalverfassung durch.

### Sozialökonomische Implikationen

Anders als in politischer Hinsicht gelang es Zeigner, seinen Gesprächspartnern von der sozialökonomischen Entwicklung in der SBZ einen weitestgehend günstigen Eindruck zu vermitteln. Hier decken sich die Aussagen des Leipziger Oberbürgermeisters mit denen seines Bremer Amtskollegen, wobei Kaisen auch noch Monate später – nach einem Besuch in Thüringen – sich hierzu überwiegend positiv äußerte.<sup>42</sup> Bemerkenswert erscheint, dass diese positiven Zuschreibungen sowohl die alltägliche Versorgungslage der Bevölkerung, die allgemeine Wirtschaftsentwicklung und die Finanzpolitik betrafen. Die bereits erfolgten Eingriffe in die Wirtschafts- und Finanzstruktur der SBZ wurden von Kaisen – und wohl nicht nur von ihm – als Zeichen einer größeren Vitalität und Entschlossenheit betrachtet. Zweifellos versuchte Kaisen mit diesem Teil seiner Berichterstattung die »amerikanische Militärregierung heraus[zu]fordern [...], für Bremen mehr zu tun«. Doch war er fest davon überzeugt, dass durch die »sowjetzonale Wirtschaft unbestreitbar ein Schwung« gehe, »welcher in den Westzonen fehle«.<sup>43</sup> Moderne Ana-

40 Eine solche Kritik äußerte auch der Dresdner oppositionelle Sozialdemokrat Arno Wend, der 1947 seine Eindrücke von einer illegal unternommenen Reise in die britische Zone für das Ostbüro der SPD festhielt. Vgl. Mike Schmeitzner, Doppelt verfolgt. Das widerständige Leben des Arno Wend, Berlin 2009, S. 171.

41 Zit. nach: Scholz, Schumacher (Anm. 39), S. 143. Eine ähnliche Kritik hielt auch Wend in seinem Bericht von 1947 fest. Vgl. Schmeitzner, Doppelt verfolgt (Anm. 40), S. 171.

42 Vgl. Wilhelm Kaisen, Blick in die Ostzone, in: Weser-Kurier vom 7.8.1946.

43 Zwahr, Der Kaisen-Bericht (Anm. 1), S. 165 und 169.

lysen zur Entwicklung der sächsischen Wirtschaft für die unmittelbare Nachkriegszeit scheinen ihn in diesem wichtigen Punkt zu bestätigen.<sup>44</sup>

Zeigners Reiseeindrücke kulminierten in seinem Fazit, dass im Vergleich zu den Westzonen die wirtschaftliche Entwicklung in der SBZ schon »ein erhebliches Stück weiter gediehen« sei. Im Gegensatz zur SBZ könne man in den Westzonen noch keine Konsolidierung erkennen. Die regelrechte »Lähmung« des westzonalen Wirtschaftslebens führten seine Gesprächspartner von den Industrie- und Handelskammern in Bremen und Hamburg auf das »geringe Interesse« der britischen Besatzungsmacht zurück, denjenigen Firmen die Erlaubnis zur Produktionsaufnahme zu erteilen, die auf dem Weltmarkt zur ernsthaften Konkurrenz für angelsächsische Firmen heranwachsen könnten; die Folge seien »Stagnation«, »Entschlusslosigkeit« und »wachsende Arbeitslosigkeit«. Das bildliche Gleichnis von der unterschiedlichen Behandlung der »Goldfische« im Becken der sowjetischen und britischen Zone (von dem sich Zeigner wegen der hier durchscheinenden Sowjetkritik allerdings distanzierte) versuchte die unterschiedliche Wirtschaftspolitik zu illustrieren: Ein Teil der Fische im sowjetischen Becken käme aufgrund der brutalen Behandlung ums Leben, doch das Becken als solches erhalte frisches Wasser und die überlebenden Fische könnten sich dort gut entwickeln; hingegen passiere mit den Fischen im britischen Becken überhaupt nichts, auch wegen des ausbleibenden frischen Wassers seien hier wohl alle Fische letztlich zum Sterben verurteilt.<sup>45</sup>

Solch drastische Vergleiche aus dem Munde hanseatischer Unternehmer hatten zumindest aus sächsischer Sicht einen wahren Kern: Wie aus Gerd T. Hackenbergs Analysen hervorgeht, konnte der hiesige Wiederaufbau an den »Bestand der noch vorhandenen Produktionsanlagen«, an die Infrastruktur sowie an das »Know-How und die Erfahrung der Fachkräfte« anknüpfen. Die rasch wieder aufgenommene Produktion habe schon Mitte 1946 »ein stabiles Wachstum« aufgewiesen, und in »einigen Bereichen« sogar im Herbst 1946 das »Produktionsniveau der Vorkriegsjahre« erreicht. Die Produktionsleistung in Sachsen habe damit 1945/46 über dem der anderen Länder der SBZ und der Westzonen gelegen. Möglich geworden sei dieser rasche Wiederaufstieg durch das sowjetische Interesse an der Entnahme von Reparationen aus der laufenden Produktion und den vergleichsweise geringen Kriegszerstörungen in Industrie und Transportwesen.<sup>46</sup> Die Demontage von vielen Betrieben habe sich auf diese Entwicklung nicht so gravierend ausgewirkt;<sup>47</sup> ebenso wenig wie die im Kaisen-Bericht eher positiv gewürdigten Neuord-

44 Vgl. im Folgenden: Gerd R. Hackenberg, *Wirtschaftlicher Wiederaufbau in Sachsen 1945–1949/50*, Köln/Weimar/Wien 2000.

45 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 50 und 52.

46 Hackenberg, *Wirtschaftlicher Wiederaufstieg* (Anm. 44), S. 335 f.

47 Vgl. ebd., S. 336 f.

nungspläne in Sachsen, die mit Teil-Enteignungen und dem Beginn von Wirtschaftsplanung als »Modell für Deutschland« rasch Konturen annahmen.<sup>48</sup>

Schenkt man Zeigners Bericht Glauben, dann scheinen auch seine und Sachsens Bemühungen um eine positive Darstellung sächsischer Finanzpolitik auf durchaus fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Allerdings war das, was Zeigner in seinem Bericht als »Methode der Bankenschließung« definierte, nur zum Teil dazu gedacht gewesen, dem »Überdruck des großen Geldvolumens« Herr zu werden und mit Hilfe neuer Landesbanken den Unternehmen notwendige Kredite zu gewähren.<sup>49</sup> In erster Linie hatte es sich bei dem in Rede stehenden SMAD-Befehl vom Sommer 1945 um eine entscheidende Weichenstellung auf dem Weg zur »grundlegenden Transformation der Gesellschaft« gehandelt.<sup>50</sup> So war mit einem Schlag der gesamte private Finanzsektor – immerhin der Schlüsselbereich des modernen Kapitalismus – ausgeschaltet worden. Erstaunlicherweise kam diese Dimension im Kaisen-Bericht überhaupt nicht zum Tragen.<sup>51</sup>

Was in beiden Berichten jedoch eine zentrale Rolle spielte, war der tägliche Kampf um die Versorgung der Bevölkerung im Allgemeinen und der Kampf gegen den Hunger im Besonderen. Verwunderlich war dies nicht, bestimmten doch »Hunger und Politik« (Günter J. Tittel) die unmittelbare Nachkriegszeit. Aber auch hier zeigten sich erhebliche Unterschiede in der Organisation der jeweiligen »Rationen-Gesellschaft« (Rainer Gries) und der Zuteilung der lebensnotwendigen Grundnahrungsmittel. Ungeachtet dessen war sich Zeigner sicher, dass das britische System unter seinen Möglichkeiten blieb und so dem Leipziger System als unterlegen gelten konnte. Er, der sich wegen der vielen ungeheizten Räume und Hotels erkältet hatte, war am meisten davon »überrascht«, wie wenig sich die landwirtschaftlich geprägte Struktur der britischen Zone zugunsten einer besseren Versorgung der Bevölkerung auswirkte. Trotz »hochentwickelter Viehzucht und großer Weidewirtschaft« bestünden dort in der Fleisch- und Fettversorgung die »gleichen Schwierigkeiten« wie im industrialisierten Sachsen.<sup>52</sup>

Das war auch der Grund, weshalb sich Zeigner das britische Zahlenwerk über zwei Versorgungsperioden im Frühjahr 1946 geben ließ, um auf diese Weise selbst Vergleiche mit der Zuteilung in Leipzig und der SBZ anstellen zu können. So typisch Zeigners Vorgehen auch war – Rainer Gries spricht in diesem Kontext von einer damals grassierenden

48 Vgl. Winfrid Halder, »Modell für Deutschland«, Wirtschaftspolitik in Sachsen 1945–1948, Paderborn 2001. Im Gegensatz zu Hackenberg betont Halder, S. 209 ff., das Ausmaß und die Auswirkungen der sowjetischen Demontagepolitik, die bis 1947 anhielt.

49 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 55 f.

50 Klaus Schröder, Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR, München 1998, S. 48.

51 Vgl. Zwahr, Der Kaisen-Bericht (Anm. 1), S. 173. Das trifft auch auf spätere Einschätzungen Kaisens zu. Vgl. Wilhelm Kaisen, Blick in die Ostzone, in: Weser-Kurier vom 7.8.1946.

52 Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 53 f.

»Vergleichsmentalität«<sup>53</sup> – so problematisch stellte sich ein sinnvoller Vergleich zwischen den Zonen als solcher heraus, wie sich die Leipziger nach ihrer Rückkehr eingestehen mussten. Zwar ließ Zeigner für die SMA eine Vergleichstabelle zur Rationenverteilung anfertigen,<sup>54</sup> doch wusste man intern, dass sich »im Allgemeinen« das britische Zahlenwerk mit dem sowjetischen »nicht ohne weiteres vergleichen« ließ. Das britische System war nach Altersgruppen berechnet, das sowjetische nach sozialen Gruppen. Bei »sorgfältiger Einzelvergleichung« ergebe sich aber, dass Kinder in der britischen Zone bei den Zuteilungen »günstiger« gestellt seien, während in der SBZ die »Normalverbraucher« deutlich besser abschnitten.<sup>55</sup>

Ein solches Ergebnis, bei dem überdies die Stadt Leipzig noch einmal besser abschnitt als die SBZ im Ganzen, hatte vornehmlich zwei Ursachen: Zum einen erfreute sich Leipzig als (künftige) Messestadt einer gewissen Bevorzugung durch die SMA,<sup>56</sup> zum anderen bahnte sich gerade seit Anfang März 1946 in der britischen Zone eine »Hungerkrise« an. Am 4. März hatte die Londoner Regierung wegen ausbleibender Importe die bisherige Ration um etwa ein Drittel, also von 1 550 auf 1 014 kcal, reduziert. Deutschland war somit für die Briten zu einem »außenpolitischen Kernproblem« geworden, und damit schien auch das demokratische Projekt für die eigene Zone auf der Kippe zu stehen.<sup>57</sup> Mitte März, also während Zeigners Reise, deutete sich eine »Hungerkatastrophe« an, sollten die »reinen Hungerrationen [...] unverändert bestehen« bleiben.<sup>58</sup> Die Katastrophe konnte letztlich nur mit einer »sofortigen US-Nahrungsmittelhilfe« verhindert werden, aber auch danach blieb die Ernährungslage in der britischen Zone wesentlich prekärer als in der amerikanischen.<sup>59</sup> Doch war auch der Sonderstatus Leipzigs gar nicht so substantiell besser und vor allem nicht durchgehend zu halten: Gewiss, Leipzig wurde zumindest bis kurz nach der Messe (Mai 1946) besser versorgt als die

53 Rainer Gries, *Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege*, Münster 1991, S. 15. Gries spricht von einer vom »Versorgungsdruck und vom Versorgungsneid geprägten Vergleichsmentalität, die das Bewusstsein der Zeitgenossen monoman bestimmt«. Die »bohrenden Fragen der Zeit« hätten z. B. gelautet: »Welches ist die gewogenere Besatzungsmacht? Welche Zone, welches Land wird besser versorgt?«. Ebd.

54 Zeigner, Bericht (russ.) (Anm. 5), Bl. 47.

55 Anlage zu V.8 (Übersicht über die Rationierung in der britischen Zone vom 4.–31.3.1946), o. D. (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 45). Die von Zeigner in Auftrag gegebene Tabelle erscheint im Anhang.

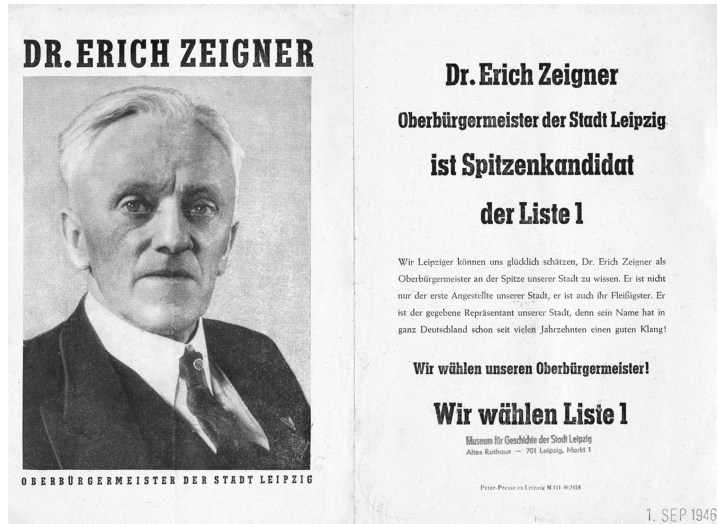
56 Vgl. Gries, *Rationen-Gesellschaft* (Anm. 53), S. 99 und 123 f.

57 Günter J. Trittel, *Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945–1949)*, Frankfurt am Main 1990, S. 44 f.

58 Informationszirkular der London Vertretung der SPD vom 16.3.1946 (Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek Stockholm, Bestand Personenarchiv: Kurt Heinig, Samling, Vol. 37). Den Abschnitt »Hungerkatastrophe in der Britischen Zone« hatte kein Geringerer als der spätere SPD-Vorsitzende Erich Ollenhauer formuliert, der erst seit wenigen Wochen sein Londoner Exil gegen den Sitz des SPD-Parteivorstandes in Hannover getauscht hatte. In seinem Zirkular äußerte Ollenhauer, dass die »drastische Verkürzung« der Rationen eine »schwere politische Belastung für uns« sei und der »Flüsterpropaganda« der Nazis geradezu Auftrieb gebe.

59 Trittel, *Hunger und Politik* (Anm. 57), S. 47.

Abb. 3: Handzettel der SED für die Kommunalwahlen am 1.9.1946 mit der Werbung für den Spitzenkandidaten Erich Zeigner (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fotothek)



meisten anderen Regionen der SBZ, und Leipzig litt auch nicht unter einem zu großen Zustrom an »Neubürgern« (z. B. aus den Vertreibungsgebieten des deutschen Ostens), die ernährungspolitisch als »Konkurrenten« in Erscheinung traten, aber auch hier betrug die tägliche Ration im Falle der Versorgungsberechtigten, Kategorie V »Sonstige«: Hausfrauen, Rentner, Ex-Nazis u. a. (das waren 35 % der Leipziger Bevölkerung), gerade einmal 1 200 kcal. Bei dieser statistischen Angabe handelte es sich zudem um eine Soll-Ration, die häufig (besonders bei Fleisch und Fleischwaren) überhaupt nicht abgerufen werden konnte. Die Folge waren seit 1945 auch in Leipzig eine weit verbreitete Unterernährung und die Ausbreitung von Tuberkulose und Typhus, an denen viele Menschen zugrunde gingen. Dass die temporär bessere Versorgungslage der Stadt der maßgeblichen Regierungspartei (SED) nicht einmal zugutekam, sei nur am Rande vermerkt: Bei den als »Hungerwahlen« bezeichneten Stadtverordnetenwahlen vom 1. September 1946 erzielte Zeigners Partei, die SED, nur 46 %, während die beiden bürgerlichen Parteien CDU und LDP die absolute Mehrheit erreichten.<sup>60</sup>

60 Vgl. Gries, Rationen-Gesellschaft (Anm. 53), S. 94–107 und 119–134. Über den Zusammenhang von politischen Abstimmungen und Wahlen einerseits und einer (von der SMA verfügen) Rationenerhöhung andererseits vgl. ebd., S. 125 f. Gries, S. 325, kommt überdies zu dem Schluss, dass Köln (britische Zone) und Leipzig (SBZ) in der Ernährungsfrage sogar »näher beieinander« waren als Köln und München (US-Zone).



## Probleme und Ergebnisse der Reise

Als Zeigner und Sachse am 16. März 1946 über die Zonengrenze nach Leipzig zurückkehrten, taten sie dies mit einigem Optimismus: In seinem Bericht erklärte Zeigner erfreut, dass seine Gesprächspartner zum Ausdruck gebracht hätten, dass sie »selbstverständlich jede legale Möglichkeit« nutzen würden, um die »Leipziger Messe besuchen zu können«. Ihm gegenüber hätten Bremen und Hamburg zudem einen Besuch von Senatsmitgliedern angekündigt. Überdies nannte er bereits einige konkrete Fertigprodukte und Rohstoffe, die in Leipzig als Handelsware im Fokus stehen könnten.<sup>61</sup> Soviel Optimismus sollte sich allerdings bald als verfrüht erweisen, was nicht nur, aber vor allem im Verhalten der Besatzungsmacht begründet lag: Denn kaum waren beide Männer in Leipzig wieder eingetroffen, als sie ins Räderwerk des sowjetischen Geheimdienstes zu geraten drohten: Während sich das Stadtoberhaupt vor Oberleutnant Gussew, dem vermutlichen Residenten des Leipziger NKVD, für seine Reise rechtfertigen sollte, versuchte Gussew zur selben Zeit Sachse gegen Zeigner zu »Spitzeldiensten [zu] verpflichten«. Der sowjetische Geheimdienst war dabei an »Vorgängen aller Art« in Zeigners Umfeld interessiert. Doch machte er dabei die Rechnung ohne Sachse, der sich Zeigner gegenüber sofort offenbarte und damit die Ausspäh-Aktion schon im Vorfeld vereitelte.<sup>62</sup>

Doch das war noch lange nicht alles: Wenige Tage nach seiner Reise, am 18. und 19. März, eröffnete ihm nämlich Stadtkommandant Borissow, dass die SMA die schnellstmögliche Demontage von zwei Leipziger Elektrizitätswerken und 35 »größeren Betrieben« der Stadt plante. Für diese Aufgaben sollte die Stadt in nur vier Tagen 9 500 Arbeiter zur Verfügung stellen. Alle Versuche des Stadtoberhauptes, diesen Aderlass noch abzuwenden, erwiesen sich jedoch als erfolglos.<sup>63</sup> Nur vor dem Hintergrund dieser gewaltigen Demontageaktion ist der letzte Satz in Zeigners Reisebericht zu verstehen, den er am 22. März 1946 zu Papier gebracht hatte: »Alles in allem hatten Bürgermeister Sachse und ich den Eindruck, dass die Entwicklung in der russischen Zone viel günstiger verlaufen ist und dass die Konsolidierung unserer Verhältnisse nur dann gefährdet werden würde (dann allerdings in größtem Umfang), wenn die Demontage in dem Ausmaß und in dem Tempo erfolgen sollte, wie es zur Zeit geplant ist.«<sup>64</sup>

Obwohl Zeigner in den Tagen nach seiner Rückkehr die mitgebrachten Unterlagen aus der britischen Zone (darunter das »Detmolder Memorandum« und Verwaltungsberichte aus Braunschweig) den sowjetischen und deutschen (Landes-)Behörden ebenso zur Verfügung stellte wie seinen eigenen Reisebericht und sogar einen Vortrag im Rat-

<sup>61</sup> Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 53.

<sup>62</sup> Manfred Unger, Erich Zeigner und die sowjetische Stadtkommandantur 1945/46, in: Rudloff (Hrsg.), Erich Zeigner (Anm. 11), S. 151–175, hier 168 f.

<sup>63</sup> Ebd., S. 169 f. Immerhin gelang es Zeigner, den ebenfalls geplanten Abtransport der Reichsgerichtsbibliothek in die Sowjetunion zu verhindern. Diese kam später nach Berlin. Vgl. ebd., S. 170.

<sup>64</sup> Zeigner, Bericht (deutsch) (Anm. 6), Bl. 55.

haus zum Thema hielt,<sup>65</sup> kam es eben wegen dieser Reise zu ernsthaften Reibereien mit Spitzenfunktionären der KPD. Diese Konflikte zeigten ihm in aller Deutlichkeit, dass sein Handlungsspielraum nicht nur durch die Besatzungsmacht, sondern auch durch die Partei (zuerst die KPD, später die SED) sowie maßgebliche Funktionäre der Landesverwaltung begrenzt war und auch weiterhin eingeengt wurde.

Einen ersten harten Zusammenstoß mit dem Leipziger KPD-Chef Ernst Lohagen vermochte er dabei noch abzuwehren: Der Apparatschik und spätere SED-Landeschef hatte Zeigner vorgeworfen, über dessen Reise nicht informiert worden zu sein. Lohagens rüde Art veranlasste Zeigner zu einer süffisanten Antwort, die deutlich werden ließ, dass der Sozialdemokrat keineswegs gewillt war, sich zu einem bloßen Befehlsempfänger der KPD oder SED degradieren zu lassen. In dem längeren Schreiben ließ er den »werten Genossen Lohagen« wissen: »Da ich Mitglied der SPD bin, habe ich es nicht für eine Rechtspflicht, wohl aber für ein Gebot der politischen Klugheit gehalten, meinen Parteifreund [Stanislaw] Trabalski darüber zu informieren, dass ich nach der englischen Zone zu reisen gedachte, dass es sich um eine Dienstreise wegen der Messe handeln und dass ich aber außerdem beabsichtige, meine Tochter und meine Enkelkinder in Braunschweig aufzusuchen. Dass die Kommunistische Partei an diesen letzteren Vorgängen irgendein Interesse haben würde, habe ich nicht annehmen können und nehme es auch heute noch nicht an.« Im Übrigen habe er im Vorfeld der Reise darüber zwei Funktionäre der KPD informiert und dies als »Ausdruck meines Vertrauensverhältnisses zur KPD« interpretiert – doch diese Annahme habe wohl »zu Unrecht« bestanden!<sup>66</sup>

65 Bei dem »Detmolder Memorandum für die Gesundung des deutschen Geldwesens und die Regelung der inneren Kriegsschuld« (November 1945) handelte es sich um eine Denkschrift der Länder und Provinzen der britischen Zone für die dortige Militärregierung. Vgl. Anlage zu V.5 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 14 ff.). Nach einem Vortrag vor Angestellten des Rathauses erhielt Zeigner von einem Teil der Zuhörer, die ihm für den »lehrreichen und interessanten Vortrag [...] von ganzem Herzen« dankten, einen Brief. Der Inhalt dürfte sich ganz auf der im »Bericht« geschilderten Linie gehalten haben, wie die folgenden Sätze zeigen: »Ihre uns allen verständlichen Worte sind uns selbst zum Erlebnis geworden und das Echo, dass Ihre aufschlussreiche Schilderung in uns hinterließ, wird auch manchen anderen Zweifler damit noch bekehren. Aus berufenem Mund einmal kritiklos und ungeschminkt die Wahrheit zu hören über das Leben in der westlichen gegenüber der sowjetischen Zone, wird nicht nur uns Genossen zur Belehrung gewesen sein, sondern auch den sogenannten »Besserwissern« zu denken gegeben haben.« Baupolizeiamt Leipzig an Zeigner vom 4.4.1946 (ebd., Bl. 107).

66 Zeigner an Lohagen vom 25.3.1946 (ebd., Bl. 70 f.). Wenige Tage später erhielt Zeigner eine Antwort, in der Lohagen von »Mißverständnissen« und einer »Klarlegung« sprach. In dem Brief hieß es aber auch: »Es ist selbstverständlich, dass wir an einer solchen Dienstreise nichts ändern können.« Lohagen an Zeigner vom 2.4.1946 (ebd., Bl. 106).

Dass bei Zeigner auch in Besatzungsfragen Loyalität und Widerspruch dicht beinander lagen, ließ er erkennen, als er bei der Leipziger SMA gegen Grundstücksübertragungen an die KPD per Beschlagnahme durch die SMA protestierte. Die SMA, so Zeigner, könne – »nach den Grundsätzen des Völkerrechts« – zwar für »eigene Belange« beschlagnahmen, nicht aber für »Dienststellen, Parteien oder Privatpersonen des besetzten Gebietes«. Zeigner an Borissow vom 29.1.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3211, Bl. 175).

Hatte er den damals noch am Anfang seiner Nachkriegskarriere stehenden Lohagen auf diese Art zurechtweisen können, demonstrierte ein Treffen mit dem 1. Vizepräsidenten der Landesverwaltung, Kurt Fischer (KPD), wer in Sachsen die tatsächliche Macht in den Händen hielt und die innerdeutschen Beziehungen kontrollierte. Bei diesem Treffen muss der mächtige und gut vernetzte langjährige Geheimdienstkader der Sowjetunion<sup>67</sup> Zeigners weiteren innerdeutschen Ambitionen einen harten Dämpfer versetzt haben. Nicht anders ist jedenfalls der Brief zu interpretieren, den Zeigner Anfang April 1946 an Fischer schrieb: Darin hieß es, dass er den »Gedankenaustausch über die Zonengrenzen hinweg« als hanseatischen Wunsch durchaus begrüßte, aber nach seiner Rückkehr den Eindruck gewonnen habe, »dass alle diese Fragen mit größter Vorsicht angefasst werden möchten«, zumal er ja »Gelegenheit« hatte, »mich mit Ihnen auszutauschen«. Fischer hatte ihm deutlich gemacht, nichts mehr »ohne Fühlungnahme mit der Landesverwaltung« zu unternehmen! Da Zeigner im Kontext der Reise engen Kontakt mit Rudolf Friedrichs (SPD) hatte, durfte dieser »Hinweis« als Zeichen dafür gelten, künftig Fischer als Entscheidungsträger zu betrachten. Und Zeigner reagierte: Die jetzt vorliegende Einladung seines Braunschweiger Amtskollegen, auf der Leipziger Messe über die Neubelebung des gesamtdeutschen Städtetages zu diskutieren, werde er nun ablehnen, »da ich unter keiner Bedingung eine Missdeutung meiner Absichten und eine Trübung meiner Beziehungen zur Landesverwaltung und zur SMA in Kauf nehmen möchte«.<sup>68</sup>

Diese Absage war nicht gerade das, was man einen vielversprechenden Auftakt für die Leipziger Messe hätte nennen können, aber sie entsprach wohl der politischen Linie der SMAD und des von ihr erlassenen Messe-Befehls. Nimmt man das Ereignis vom Mai 1946 als Ganzes in den Blick, dann durfte diese erste deutsche Nachkriegsmesse als eine »Messe der Hoffnung, des Glaubens wie großer Zweifel« gelten. Von den ca. 172 000 registrierten Besuchern kamen nur 11 000 aus den Westzonen (unter ihnen 194 Einkäufer), was auch an der restriktiven Einreisepolitik der Westmächte gelegen haben mag. Entscheidend aber war, dass sich die »Hoffnung auf freie Geschäftsdisposition innerhalb der sowjetischen Zone, aus ihr in die Westzonen sowie ins Ausland« nicht erfüllte. Ein Teil der Aussteller konnte keine Lieferverträge schließen, weil ihr Betrieb entweder Reparationen für die SMA zu leisten hatte, von Demontage betroffen oder in die bereits laufenden Wirtschaftspläne der Länder eingebunden war; damit aber waren »alle diese Betriebe [...] nicht oder nur beschränkt dispositionsfähig«.<sup>69</sup>

Im Zuge der Schaffung einer Bizone aus britischer und amerikanischer Zone im Sommer 1946 wurden gleichzeitig auch die »Weichen [...] zur Gründung der Hannovermesse gestellt«. Einerseits konnte – so das Urteil Hartmut Zwahr – der Westzonen-

67 Zu Fischers Vergangenheit und seinen weiteren Aufstieg bis 1950 vgl. Richter, Schmeitzner, »Einer von beiden ...« (Anm. 37), S. 66–99.

68 Zeigner an Fischer vom 10.4.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 108).

69 Zwahr, Die erste deutsche Nachkriegsmesse 1946 (Anm. 21), S. 606–610.



Abb. 4: Amtlicher Messeausweis für die erste Leipziger Friedensmesse 1946 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fotothek)

handel »nur auf diese Weise verknüpft und intensiviert« werden, andererseits hielten es »maßgebliche amerikanische Wirtschaftsoffiziere« für gänzlich »ausgeschlossen, Waren- und Kapitalströme aus den drei Westzonen durch das Nadelöhr der Leipziger Messe fließen zu lassen und somit Leipzig und damit die sowjetische Besatzungszone allein zur Drehscheibe des Wirtschaftslebens dieser Zonen zu machen«. Das wirtschaftspolitische Auseinanderdriften der Zonen – hier: freier Markt und Warenverkehr, dort: zunehmende Wirtschaftsplanung und Dirigismus – verhinderten eine Neubelebung der Leipziger Messe als gesamtdeutsche Messe. In der Folge kam es zu einem »Gestaltwandel« der Messe hin zur »Drehscheibe des Austauschs zwischen den Ländern der Staatsplanwirtschaft und denen der sogenannten ›freien‹ Wirtschaft«. <sup>70</sup>

Für den Leipziger Oberbürgermeister war diese Entwicklung 1946 so noch nicht absehbar. Er versuchte – zunehmend verzweifelter –, die auf seiner Reise gesponnenen Fäden weiter zu nutzen und vor allem mit Hamburg zu einem ständigen Austausch zu kommen. Dabei gestalteten sich für ihn die Bitten der Stadtoberhäupter von Bremen und Hamburg, ihre im Krieg nach Mitteldeutschland ausgelagerten Archive und Bibliotheken zurückzuerhalten, zu wichtigen Gestaltungsfeldern, um – gewissermaßen – auch in punkto Messe »im Spiel« zu bleiben. Mit Nachdruck und ganz erheblichem persönlichem Aufwand ließ er via Besatzungsmacht und Landesverwaltungen in Sachsen und Sachsen-Anhalt nach den ausgelagerten Kunstschatzen fahnden, wobei ihm dabei nur

<sup>70</sup> Ebd., S. 612.

ein partieller Erfolg vergönnt war. Einen Teil der Kunstgüter hatte bereits die SMA im Zuge ihrer Beuteaktionen in die Sowjetunion verbringen lassen – und damit unerreichbar für den umtriebigen Leipziger Oberbürgermeister.<sup>71</sup>

Immerhin gelang es Zeigner im Januar 1947 noch einmal, eine Reise in die britische Zone zu unternehmen, in deren Mittelpunkt die Städte Hamburg, Kiel und Lübeck standen. Doch nun – ein knappes Jahr nach seiner ersten Reise – musste er feststellen, dass Interesse und Förmlichkeiten sich bereits in engen Grenzen hielten. Gewiss fand Zeigner vor allem in Hamburg offene Türen, insbesondere bei Oberbürgermeister Max Brauer (SPD), aber auffällig erschien schon, dass wichtige Vertreter der Wirtschaft nicht zu sprechen waren. Die Ursachen hierfür brachte Zeigner in seinem wesentlich kürzeren Bericht auf den Punkt: Neben den Problemen der Winterkrise in der britischen Zone sei auch »ganz offen zum Ausdruck gebracht« worden, »dass es in den Kreisen der Wirtschaft mancherlei ernste Verstimmung gegeben habe, weil die bei der 1. Friedensmesse getroffenen Lieferungsabsprachen dann nicht hatten eingehalten werden können«. Als weitere Ursache nannte der Präses der Hamburger IHK den Umstand, »dass bei der 1. Frühjahrsmesse insgesamt nur für rund 60 von den zugestellten 900 Messeausweisen die Reisegenehmigung durch den englischen Passoffizier zu erreichen gewesen sei«. Es habe aus diesem Grund damals sogar »Tumulte« gegeben. Vor allem dieser Hinweis zeigt, dass die britische Besatzungsmacht mit harten Restriktionen gewillt war, ihre eigene Messe in Hannover durchzusetzen.<sup>72</sup>

Seine größte Enttäuschung erlebte Zeigner aber am dritten Tag der Reise in Kiel, als ihm der dortige Oberbürgermeister Andreas Gayk (SPD) mit offenem Argwohn begegnete: Bei der Besprechung, so notierte es Zeigner später, sei die »politische Animosität, die in der Westzone sehr stark verbreitet ist, ganz unverhüllt zum Ausdruck gekommen und zwar in Formen, die die Fortführung des Gesprächs außerordentlich erschwerten«. Gayk habe die 1. Leipziger Frühjahrsmesse als einen »ganz gewöhnlichen Bluff« bezeichnet; sie sei nur eine »potemkinsche Veranstaltung« gewesen. Vor solchen Reisen in die SBZ müsse man – so Gayk – die Unternehmer »geradezu [...] warnen«. Einzig Hamburg wollte mit Leipzig weiter verhandeln.<sup>73</sup>

Schon dieser Stimmungswandel dürfte Zeigner deutlich gemacht haben, dass die Leipziger Messe als gesamtdeutsche Institution zum Scheitern verurteilt war. Die Ab-

71 Das betraf die im Schloss Lauenstein lagernden »Bestände der Hamburger Bibliothek«, die »bedauerlicherweise von dem Kreiskommandanten von Dippoldiswalde in Besitz genommen und nach Russland abtransportiert worden«. LVS Sachsen, Ressort Volksbildung, Abt. Kunst und Literatur, an Zeigner vom 9.5.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3797, Bl. 18). Der Schriftwechsel zu den ausgelagerten Beständen befindet sich in dieser Akte.

72 Bericht Zeigners über seine Reise in die britische Zone vom 20. – 24.1.1947 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 132–135, hier 133).

73 Ebd., Bl. 134. Der zweite Bericht Zeigners über eine Reise in die britische Zone gelangte auch in die Hände des SPD-Ostbüros. Vgl. Reise-Bericht Zeigner 1947 »Vertraulich! Nicht zur Veröffentlichung bestimmt!« (AdsD Bonn, Bestand Personalia, Erich Zeigner).

Abb. 5: Broschüre (Kulturprogramm) zur ersten Friedensmesse 1946 (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Fotothek)



haltung der 1. Hannover-Messe im August 1947, an der im Übrigen auch Zeigner teilnahm,<sup>74</sup> ließ daran keinen Zweifel mehr aufkommen.<sup>75</sup> Dass es überhaupt so weit kommen konnte, lag am allerwenigsten in der Verantwortung des Leipziger Oberbürgermeisters. Er hatte persönlich alles dafür getan, um Leipzig als Standort einer gesamt-deutschen Messe »im Spiel« zu halten. Doch gegen die zentrifugalen Kräfte der deutschen Nachkriegsentwicklung – vor allem aber der Realität eines Vier-Zonen-Deutschlands – hatte er womöglich von Anfang an keine Chance. Grundlage einer erfolgreichen Leipziger Messe-Entwicklung hätte die wirtschaftliche und politische Einheit des Landes sein müssen – doch die war zu keinem Zeitpunkt gegeben. Ob daran vielleicht sogar Zeigners Äußerungen im Kaisen-Bericht, wonach die sowjetischen Truppen »für immer« im Osten Deutschlands bleiben würden, einen – überhaupt nicht beabsichtigten – Einfluss gehabt haben, wissen wir nicht; dies muss Spekulation bleiben.

<sup>74</sup> Vgl. Reisebericht Zeigners über den Besuch der Export-Messe in Hannover in der dritten August-Woche 1947, vom 25.8.1947 an Generalmajor Duka von der Zentralkommandantur Leipzig (StadtAL, StVuR, Nr. 3211, Bl. 42–44).

<sup>75</sup> Zur Konkurrenzsituation im Herbst 1947 vgl. Zwahr, Die erste deutsche Nachkriegsmesse 1946 (Anm. 21), S. 615.



Dr. Z./L./22.3.

PA. XX 3b

Bericht**über die Reise in die englische Zone (10.–16. März 1946).<sup>1</sup>**

I. Der unmittelbare Anlaß zu der Reise war die bevorstehende erste Friedensmesse in Leipzig, die für den 8.–12.5.1946 geplant war. Die Reise hatte eigentlich schon am 3.3.1946 beginnen sollen, sie wurde dann aber verschoben, weil der Befehl des Marschalls Shukow<sup>2</sup> über die Eröffnung der Messe noch nicht vorlag. Gegen Ende der Woche entschloß ich mich, die Reise am 9.3.1946 früh zu beginnen, obwohl auch zu diesem Zeitpunkt der Befehl noch nicht vorlag. Eine weitere Verzögerung erschien mir aber nicht tragbar, weil sonst die Frist bis zur Eröffnung der Messe zu kurz wurde. Im letzten Augenblick mußte der Termin der Abfahrt vom 9.3. wieder auf den 10.3. verschoben werden, weil ich von Herrn Oberst Litwin für den 9.3.46 zu einer Dienstbesprechung *mit anschließendem Bankett in die Räume des russischen Gästehauses* befohlen worden war; diese Dienstbesprechung galt der Durchführung des Finanz- und Steuerplans für das letzte Quartal 1945 (Befehl 08 der SMA. in Dresden) und der Prämiiierung derjenigen Beamten und Angestellten, welche bei der Durchführung dieser Aufgaben sich besonders verdient gemacht hatten.

II. In meiner Begleitung befanden sich außer meiner Frau noch Herr Bürgermeister Sachse<sup>3</sup> (der Dezernent für Fragen der Leipziger Messe), dessen Frau, Herr Dolmetscher Jungmann und die beiden Chauffeure. Wir hatten die Absicht, in Braunschweig, in Hannover, in Bremen und in Hamburg mit den Oberbürgermeistern (und den Referenten für Wirtschaftsfragen) und weiter mit den Herren von den Industrie- und Handelskammern zu sprechen. Dieser Plan hat sich infolge der Verschiebung des Beginns der Reise vom 9.3. auf den 10.3. nicht voll durchführen lassen. Wir wollten den 9.3. und den 10.3. zu Besprechungen in Braunschweig, den 11.3. zu Besprechungen in Hannover, den 12. und 13.3. zu Besprechungen in Bremen, den 14. und 15.3. zu Besprechungen in Hamburg und den 16.3. zur Rückreise nach Leipzig benutzen. Gleich am ersten Tag hatten wir auf der Strecke zwischen Halle und Halberstadt eine Panne, die uns ziemlich lange aufhielt. Wir waren dann gezwungen, *zwischen Halberstadt und Wolfenbüttel, kurz vor der Zonengrenze*, auf Anordnung der Zonenwache wieder nach

1 Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone (10.–16. März 1946)« vom 22.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 49–55). Im nachfolgenden Text sind die Stellen, die in der russischen Übertragung ausgespart bleiben, kursiv gesetzt.

2 Georgi Shukow (1896–1974), hoher sowjetischer Militär, Offizier im Ersten Weltkrieg, 1940 Armeegeneral, 1943 Marschall der Sowjetunion, 1945/46 Oberkommandierender der Sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland und Oberster Chef der SMAD, 1955–1957 sowjetischer Verteidigungsminister, 1957 Mitglied des Präsidiums des ZK der KPdSU.

3 Johannes Sachse (geb. 1901), liberaler Politiker, vor 1933 Mitglied der DVP, seit Sommer 1945 Mitglied der LDP und 2. Stellvertretender Bürgermeister der Stadt Leipzig (zuständig für Messeangelegenheiten), 1950 Niederlegung seiner Leipziger Ämter und Flucht in den Westen.

Halberstadt zurückzukehren, weil das Überschreiten der Zonengrenze nur auf der Autobahn zwischen Magdeburg und Hannover stattfinden kann. Bei einem Versuch, diese Autobahn nördlich von Halberstadt zu erreichen, mußten wir erneut zurückfahren und hatten infolge dieser Zwischenfälle eine erhebliche Verspätung. In Braunschweig haben wir bei meiner Tochter (Frau Hildegard Sierke, Löwenwall 16) übernachtet, die Familie Sachse, der Dolmetscher und die Chauffeure sind bei Bekannten meiner Tochter untergebracht worden. Am nächsten Tag habe ich den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig besucht und mit ihm ziemlich ausführlich die Fragen besprochen, die den Anlaß der Reise gebildet hatten. Da sich eine Zusammenkunft mit den Vertretern der Industrie- und Handelskammer nicht sofort arrangieren ließ, (*Herr Oberbürgermeister Dr. Böhme<sup>4</sup> hatte über seine Zeit schon anderweit disponiert*) haben wir vereinbart, daß diese Aussprache am Ende der Woche stattfinden solle und daß deshalb mit den Herren der Industrie- und Handelskammer Fühlung genommen werden soll. Am Nachmittag des 11.3. sind wir dann über Hannover nach Bremen gefahren. In Hannover haben wir nicht Station gemacht, weil uns zunächst daran lag, Bremen und Hamburg zu erreichen. Von Braunschweig haben wir meine Tochter mit nach Bremen genommen, weil diese gerade ein Telegramm von ihrem Mann erhalten hatte, welcher als Regisseur in Bremen und Lübeck tätig ist und im Begriff ist, nach Lübeck überzusiedeln. Den Besuch des Oberbürgermeisters und der Industrie- und Handelskammer in Hannover verschoben wir ebenfalls auf das Ende der Woche, da wir ja sowieso nach Braunschweig zurückzukehren beabsichtigten *und die Rückfahrt ohne wesentlichen Umweg über Hannover hätte stattfinden können*. Mit Rücksicht auf Herrn Bürgermeister Sachse sind wir an diesem Abend jedoch nur bis Hoya, einem kleinen Ort vor Bremen gefahren, wo wir in dem Hotel »Weserterrasse« übernachtet haben, während die Familie Sachse und Herr Dolmetscher Jungmann Privatunterkunft gefunden haben und die beiden Chauffeure in einem anderen Gasthof untergebracht wurden. Schwierigkeiten mit dem Kraftwagen, die wir unterwegs hatten, gaben Gelegenheit, sich mit der Bevölkerung unauffällig auszutauschen und sich über die Stimmung und über die Gestaltung der Lebensverhältnisse innerhalb der englischen Zone zu informieren. Dazu war in Hoya besonders gut Gelegenheit.

III. In Bremen habe ich zunächst mit meiner Frau, dann zusammen mit Herrn Bürgermeister Sachse, dem ersten Bürgermeister Kaisen<sup>5</sup>, einem Mitglied der SPD,<sup>6</sup> Besuch gemacht. Herr Bürgermeister Kaisen vermittelte, daß wir in dem Gästehaus der Stadt Bremen untergebracht wurden. Es hat zunächst im Rathaus eine mehrstündige Besprechung mit Herrn Bürgermeister Kaisen in Gegenwart meiner Frau und des Herrn Bür-

4 Ernst Böhme (1892–1968), Jurist und SPD-Politiker, 1923–1929 Stadtrat in Magdeburg, 1929–1933 und 1945–1948 Oberbürgermeister von Braunschweig.

5 Wilhelm Kaisen (1887–1979), Stukkateur, Journalist und SPD-Politiker, 1928–1933 Senator in Bremen, 1945–1965 Präsident des Senats und Bürgermeister von Bremen.

6 Doppeltes Satzzeichen im Original, das auch fortlaufend bei Parteiabkürzungen Verwendung findet.

— 11 49

Dr.Z./L./22.3.  
PA.IX 3bB e r i c h t

über die Reise in die englische Zone (10.-16. März 1946).

- I. Der unmittelbare Anlaß zu der Reise war die bevorstehende erste Friedensmesse in Leipzig, die für den 8.-12.5.1946 geplant war. Die Reise hatte eigentlich schon am 3.3.1946 beginnen sollen, sie wurde dann aber verschoben, weil der Befehl des Marschalls Shukow über die Eröffnung der Messe noch nicht vorlag. Gegen Ende der Woche entschloß ich mich, die Reise am 9.3.1946 früh zu beginnen, obwohl auch zu diesem Zeitpunkt der Befehl noch nicht vorlag. Eine weitere Verzögerung erschien mir aber nicht tragbar, weil sonst die Frist bis zur Eröffnung der Messe zu kurz wurde. Im letzten Augenblick mußte der Termin der Abfahrt vom 9.3. wieder auf den 10.3. verschoben werden, weil ich von Herrn Oberst Litwin für den 9.3.46 zu einer Dienstbesprechung mit anschließendem Bankett in die Räume des russischen Gästehauses befohlen worden war; diese Dienstbesprechung galt der Durchführung des Finanz- und Steuerplans für das letzte Quartal 1945 (Befehl 08 der SMA. in Dresden) und der Prämisierung derjenigen Beamten und Angestellten, welche bei der Durchführung dieser Aufgaben sich besonders verdient gemacht hatten.

Доктор Цейгнер  
Хемпиг, 22.3.46 г.Перевод с немецкого.С о о б щ е н и я.о поездке в английскую зону 10-16 марта 1946 года.

1. Непосредственным поводом для поездки явилась предстоящая первая мирная ярмарка в Гемпиге, назначенная на 8-12 мая 1946 г. Поездка должна была начаться 3.3.46 г., но она была отложена, т.к. не было ещё приказа Маршала Туккова об открытии ярмарки. В конце недели я решил всё же выехать на рассвете 9.3.46 г., хотя к тому времени приказа ещё не было. Дальнейшая отсрочка казалась мне нетерпимой, т.к. оставалось уже очень мало времени до открытия ярмарки. В последний момент дата отъезда была вновь перенесена с 9.3 на 10.3, ввиду того, что я был вызван господином подполковником Литвиным по служебным делам. Речь шла о выполнении финансового и налогового плана на последний квартал 1945 года /приказ № 08 СВА в Дрездене / и о премировании тех чиновников и служащих, которые особенно отличились при выполнении этой задачи.

2. Кроме моего жёна, меня сопровождали бургомистр Заксе /департамент по вопросам лейпцигской ярмарки /, его жена, переводчик Фигман и два поффера. Мы намеревались встретиться с обербургомистрами и их референтами по хозяйственным вопросам Брауншвейга, Гамбурга, Ганновера и Гамбурга, а также побеседовать с господами из промышленной и торговой палат. Этот план полностью осуществлен не был вследствие того, что отъезд был перенесён с 9-го на 10-ое марта. Времени мы хотели использовать следующим образом: 9 и 10 марта - переговоры в Брауншвейге, 11.3. - переговоры в Ганновере, 12 и 13 марта - переговоры в Бремене, 14 и 15 марта - переговоры в Гамбурге и 16 марта - возвращение в Гемпиг.

Но в первый же день на пути между Гамде и Гальберштадт у нас возникла задержка, которая отняла много времени. По требованию застава, мы должны были вернуться в Гальберштадт, т.к. переезд через зонную границу возможен только на автострате Магдебург - Ганновер. При попытке выехать на эту автострату севернее Гальберштадт мы вновь должны были вернуться, в результате этих инцидентов мы значительно опоздали.

Abb. 6: Ausritt aus der ersten Seite des Zeigner-Berichtes vom März 1946, deutsches Original und russische Übertragung (Staatsarchiv der Russischen Föderation [GARF], Bestand der Sowjetischen Militäradministration für Sachsen [SMAS], f. R-7212, o. 1, d. 187)

germeister Sachse sowie in Gegenwart des für Wirtschaftsfragen zuständigen Senators stattgefunden. Abends fand im Gästehaus ein gemeinschaftliches Essen statt, zu welchem eine ganze Reihe Mitglieder des Senats eingeladen waren, und *anschließend eine mehrstündige Besprechung mit Mitgliedern des Senats und* Mitgliedern der Industrie- und Handelskammer. Am nächsten Morgen fand dann nochmals eine längere Besprechung mit Herrn Bürgermeister Kaisen und mehreren Herren des Senats statt, und ein Mitglied des Senats hatte die Liebenswürdigkeit, uns mit Genehmigung der zuständigen englischen und amerikanischen Stellen durch den *Teil des* Hafens zu führen bzw. fahren zu lassen, der wieder aufgebaut und für den Verkehr wieder verwendbar gemacht worden war.

IV. Von Bremen aus war der Herr Erste<sup>7</sup> Bürgermeister der Stadt Hamburg, Herr Petersen<sup>8</sup>, darüber unterrichtet worden, daß wir nach Hamburg kommen und dort 2 Tage bleiben würden. Ich habe am nächsten Tag Herrn Bürgermeister Petersen im Rathaus aufgesucht und *zunächst mit ihm allein, dann in Gegenwart von Herrn Bürgermeister Sachse*, eine längere Aussprache gehabt, zu der im Laufe des Gespräches eine Reihe anderer Herren, insbesondere Herr Bürgermeister Schönfelder<sup>9</sup> und Herr Senator Glegovert<sup>10</sup>, hinzugezogen wurden. Wir wurden auf Veranlassung des Herrn Bürgermeister Petersen in einer »Pension Prem« (an der Außenalster) untergebracht. Mittags fand ein offizielles Essen statt, an dem eine Reihe Herren des Senats teilnahmen, ferner Vertreter der Wirtschaft, der Präsident der Eisenbahndirektion, der Herr Vizepräsident des hanseatischen Oberlandesgerichts, Herr Dr. Ruscheweyh<sup>11</sup>, und Herr Ministerialdirektor Gerhard Weisser<sup>12</sup>, *der Generalsekretär des Zonenbeirats der britisch-besetzten Zone*. Am Abend sind wir auf Einladung des Senats in einer geradezu glänzenden Aufführung der Hamburgischen Staatsoper gewesen, in welcher *unter der Leitung von Eugen Jochum* Mozarts »Hochzeit des Figaro« aufgeführt wurde. Am anderen Morgen habe ich noch-

---

7 Kleinschreibung im Original.

8 Rudolf Petersen (1878–1962), Kaufmann und CDU-Politiker, Gründer und Betreiber einer Überseehandelsfirma, bis 1933 zudem Vorsitzender des Verbandes deutscher Exporteure, 1945/46 Erster Bürgermeister von Hamburg.

9 Adolph Schönfelder (1875–1966), Zimmermann und SPD-Politiker, 1919–1933 und 1945–1961 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (1946–1960 Präsident), 1945/46 Zweiter Bürgermeister von Hamburg.

10 Namensfälschschreibung. Statt »Glegovert«: Ascan Klée Gobert (1894–1967), Jurist, Schriftsteller und CDU-Politiker, 1946/47 Kultursenator von Hamburg.

11 Herbert Ruscheweyh (1892–1965), Jurist und SPD-Politiker (vor 1933, nach 1945 parteilos), bis 1946 Rechtsanwalt in Hamburg, 1931–1933 Präsident der Hamburger Bürgerschaft, 1945 Präsident der Hanseatischen Anwaltskammer, Januar–September 1946 Vizepräsident und Oktober 1946–1960 Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts.

12 Gerhard Weisser (1898–1989), Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer und SPD-Politiker, 1930–1933 Bürgermeister von Hagen, 1946–1948 Generalsekretär des Zonenbeirates der britischen Zone, 1950–1966 Professor für Sozialpolitik an der Universität Köln, 1954–1970 Vorstandsvorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung, führender Theoretiker eines freiheitlichen, demokratischen Sozialismus.

mals Herrn Bürgermeister Petersen und einen seiner wichtigsten Mitarbeiter, Herrn Dr. Sieveking<sup>13</sup>, aufgesucht und am 16.3. gegen 10 Uhr sind wir dann über Lüneburg/*Uelsen* nach Braunschweig zurückgefahren, wo ich Herrn Oberbürgermeister Dr. Böhme zu treffen hoffte, um dort noch die ins Auge gefaßte Aussprache mit dem Herren der Industrie- und Handelskammer nehmen zu können. In Braunschweig erfuhren wir jedoch, daß der Herr Oberbürgermeister aus gesundheitlichen Gründen einen Urlaub von einer Woche hatte nehmen müssen und infolgedessen auch die ins Auge gefaßte Besprechung gar nicht vorbereitet hatte. Wir sind infolgedessen unter Aufgabe unserer Absicht, noch in Braunschweig zu übernachten, sofort nach Leipzig weitergefahren, wo wir am 16.3., abends gegen 20 Uhr, wieder eintrafen.

V. Was den Gesamteindruck dieser Reise anlangt, so war er im wesentlichen eine Bestätigung dessen, was ich schon vorher auf Grund von Zeitungsberichten und auf Grund von Mitteilungen solcher Personen angenommen hatte, welche sich in der englischen oder amerikanischen Zone aufgehalten hatten und wieder nach der russischen Zone zurückgekehrt waren. Meine Vorstellung auf Grund dieser Berichte und Mitteilungen war gewesen, daß die wirtschaftliche Entwicklung in der russischen Zone um ein erhebliches Stück weiter gediehen sei, als in der Westzone und daß man in der Westzone von einer Konsolidierung der Verhältnisse noch weit entfernt sei, während in der russischen Zone in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung schon eine Konsolidierung eingetreten ist. Diese Auffassung ist durch die Eindrücke meiner Reise in die englische Zone in jeder Beziehung bestätigt worden. Im einzelnen halte ich folgende Eindrücke für besonders wesentlich:

1.) Als wir in Hamburg abends, kurz vor 22 Uhr, in unser Hotel zurückkehrten, waren wir sehr überrascht, plötzlich die Luftschuttsirenen zu hören. Wir erfuhren, daß dies eine Warnung sei für die Straßenpassanten, damit sie mit größter Beschleunigung den Heimweg antreten, weil 22.30 Uhr die Sperrzeit beginnt. Tatsächlich erklang 22.15 Uhr nochmals die Sirene und ebenso 22.30 Uhr. Personen, welche nach 22.30 Uhr ohne besondere Bescheinigung auf den Straßen angetroffen werden, werden verhaftet. Diese Regelung gilt für die ganze englische Zone.

2.) Bei den Gesprächen, die wir führten, wurden wir immer wieder nach unserer Stellungnahme zu der Rede Churchills<sup>14</sup> gefragt. Diese Rede hat, wie es scheint, in der Westzone einen noch stärkeren Widerhall gefunden, als in der russischen Zone. Wir hatten Gelegenheit, mit Zivilpersonen, mit Behördenvertretern und insbesondere auch mit deutschen Kriegsgefangenen zu sprechen, die in Hamburg in einem Lager

---

13 Kurt Sieveking (1897–1986), Jurist und CDU-Politiker, Rechtsanwalt und Syndikus in Hamburg, vor 1933 Mitglied der DVP, 1953–1957 Erster Bürgermeister von Hamburg.

14 Winston Churchill (1874–1965), konservativer britischer Staatsmann, mehrfach Minister, 1940–1945 und 1951–1955 britischer Premierminister, nach seiner Abwahl 1945–1951 Oppositionsführer im Unterhaus.

zusammeng[e]faßt<sup>15</sup> waren, tagsüber jedoch für Arbeitszwecke das Lager verlassen. Bei der weitaus größten Zahl überwog angesichts der sehr offensiv gehaltenen Rede<sup>16</sup> Churchills die Befürchtung, daß diese Rede ein Fanal sein könne für ernsthafte politische Auseinandersetzungen zwischen den beiden angelsächsischen Mächten auf der einen Seite und Rußland auf der anderen Seite. Diese Perspektive hatte bei einem großen Teil der Bevölkerung eine ganz offensichtliche Beängstigung zur Folge; immerhin klang bei einigen Äußerungen auch eine gewisse Befriedigung mit, weil die Ansicht dahinterstand, die beiden angelsächsischen Mächte würden nunmehr einen energischen Versuch machen, den russischen Einfluß in Mitteleuropa zurückzudrängen. Die Kriegsgefangenen, mit denen wir sprachen, äußerten in zum Teil ziemlich scharfer Form ihre tiefe Verstimmung über die Möglichkeit eines ernsthaften politischen Konflikts zwischen den Westmächten und Rußland und ihre Befürchtung, daß sie möglicherweise wieder in irgendwelche militärische Abenteuer hineingezogen werden könnten.

3.) Aus allen Gesprächen ergab sich, daß man sich in der englischen Zone ganz irrigen Vorstellungen hingibt über die Entwicklung des politischen und wirtschaftlichen Lebens in der russischen Zone. Es werden Befürchtungen geäußert, daß in der russischen Zone zahllose Gewalttätigkeiten vor sich gehen, daß ein ungeheurer geheimer Druck auf dem politischen Leben laste, daß niemand das Recht und die Möglichkeit habe, seine Auffassung zu äußern, daß die einzige Partei, welche volle Möglichkeiten der politischen Betätigung besitze, die KPD. sei, während die SPD. nur ein mehr toleriertes Leben führe und die bürgerlichen Parteien unter stärkstem *politischen* Druck stünden. Bei den offiziellen Stellen war auch durchaus bemerkbar, daß man uns, und ganz besonders mir persönlich, mit größter Vorsicht gegenüberstand. Ich hatte den Eindruck, daß jedes Wort sorgfältigst abgewogen wurde. Dieser Eindruck war insbesondere in Hamburg sehr stark. Alle Mitteilungen über die Verhältnisse in der russischen Zone wurden mit größter Neugier aufgenommen, und ich hatte den Eindruck, daß man manchen Mitteilungen von unserer Seite nicht vollen Glauben schenkte. Es wurde aber ganz offen zugegeben, daß die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens innerhalb der russischen Zone wesentlich günstiger verlaufe, als in der englischen Zone. Es wurde ein scherzhafter Vergleich gemacht (mit dem ich mich selbstverständlich in keiner Weise identifizieren möchte, der aber für die Beurteilung dieser Frage in der englischen Zone immerhin sehr charakteristisch ist): Man meinte, in der russischen Zone mache man es so, als ob man einen Goldfisch aus dem Wasserbassin herausnehme und mit dem Kopf gegen die Tischplatte schlage, ein Teil dieser Goldfische gehe daran zu Grunde, aber alle diese Goldfische würden wieder in das Wasserbassin hineingeworfen und das Wasserbassin

---

15 Auslassung im Original.

16 In der russischen Übertragung heißt es nicht »offensiv«, sondern »aggressiv«. Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau, f. R-7212, o. 1, d. 187, Bl. 40–46, hier 42).



erhalte auch regelmäßig frisches fließendes Wasser. Der Engländer gehe mit den Goldfischen in dem Wasserbassin viel humaner um. Er tue nichts gegen die Goldfische, aber er gestatte auch nicht, daß dem Wasserbassin frisches fließendes Wasser zugeführt werde, und infolgedessen müßten die Goldfische trotz aller englischen Humanität schließlich doch krepieren.

4.) Besonders interessiert war man an der Entwicklung in der Ostzone hinsichtlich der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien. Ich stieß auf eine ziemlich festgegründete Auffassung, daß die russischen Dienststellen den stärksten Druck auf die SPD. ausübten, um diese Partei in eine Einheitsorganisation mit der KPD. hineinzuzwingen. Ich glaube, daß es uns gelungen ist[,]<sup>17</sup> die Personen, mit denen wir darüber gesprochen haben, davon zu überzeugen, daß ihre Auffassung durchaus irrig sei und daß die Arbeiter der beiden Parteien auf Grund der dramatischen<sup>18</sup> Erfahrung der letzten 25 Jahre zu der Überzeugung gekommen sind, daß die politische Einheit der Arbeiterklasse die Voraussetzung für jede Sicherung der Existenzgrundlage der Arbeiterschaft ist. Sowohl in Bremen wie auch in Hamburg ist mir nahegelegt worden, die Parteisekretariate der SPD. und insbesondere Herrn Dr. Schumacher<sup>19</sup> in Hannover aufzusuchen. Ich habe dies in keinem Fall getan. Ich habe auch nicht an anderer Stelle mit irgendwelchen Personen aus den Parteileitungen Fühlung genommen, und den an sich beabsichtigten Besuch in Hannover (beim Oberbürgermeister und bei der Industrie- und Handelskammer) haben wir sogar lediglich deshalb unterlassen, weil wir uns gar nicht der Gefahr aussetzen wollten, daß irgend jemand (gleichviel ob in der englischen Zone oder in der russischen Zone) den Eindruck gewinnt, als habe unsere Reise den Zweck einer politischen Informationsreise. Das war auch der Grund, weshalb wir dann von Hamburg über Lüneburg/*Uelsen* unmittelbar nach Braunschweig gefahren sind. Denn in Hamburg wurde mir gesagt, daß Herr Dr. Schumacher am Ende der fraglichen Woche wieder in Hannover sein werde und sicherlich sehr begrüßen würde, wenn er sich mit mir über die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung in den beiden Zonen austauschen könne.

5.) Ich habe mich bemüht, in der englischen Zone viel deutsche Zeitungen und Zeitschriften zu kaufen und zu lesen. Die Entwicklung verläuft in der englischen Zone anders als in der russischen Zone. Die Zeitungen werden wesentlich bescheidener mit Papier versorgt, sie erscheinen zum größten Teil bloß 2 x in der Woche, sie sind in ihrem Informationsdienst durchaus auf angelsächsische Quellen angewiesen und bringen über

17 Auslassung im Original.

18 In der russischen Übertragung ist nicht von »dramatischen«, sondern von »traurigen« Erfahrungen die Rede. Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau, f. R-7212, o. 1, d. 187, Bl. 40–46, hier 42).

19 Kurt Schumacher (1895–1952), Volkswirt, Journalist und SPD-Politiker, 1924–1931 Landtagsabgeordneter für Württemberg, 1930–1933 Mitglied des Deutschen Reichstags, 1945 Politischer Beauftragter der SPD für die Westzonen, 1946–1952 Vorsitzender der SPD der Westzonen und der Bundesrepublik, 1946 entschiedener Gegner der SED-Gründung.

die Verhältnisse in der östlichen Zone nur wenig. Diese allgemeine Beschränkung hat *angeblich (und wohl auch tatsächlich)* in der ersten Linie ihre Ursache in Papierschwierigkeiten, die beispielsweise dazu führen, daß alle Behörden ganz generell die Anweisung erhalten haben, tunlichst wenig mit Anordnungen herauszukommen, die in der Presse veröffentlicht werden müssen.

6.) Das ganze Leben in der englischen Zone, soweit wir es aus unseren Eindrücken in Braunschweig und den Hansastädten erkennen konnten, ist gelähmt durch das geringe Interesse, welches die englischen Stellen der Wiederingangsetzung der Wirtschaft entgegen bringen. Die Herren von der Industrie- und Handelskammer in Bremen berichteten mir in Übereinstimmung mit den Herren in Hamburg, daß nur diejenigen deutschen Firmen ein Permit (d. h. eine Zulassung zur Wiederaufnahme der Produktion) erhielten, welche für eine Konkurrenz gegenüber den angelsächsischen Firmen auf dem Weltmarkt unter gar keiner Bedingung in Frage kommen könnten. Die englischen Behörden seien gegenüber allen Wünschen, die auf wirtschaftlichem Gebiete an sie herangetragen würden, in der Regel außerordentlich verbindlich im Ton, aber man komme nicht vorwärts mit diesen englischen Stellen, es verginge Woche auf Woche und Monat auf Monat, ohne daß etwas geschähe. Das Resultat sei eine allgemeine Stagnation und Entschlußlosigkeit und infolgedessen natürlich eine wachsende Arbeitslosigkeit. Die Hoffnung, Rohstoffe aus den angelsächsischen Ländern zu erhalten, habe sich als trügerisch erwiesen. In Bremen erwartete man seit Tagen das Eintreffen eines großen Dampfers, welcher zu verarbeitende Rohstoffe für Textilien bringen sollte, aber man wartete schon lange auf ihn und man äußerte sich ziemlich resigniert zu der Frage, ob der Dampfer überhaupt kommen werde. In Bremen ist der große Hafen 2, *der ehemalige Überseehafen*, im wesentlichen wieder hergestellt. Die Kaie sind repariert, die Kräne fast sämtlich wieder in Gang und bei einer Hafenrundfahrt konnten wir uns davon überzeugen, daß eine ganze Reihe englischer und amerikanischer Schiffe, *insbesondere Liberty-Schiffe*, an den Kaien lagen und gelöscht wurden. Aber die Güter, die mit diesen Schiffen kamen, waren für die Versorgung der Tschechoslowakei durch die UNRA<sup>20</sup> bestimmt und für die Versorgung der amerikanischen Armee und der amerikanischen Besatzungsbehörden in der amerikanischen Zone Süddeutschlands. Die großen Werften in Bremen (insbesondere Vulkanwesen<sup>21</sup> und Deschimag.) waren demontiert. Eine Reihe kleinerer Werften waren angeblich damit beschäftigt, kleinere deutsche Kriegsfahrzeuge zu Fischereifahrzeugen umzubauen. An dem Tage, an welchem wir Bremen verließen und nach Hamburg fuhren, teilte mir Herr Bürgermeister Kaisen mit größter Besorgnis mit, daß er soeben eine Anordnung der englischen Dienststellen erhalten habe, wonach die

20 Die »United Nations Relief and Rehabilitation Administration« (UNRRA) war 1943 in den USA als Welthilfsorganisation gegründet worden. Als Teil der UNO (ab 1945) betreute die Organisation u. a. vormalige Häftlinge und Verschleppte.

21 Vermutlich Namensfalschreibung: 1945 existierten die Werften AG Weser und der Bremer Vulkan, wovon erstere demontiert wurde.

allgemeine Arbeitszeit mit Rücksicht auf die (*auch in unserer Presse erwähnte*) Herabsetzung der Lebensmittelrationen auf 4 Stunden täglich herabgesetzt werden müsse.

7.) Die geringe wirtschaftliche Initiative, die in der englischen Zone entfaltet wird, wurde auch an dem geringen Wiederaufbau der zerstörten Städte sichtbar. Braunschweig, Bremen und Hamburg sind wesentlich schwerer zerstört als Leipzig, und auch von Hannover hatten wir diesen Eindruck, obwohl wir diese Stadt nur einmal ganz kurz auf der Reise von Braunschweig nach Bremen berührt haben. Allgemein waren die Zerstörungen in der nächsten Umgebung der großen Städte sehr erheblich, nach meinen Eindrücken, insbesondere in der Nähe von Bremen und Hamburg umfangreicher als in unserer Gegend. In Bremen und in Hamburg fiel die außerordentlich große Zahl von Hochbunkern auf. Auch dort wird jetzt um die Frage der Sprengung der Bunker gekämpft. Die Straßen machten in Hamburg und in Bremen einen leidlich aufgeräumten Eindruck, in Braunschweig hatte ich dagegen den Eindruck, daß die Aufräumarbeiten selbst in der nächsten Nähe des Rathauses noch nicht weit gediehen seien.

8.) Das Gebiet, welches wir durchfuhren, ist ein Gebiet mit stärkstem landwirtschaftlichem Einschlag, mit einer hochentwickelten Viehzucht und großer Weidewirtschaft. Umso überraschender war es, zu erfahren, daß auch dort hinsichtlich der Fleisch- und Fettversorgung die gleichen Schwierigkeiten bestehen wie bei uns in dem ganz dicht besiedelten und hoch industrialisierten Sachsen. Ich habe mir eine Aufstellung über die Versorgung in der Zeit vom 4.2. bis 3.3.46 und für die Zeit vom 4.3. bis 31.3. geben lassen. Durch den Vergleich des Zahlenwerkes für diese beiden Perioden untereinander und mit den entsprechenden Zahlen innerhalb unserer Zone läßt sich schon ein Überblick dafür schaffen, wie ernährungsmäßig die Lage in der englischen Zone ist gemessen an den Verhältnissen in unserer Zone.<sup>22</sup>

9.) Bei den Besprechungen mit den Bürgermeistern und den Vertretern der Industrie- und Handelskammer war ersichtlich, daß größtes Interesse genommen wurde an der wirtschaftlichen Entwicklung in der russischen Zone, ja daß man mit einem gewissen Neid diese Entwicklung verfolgte. Bei den Besprechungen kam zum Ausdruck, daß man selbstverständlich jede legale Möglichkeit nutzen werde, um die Leipziger Messe besuchen zu können, und es wurde beispielsweise sowohl für Bremen wie für Hamburg der Besuch einer ganzen Reihe von Senatsmitgliedern angekündigt. Hierbei kam amüsanterweise aber auch wieder eine gewisse Befürchtung zum Ausdruck, daß man zwar die Reise in die russische Zone werde antreten können, aber möglicherweise nicht werde zurückfahren können. Es wurde betont, daß man insbesondere größtes Interesse habe an einem baldigen Austausch zwischen den beiden Zonen und daß man insbesondere an

---

22 Zu den genannten Zahlenwerken der britischen Zone vgl. Anlage zu V.8 (Übersicht über die Rationierung in der britischen Zone vom 4.–31.3.1946), o. D. (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 44f.); vgl. auch Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau, f. R-7212, o. 1, d. 187, Bl. 47).

Chemikalien jeder Art, an pharmazeutischen Erzeugnissen, an Glühlampen, Brillengläsern, Thermometern, Elektromaschinen, Diamantensägen, Handwerkszeug jeder Art, Papier und Textilien das größte Interesse habe. Man erklärte sich bereit, *im Austausch Schädlingbekämpfungsmittel*, Sämereien und *gegebenenfalls* kondensierte Milch und Fleisch zu liefern. Offen wurde zugegeben, daß die Kohleversorgung in der russischen Zone unvergleichlich besser sei, als in der englischen Zone. In Hamburg und in Bremen sind Kohlen oder Briketts überhaupt nicht zugeteilt worden, jeder Haushalt hat pro Monat  $\frac{1}{2}$  Ztr. Holz erhalten. Es war überaus aufschlußreich, daß sowohl das Bankett in Bremen wie das Bankett in Hamburg sich in nur ganz wenig angeheizten Räumen vollzog, so daß meine Frau sowohl wie ich selbst uns eine Erkältung zugezogen haben. Die Räume in dem Hotel in Hamburg waren überhaupt nicht geheizt und in Bremen gab es nur zu bestimmten Tagesstunden Wasser, weil während der übrigen Zeit eine Versorgung des Wasserwerkes mit elektrischem Strom nicht möglich war. Dagegen fiel insbesondere in Hamburg auf, daß sehr viel Personenkraftwagen in deutschen Händen sich befanden, und ich hatte auch den Eindruck, daß die Versorgung mit Treibstoff reichlicher stattfindet, als in unserer Zone. Das größte Interesse hatte man daran, daß möglichst bald ein unmittelbarer Transportverkehr zwischen der russischen Zone und der englischen Zone statfinde. Herr Bürgermeister Petersen äußerte sich in einer überraschend erfreuten Form über die Tatsache, daß die Firma Leers in Hamburg die Erlaubnis von den englischen Behörden erhalten habe, Lastkraftwagentransporte nach Leipzig durchzuführen,<sup>23</sup> so daß man schon aus dieser ziemlich temperamentvollen Äußerung ersehen konnte, welche Schwierigkeiten in der ganzen englischen Zone bestehen und wie sehr man dort auf einen regelmäßigen wirtschaftlichen Austausch mit der Ostzone wartet.

10.) Die persönliche Sicherheit in der englischen Zone scheint im wesentlichen garantiert zu sein. Immerhin war es doch aufschlußreich, daß Herr Bürgermeister Kaisen uns ganz dringlich empfahl, nicht noch an dem einen Abend von Bremen nach Hamburg zu fahren, sondern erst am nächsten Vormittag[.]<sup>24</sup> Er gab ganz offen zu, daß zwischen Hamburg und Bremen nach Eintritt der Dunkelheit noch immer mancherlei passiere.

11.) Sowohl in Braunschweig wie in Bremen wie in Hamburg befinden sich die kommunalen Behörden in einer Umstellung ihres gesamten Apparates, bei welcher weitgehend die bisherige deutsche Entwicklung unserer kommunalen Institutionen aufgegeben wird zu Gunsten englischer Institutionen. Die englische Städteverfassung, die für die staatsrechtliche Struktur beispielsweise der Hansastädte eigentlich gar nicht anwendbar ist, muß übernommen werden und an der Spitze der Stadtverwaltung steht ein politischer Bürgermeister, der sein Amt ehrenamtlich verwaltet (*gegen eine angemes-*

23 In der russischen Übertragung ist von der Entsendung von »50 LKW nach Leipzig« die Rede. Ebd., Bl. 44.

24 Auslassung im Original, stattdessen unмотivierte Verwendung von zwei Bindestrichen.

sene Aufwandsentschädigung), während die eigentliche kommunale Arbeit sich unter der Aufsicht unpolitischer Stadtdirektoren vollzieht, die ihr Amt berufsmäßig ausüben und auf lange Fristen, zum Teil auf lebenslänglich, ernannt werden. Der beamtete Stadtdirektor wird ernannt; er darf sich innerhalb des räumlichen Bereiches seines Amtes in keiner Weise politisch betätigen. Das gilt auch für die Beamten der Landesverwaltung. Ein Beamter etwa der Hannöverschen Landesverwaltung darf sich im ganzen Hannöverschen Gebiet nicht politisch betätigen. Es würde ihm aber beispielsweise möglich sein, in Hamburg oder in Bremen in einer politischen Versammlung zu sprechen. Diese ganze Regelung gilt insbesondere und ohne jede Ausnahme für die Polizeibeamten in allen Dienstgraden, während für die Behördenangestellten in den untersten Stufen eine Ausnahmevorschrift besteht, die durch die Wucht der Tatsachen erzwungen wurde: Der größte Teil der unteren Beamten war bei Beginn dieser ganzen Umstellung schon politisch organisiert, und es war infolgedessen nicht möglich, für diese Beamten kategorisch die allgemeine Regelung durchzuführen.

12.) Das Verhältnis der Besatzungsbehörden und der neuen deutschen Behörden zu den Angehörigen der NSDAP. scheint ziemlich uneinheitlich zu sein. In Hamburg scheint man gegenüber Mitgliedern der NSDAP. und der SS. eine überraschend politische Toleranz zu zeigen, und es wurde ganz offen zugegeben, daß es vorkommen könne, daß hohe Beamte der antifaschistisch-demokratischen Verwaltung mit SS.-Offizieren noch sich treffen und gesellschaftliche Beziehungen unterhielten. In Braunschweig dagegen scheint man den Trennungsstrich konsequent gezogen zu haben. Eine allgemeine Säuberung des Behördenapparates von Mitgliedern der NSDAP. und ihrer Gliederungen nach dem Vorbild der russischen Zone scheint aber nirgends durchgeführt worden zu sein.

13.) Größtes Interesse zeigte man gegenüber der Frage der Rechtssicherheit und der Entwicklung der Justiz in der östlichen Zone. Die Oberlandesgerichtspräsidenten der westlichen Zone kommen in gewissen Abständen regelmäßig zusammen, um sich über gesetzgeberische Fragen zu verständigen. Die so besprochenen Gesetze werden von den einzelnen Oberlandesgerichtspräsidenten nach vorheriger Genehmigung durch die Militärregierung erlassen und in den Verordnungsblättern der einzelnen Oberlandesgerichte veröffentlicht. In Hamburg existierte ein besonderes Hamburgisches Verordnungsblatt, in welches ich Einblick genommen habe. Große gesetzgeberische Initiative hat man aber offensichtlich nicht entfaltet, so z. B. nicht gegenüber dem Problem der Regelung der grundbücherlichen Rechte, der Hypotheken, der Grundstücke, nicht gegenüber der Frage des Moratoriums usw. Auch die Generalstaatsanwälte der englischen Zone treffen sich bei regelmäßigen Zusammenkünften. Es wird aber allgemein darüber geklagt, daß eine ganze Reihe von Gerichten noch nicht wieder ihre Tätigkeit aufnehmen können, weil es an unbelasteten geeigneten Richtern fehlt. Der Vizepräsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts, Herr Dr. Ruscheweyh, erkundigte sich besonders interessiert nach Einrichtung der Justizverwaltung in der russisch besetzten Zone und nach

der Verteilung der Gesetzgebungskompetenzen in der Zone, ob also die Landes- bzw. Provinzialverwaltung Gesetze erlasse oder die deutsche Zentralverwaltung oder etwa die Stadtmagistrate usw.<sup>25</sup> Man hatte größtes Interesse an einem Austausch der beiderseitigen gesetzgeberischen Arbeit. Auch die Lage der Anwaltschaft und die Entwicklung des Strafvollzugs begegnete größtem Interesse.

14.) Auf kulturellem Gebiete ist ebenfalls die englische Zone offensichtlich weit hinter der Entwicklung in der russischen Zone zurückgeblieben. Ich habe unterwegs oft Gelegenheit genommen, mich *an den Plakatsäulen und gesprächsweise* darüber informieren zu lassen, wieweit die Theater spielen, wieweit Vorträge und Konzert[e]<sup>26</sup> stattfinden und wieweit die Lichtspielhäuser mit Filmen versorgt werden. Ich hatte damit gerechnet, daß beispielsweise in Hamburg viel mehr englische und amerikanische Filme laufen würden, als es tatsächlich der Fall war. In dem englischen und amerikanischen Sektor Berlins laufen unbestreitbar wesentlich mehr ausländische Filme als in Hamburg. In Hamburg hatten wir Gelegenheit, eine Aufführung der Staatsoper zu hören, die allerdings ganz hervorragend war. Auch das Programm des Schauspiels in Hamburg war vielseitig und interessant, dagegen habe ich den Eindruck gewonnen, daß die politischen Parteien bei weitem nicht mit so viel Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit treten wie beispielsweise in Leipzig.

15.) Ein Gegenstand, der fast bei allen Besprechungen sehr interessiert diskutiert wurde, war die Frage des deutschen Geldwesens und der Regelung unserer inneren Kriegsschulden. In der englischen Zone sind die Banken nicht geschlossen worden, und die ganze Wirtschaft leidet unter dem Überdruck des zu großen Geldvolumens. Man erkundigt sich infolgedessen mit offensichtlicher eigener Unsicherheit nach der Methode der Bankenschließung in der russischen Zone und der Kreditgewährung auf Grund des in den Landesbanken zusammengeströmten Geldes. Bei näherer Darlegung unserer Verhältnisse geben die Beteiligten, wenn auch reserviert, in der Regel zu, daß die Methode, welche in der russischen Zone befolgt worden ist, die zweckmäßigere ist. Auf jeden Fall existiert in der englischen Zone eine Fülle von Broschüren, Denkschriften und Stellungnahmen amtlicher Stellen, Wissenschaftler und Politiker zu der Frage der Gesundung unseres Geldwesens. Ich hatte insbesondere mit Herrn Ministerialdirektor Dr. Weisser, *dem Generalsekretär des Zonenbeirates der britisch besetzten Zone in Hamburg*, eine sehr interessante Aussprache, und Herr Dr. Weisser hat mir das (*abschriftlich beigelegte*) sogenannte Detmolder Memorandum der Länder und Provinzen der britisch besetzten Zone über die Gesundung des deutschen Geldwesens und die Regelung der inneren Kriegsschulden zu streng vertraulichem Gebrauch mitgegeben. Dieses Memorandum ist im November 1945 der englischen Militärregierung übergeben worden. Wie ich von ihm erfuhr, hat auch *der Generalsekretär für den Länderbeirat in der amerikanischen Zone*

25 Vgl. Ruscheweyh an Zeigner vom 15.3.1946 (StadtAL, StVuR, Nr. 3798, Bl. 47).

26 Auslassung im Original.



in Stuttgart, Herr Roßmann<sup>27</sup>, ein solches Memorandum ausgearbeitet, und er hat mir zugesagt, mir dieses Memorandum auf postalischem Wege noch zugehen zu lassen.

VI. Alles in allem hatten Herr Bürgermeister Sachse und ich den Eindruck, daß die Entwicklung in der russischen Zone viel günstiger verlaufen ist und daß die Konsolidierung unserer Verhältnisse nur dann gefährdet werden würde (*dann allerdings in größtem Umfang*), wenn die Demontage in dem Ausmaß und in dem Tempo erfolgen sollte, wie es zur Zeit geplant ist.

(gez.) Dr. Zeigner  
Oberbürgermeister.<sup>28</sup>

---

27 Erich Roßmann (1884–1953), Journalist und SPD-Politiker, 1924–1933 Mitglied des Deutschen Reichstags und SPD-Funktionär in Württemberg, 1945–1948 Generalsekretär des Süddeutschen Länderrates (amerikanische Zone) mit Sitz in Stuttgart. In der russischen Übertragung wurde hinter Roßmann die Bezeichnung »in Stuttgart/amerikanische Zone/« eingefügt. Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau, f. R-7212, o. 1, d. 187, Bl. 46).

28 Die abschließende Zeile lautet in der russischen Übertragung: »Oberbürgermeister: Zeigner. Übersetzt durch: Oberleutnant Nikolajew, 27. März 1946, Leipzig.« Ebd.

## Die täglichen Lebensmittelrationen in der englischen und russischen Zone und im Kreis Leipzig

(\* alle Angaben in Gramm, 1 – russische Zone, 2 – Stadt und Kreis Leipzig, 3 – englische Zone)

Gruppen - bezeichnung *		Brot	Fleisch	Fett	sonst. Lebens- mittel	Zucker	Marmelade	Kartoffeln
Schwerst- arbeiter	1	450	40	42	40	25	30	300
	2	-	-	-	-	-	-	-
	3	400	107	89,2	89,2	13,4	16,1	571,4
Schwer- arbeiter	1	400	40	20	40	25	30	300
	2	450	50	30	40	25	30	400
	3	250	57,1	28,2	89,2	13,4	16,1	571,4
Arbeiter (engl. Zone, Verbraucher ü. 18 Jahre)	1	350	25	10	20	20	30	300
	2	400	40	15	30	20	30	400
	3	177,5	21,4	14,2	35,7	13,4	16,1	285,6
Angestellte (engl. Zone, Verbraucher ü. 18 Jahre)	1	250	20	10	15	20	30	300
	2	300	25	15	20	20	30	400
	3	177,5	21,4	14,2	35,7	13,4	16,1	285,6
Kinder (engl. Zone, 0 bis 3 Jahre)	1	200	15	10	10	25	30	300
	2	250	20	20	20	25	30	400
	3	89,3	14,3	18,8	62,5	8,9	32,1	142,9
Kinder (3 bis 6 Jahre)	1	200	15	10	10	25	30	300
	2	250	20	20	20	25	30	400
	3	125	21,4	18,8	53,5	8,9	32,1	285,5
Kinder (6 bis 10 Jahre)	1	200	15	10	10	25	30	300
	2	250	20	20	20	25	30	400
	3	196	21,4	23,2	71,4	13,4	16,1	285,5
Kinder (10 bis 18 Jahre)	1	200	15	10	10	25	30	300
	2	250	20	20	20	25	30	400
	3	285,7	21,4	23,2	71,4	13,4	16,1	285,5
Sonstige Verbraucher ü. 18 Jahre	1	200	15	7	10	15	30	300
	2	250	20	7	15	15	30	400
	3	177	21,4	14,2	35,7	13,4	16,1	285,5

Quelle: Erich Zeigner, »Bericht über die Reise in die englische Zone im Zeitraum 10.–16. März 1946« vom 22.3.1946 (GARF Moskau f. R-7212, o. 1, d. 187, Blatt 47)



## Personalia

---

### **Der Leipziger Geschichtsverein trauert um Prof. Dr. Dr. Detlef Döring (9.5.1952 – 1.4.2015)**

Am 1. April 2015 verstarb nach langer schwerer Krankheit Prof. Dr. Dr. Detlef Döring, seit 2006 engagiertes und den wissenschaftlichen Anspruch sowie die Verbindung zur Leipziger Universität und zur Sächsischen Akademie der Wissenschaften prägendes Mitglied im Vorstand des Leipziger Geschichtsvereins, kurz vor Vollendung seines 63. Lebensjahres.

Detlef Döring war seiner Heimatstadt in vielfältiger Weise eng verbunden. In Leipzig verbrachte er seine Kindheit und Jugend, besuchte hier die 54. Polytechnische Oberschule in Connewitz und legte danach sein Abitur ab. Einem Studium der Theologie an der Karl-Marx-Universität (1971–1976) schloss sich ein Forschungsstudium am Fachbereich Kirchengeschichte/Kirchliche Zeitgeschichte in Leipzig an, das er 1980 mit der Promotion zum Dr. theol. abschloss, um nach einem weiteren Studium – dem der Bibliothekswissenschaften an der Berliner Humboldt-Universität – 1986 einen zweiten Doktorgrad zu erwerben. 1991 folgte seine Promotion B in Kirchengeschichte an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit einer vielbeachteten Arbeit zur Biographie Samuel von Pufendorfs und zu dessen Entwicklung als Historiker und theologischer Schriftsteller.

Seine beruflichen Stationen führten Detlef Döring als wissenschaftlichen Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek Leipzig (1980–1987) über eine Tätigkeit am Zentralinstitut für Philosophie bei der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin (Leibniz-Editionsstelle von 1987–1991) bis zum Forschungszentrum Europäische Aufklärung in Potsdam (1992–1995). Im Jahr 1995 kehrte er nach Leipzig zurück und übernahm als Nachfolger von Prof. Dr. Gerald Wiemers die Leitung des Archivs der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

Seit 1999 wirkte Detlef Döring als Privatdozent für Philosophie an der Universität Leipzig, seit 2004 als außerplanmäßiger Professor für Wissenschafts- und Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit an der hiesigen Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften. Bereits seit 1994 war er Mitglied der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, von 2001 bis 2010 als deren stellvertretender Vorsitzender. An dieser Einrichtung leitete er seit dem Jahre 2000 zudem die Arbeitsstelle »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched« (bisher acht Bände erschienen), seit 2011 war er darüber hinaus Projektleiter der Historisch-

kritischen Edition des Briefwechsels zwischen Christian Wolff und Ernst Christoph Graf von Manteuffel an ebendieser Einrichtung.

Die Frühe Neuzeit und hier wiederum die europäische Geistes- und Ideengeschichte, die Leipziger Aufklärung und Universitätsgeschichte bildeten zentrale Forschungsfelder, auf denen Detlef Döring ungemein akribisch und fruchtbar forschte sowie lehrte. Hier legte er wichtige und wegweisende Veröffentlichungen vor, wobei besonders sein Beitrag in Bd. 1 der fünfbändigen Universitätsgeschichte zur Universität Leipzig vom Zeitalter der Aufklärung bis zur Universitätsreform (1650–1830/31) genannt werden muss. Noch im vergangenen Jahr erschienen sein Buch »Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ... Leipzig als literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit« sowie der von ihm betreute Tagungsband »Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens«. Detlef Döring war Mitherausgeber der vierbändigen wissenschaftlichen Stadtgeschichte, die aus Anlass der 1000. Wiederkehr der Ersterwähnung Leipzigs erscheint; der von ihm betreute Band 2 (Leipzig von der Reformation bis zum Wiener Kongress) ehrt postum den Autor und Herausgeber.

Auch der Universitätsbibliothek Leipzig war Detlef Döring in besonderer Weise verbunden, wo er als exzellenter Quellenkenner u. a. zwischen 2000 und 2005 in vier Bänden den Katalog »Die neuzeitlichen Handschriften der Nullgruppe« zu einer wichtigen Bestandsgruppe der Universitätsbibliothek erstellte. Seit 2012 war Detlef Döring Mitherausgeber des »Leipziger Jahrbuchs zur Buchgeschichte«. Die von ihm mitinitiierte und wissenschaftlich kuratierte Ausstellung zum 600. Geburtstag der Universität Leipzig unter dem Titel »Erleuchtung der Welt« setzte, auch mit dem Katalog, Maßstäbe.

Noch im November 2014 hat Prof. Döring, bereits sichtlich geschwächt, eine Sektion des Leipziger »Tages der Stadtgeschichte« moderiert, den er 2007 mit ins Leben rief. Mehr als einmal hat er die in diesem Kontext stattfindenden wissenschaftlichen Konferenzen zu verschiedenen Themen der Leipziger Geschichte aktiv vorbereitet sowie als Autor und Herausgeber der Tagungsbände in der Reihe »Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig« fungiert. Der Leipziger Geschichtsverein verliert mit Detlef Döring, der national wie international hohes Ansehen genoss, einen herausragenden Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator, dem gerade die Belange der Stadtgeschichte und damit des traditionsreichen Leipziger Geschichtsvereins, sehr am Herzen lagen. Prof. Dr. Dr. Detlef Döring hinterlässt auch für den Geschichtsverein und das Redaktionskollegium des Jahrbuchs »Leipziger Stadtgeschichte«, das er akribisch und mit Weitsicht seit 2006 leitete, eine nur sehr schwer zu schließende Lücke. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

# REZENSIONEN

---

**Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens.  
Politik, Wirtschaft und Kultur in sechs Jahrhunderten  
(Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 7)**

*Hrsg. von Detlef Döring*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 507 Seiten, Ladenpreis: 62 Euro  
ISBN 978- 3-86583-736-3

Um den griffigen, zugleich aber auch etwas schwammigen Titel des vorliegenden Bandes aufzugreifen: Leipzigs Bedeutung für die Geschichte Sachsens ist unstrittig! Der geographische Wirkungsraum ließe sich unter verschiedenen thematischen Gesichtspunkten zudem wesentlich erweitern – auf den mitteldeutschen Raum, Deutschland, ja Europa (und z. T. weltweit). Die vorteilhafte geographische Lage und die nicht zuletzt hieraus resultierende wirtschaftliche – wiederholt großzügig in Mittelalter und früher Neuzeit privilegierte – Entwicklung im territorialstaatlichen, landesweiten, später nationalstaatlichen Kontext führte Leipzig im Verlaufe seiner Geschichte bis in die Weimarer Republik in einem stetigen Wachstumsprozess in die Phalanx der führenden Städte ganz Deutschlands, bevor NS-Herrschaft und SED-Diktatur die Stadt an den Rand des Untergangs manövierten. Erst seit einem Vierteljahrhundert können die schmerzlichen Verwerfungen nach und nach überwunden werden, ist Leipzig faktisch neu erwacht und entwickelt sich (natürlich nicht problemfrei) dynamisch – als Industrie- und Messestadt, als Universitäts- und Dienstleistungsstadt, als Kongress- und Kulturmetropole, um das breite Spektrum anzudeuten.

Innerhalb der mittlerweile auf acht Bände angewachsenen Reihe »Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig« nimmt der Band zweifellos eine Sonderstellung ein, was nicht zuletzt auf die thematisch breite Ausrichtung zurückzuführen ist. Die aus einer Tagung im Herbst 2012 erwachsenen 18 Beiträge sind in vier Sektionen aufgeteilt. Während in Sektion I sieben Aufsätze – und damit die weitaus größte Zahl – politische Themen behandeln und dabei gut 200 Seiten des Buches ausmachen, bieten die Sektionen II (Wirtschafts- und Sozialgeschichte) und III (Wissenschaft und Bildung) jeweils vier überarbeitete Tagungsbeiträge mit zusammen 70 bzw. 100 Seiten und die abschließende Sektion IV (Kunst und Kultur) noch drei Beiträge – davon zwei mit musikgeschichtlichem Hintergrund – mit zusammen knapp 60 Seiten. Was lässt sich hieraus ableiten? Sicherlich zunächst eine Dominanz »politischer« oder in diesen Bereich einzuordnender Themen, die dabei einen großen zeitlichen Bogen vom Mittelalter bis in die jüngere Vergangenheit spannen. Nimmt man die Sektionen II und III hinzu und schaut auf den Inhalt, wird hier die frühe Neuzeit thematisch präferiert. Im Kontext der bisher seit 2008 erschienenen Bände mit thematischen Schwerpunktsetzungen wie beispielsweise Stadt und Universität, Schul- oder Wirtschafts- und Kirchengeschichte sind die Themen im vorliegenden Band inhaltlich breiter aufgestellt und bieten in ihrer Einordnung in vier unterschiedliche Bereiche einen Überblick über stadt- wie landesgeschichtlich (auch national-



geschichtlich) gleichermaßen relevante Forschungen, die zugleich komparativ ausgerichtet sind. Eine Art Zwischenbilanz also auf dem Weg zu der mit Spannung erwarteten vierbändigen Stadtgeschichte anlässlich der 1000. Wiederkehr der Ersterwähnung Leipzigs 2015, an der zahlreiche der im Band vertretenen Autoren ebenfalls beteiligt sind. Ins Auge fällt dabei im stadthistorischen Kontext die unterschiedliche Quelldichte in den einzelnen Zeitepochen, Forschungsschwerpunkte treten – auch im nationalen wie internationalen Vergleich – hervor, weiterhin vorhandene Desiderata werden gerade in der Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts sichtbar, was die Autoren immer wieder dezidiert ansprechen, auch wenn die Zahl der »weißen Flecken« mittlerweile abnimmt.

Letzteres unterstreichen schon die Beiträge zum Thema Politik(geschichte), die Enno Bünz mit Überlegungen zur Rolle Leipzigs als landesherrliche Residenzstadt in Spätmittelalter und früher Neuzeit einleitet, wobei der Autor u. a. im kontextualen Zusammenhang des Übergangs von der Reisherrschaft zur Residenzbildung die Aufenthalte der Wettiner in Leipzig beleuchtet und nachweist, wie die Stadt an der Pleiße bereits seit dem 12. Jahrhundert eine zunehmend bedeutendere Position im Herrschaftsgebiet der Wettiner einnahm und im Verlaufe des 15. Jahrhunderts – vor dem Hintergrund der privilegierten Messen, der rasch an Bedeutung erlangenden Universität sowie des in der Stadt angesiedelten Oberhofgerichts – zur wichtigsten Stadt im Kurfürstentum Sachsens aufstieg. Während Markus Cottin in einem umfangreichen Aufsatz den Rittergutsbesitz Leipziger Bürger im 15. und 16. Jahrhundert nach daraus ablesbaren Strategien hinterfragt und zusammen mit Thomas Wittig ausführliche Regesten zum bürgerlichen Land- und Rittergutsbesitz der chronologisch aufgeführten 32 Familien sowie ein entsprechendes Ortsverzeichnis präsentiert, betrachtet Philipp Walter die Universität als kursächsischen Landstand des 16. und 17. Jahrhunderts als Sonderfall der landständischen Entwicklung im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Susanne Schötz wiederum zeigt im zeit- und personengeschichtlichen Kontext überzeugend auf, dass und wie die organisierte deutsche Frauenbewegung in Leipzig seit Mitte der 1860er-Jahre ihren Ausgang nahm. 2015 wird auf einer internationalen Konferenz deshalb in Leipzig in breitem historischem Kontext an die 150. Wiederkehr der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins hier in Leipzig gedacht, dessen Innovationspotenzial und Netzwerkcharakter die Autorin kenntnisreich beleuchtet. Während Siegfried Hoyer das bislang vernachlässigte Thema »Leipzig in den Tagen des Kapp-Putsches« quellenkritisch untersucht, rückt Christian Rau »kollektivbiographisch« die Rolle des Rates der Stadt Leipzig zwischen 1946 und 1980 in den Fokus, wobei sozial- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte in dem aus einem größeren Forschungsprojekt erwachsenen Beitrag eine zentrale Rolle spielen, was u. a. in zahlreichen aufschlussreichen Tabellen zum Ausdruck kommt. Ulrich von Hehl schließlich nimmt die 16 Besuche Hitlers in Leipzig zwischen 1928 und 1938 zum Anlass, um kritisch (und zugleich stilistisch glänzend!) einen Aspekt aus dem bisher vernachlässigten Thema »Leipzig in der NS-Zeit« herauszugreifen und unter Auswertung einer umfangreichen Forschungsliteratur sowie zeitgeschichtlicher Quellen Gleichschaltung und »Führer-Mythos« in der Reichsmessestadt zu analysieren.

Die vier Beiträge aus dem Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte thematisieren die Rolle des Rates in doppelter Hinsicht: zum einen unter dem Aspekt seiner »Geschenkpolitik« um 1500 als noch immer der spätmittelalterlichen Festkultur verbundenem Ritual, das zugleich vielfältige Einblicke in die Netzwerke und das Selbstverständnis einer prosperierenden Stadt erlaubt (Doreen von Oertzen Becker), zum anderen – gut drei-vier Generationen später – aus dem Blickwinkel der Zahlungsunfähigkeit der Stadt Leipzig im Jahre 1625, die zu

den spektakulärsten Ereignissen der älteren Stadtgeschichte zählt und deren Ursachen und Verlauf Uwe Schirmer schildert und deren innere wie äußere Ursachen er herausstellt. Immerhin: Mehr als ein halbes Jahrhundert später war die Stadt, nach einem schmerzlichen Spar-Prozess, wieder gesundet, was u. a. der Bau der Börse (1678/79) sichtbar zum Ausdruck brachte. Natürlich darf im vorliegenden Band auch die Buchstadt Leipzig nicht fehlen: Thomas Fuchs formuliert in seinem Beitrag über den Konfessionskonflikt im späten 16. Jahrhundert und die Leipziger Buchproduktion die These, dass die konfessionellen bzw. konfessionell motivierten Auseinandersetzungen 1571–1595 nur einen geringen Widerhall in der Druckproduktion der Messestadt fanden und lediglich die Bekenntnisfrage (1580) sowie die Differenzen in der Sakramentslehre zwischen Lutheranern und Calvinisten publizistisch ausgetragen wurden, was auch tabellarisch veranschaulicht wird. Elke Schlenkrich wiederum verweist in Gestalt quellen-gestützter Schlaglichter aus einem ihrer zahlreichen, seit vielen Jahren hinterfragten Spezialthemen die Lebenswelten Leipziger Zunfthandwerker auf dem Weg in die Moderne im Zeitraum 1750–1850 und zeigt zugleich die Forschungsperspektiven in diesem Untersuchungsfeld auf.

Die vier Beiträge aus der Sektion Wissenschaft und Bildung fokussieren vier unterschiedliche Themen, die freilich alle bildungsgeschichtliche Relevanz besitzen. Während Manfred Rudersdorf die konfessionelle Bedeutung Leipzigs im säkularen Erneuerungsprozess des 16. Jahrhunderts vor dem Hintergrund von Reformation, humanistischer Bildung und Studium herausstellt und in vier Thesen einfließen lässt, zeigt Klaus-Dieter Herbst sehr detailliert Leipzig als Druckort von Kalendern von den Anfängen in den 1480er-Jahren bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Thomas Thibault Döring wiederum blickt auf Leipziger Gelehrtenbibliotheken zwischen 1500 und 1750, Thomas Stein beleuchtet den Zusammenhang zwischen städtischen Eliten und Mäzenatentum im Leipzig der Weimarer Republik als Bestandteil bürgerlicher Kultur und bürgerlichen Selbstverständnisses.

In der abschließenden vierten Sektion befasst sich Constance Timm mit den vergessenen Begräbnissen in der 1968 durch SED-Willkür gesprengten »erinnerten« St. Pauli-Kirche. Dem schließen sich zwei musikgeschichtlich relevante Aufsätze an. Während Peter Wollny die Musikaufführungen auf dem Leipziger Markt im 17. und 18. Jahrhundert anhand dreier exemplarisch vorgestellter und in den Quellen überlieferter Ereignisse darstellt, widmet sich Ralf Wehner der ersten Leipziger Liedertafel und Felix Mendelssohn Bartholdy unter Einbeziehung von neun bislang unveröffentlichten Quellendokumenten.

Summa summarum: Leipzig ist aufgrund seiner historischen und kulturgeschichtlichen Rolle immer wieder zu Recht mit zahlreichen Attributen versehen worden – Messe- und Universitätsstadt sowie Buch- und Musikstadt sind wohl mit die wichtigsten in diesem Kontext. Dies zeigt auch der vorliegende Band, der zahlreiche bislang eher im Schatten stehende Themen in den Mittelpunkt stellt und damit an dieser oder jener Stelle auch Forschungslücken zumindest ansatzweise zu schließen vermag. Der Band darf als die bereits erwähnte Zwischenbilanz stadtgeschichtlicher Forschungen in unterschiedlichen Bereichen angesehen werden und er macht im Kleinen wie im Großen deutlich, wie reichhaltig die Geschichte Leipzigs ist und welche Bedeutung sie für Region, Land und Europa besitzt.

*Thomas Krzenck (Leipzig)*

**»... die merkwürdigsten fremden Truppen«  
Die Wahrnehmung der Baschkiren in den Napoleonischen Kriegen 1812–1814  
im Spiegel zeitgenössischer Berichte**

*Matthias Kaufmann*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013, 121 Seiten, broschiert, Ladenpreis: 19 Euro  
ISBN 978-3-86583-805-6

Die von Russland in den Feldzügen 1812 bis 1814 als irregulärer Teil ihrer Truppen eingesetzten eurasischen Völkerschaften der Kirgisen, Baschkiren, Kasachen, Turkmenen und Kalmücken erregten schon ob ihres exotischen Erscheinungsbildes durch Kleidung und Bewaffnung in Mitteleuropa großes Aufsehen. Matthias Kaufmann befasst sich in seiner kulturhistorisch-militärgeschichtlichen Studie speziell mit den Baschkiren und bietet in einem ersten Kapitel zunächst zur Einführung einen allgemeinen ethnohistorischen Überblick zu ihrer geographischen Herkunft (Raum Ufa, Kasan, Orenburg westlich des südlichen Ural), Lebensweise und Entwicklung bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Anschließend schildert er ihre Einbindung und Verpflichtung zum Militärdienst im russischen Zarenreich, denen seit Mitte des 18. Jahrhunderts gemeinsam mit den Kosaken die wichtige Aufgabe der Grenzlandsicherung im Osten des Reiches übertragen wurde (Orenburg-Linie). Ein weiteres Teilkapitel ist der Beteiligung der Baschkiren in der Zeit der Napoleonischen Kriege gewidmet, von denen 1812 insgesamt 28 Regimenter zu je rund 500 Reitern aufgestellt wurden und die im Zuge der Verfolgung der napoleonischen Truppen durch die russische Armee immer weiter nach Westen vordrangen. Anders als die reguläre Armee des Zaren waren sie aber nicht einheitlich uniformiert und bewaffnet und boten daher ein recht buntes Bild. Wenn sie dies auch mit den weitaus bekannteren Kosaken sowie den bereits erwähnten anderen irregulären Verbänden der Turkvölker teilten, stachen bei den Baschkiren doch einige Besonderheiten deutlich hervor. Sie waren in der Regel mit Pfeil und Bogen sowie einer Lanze und Krummsäbel bewaffnet und trugen eine spitz zulaufende fellgesäumte Kopfbedeckung aus Filz mit Nackenschutz, durch die sie oft schon aus weiterer Entfernung zu identifizieren waren. Wie auch die anderen »Hilfstruppen« der russischen Armee wurden sie weniger in den großen Feldschlachten als vielmehr zu Vorpostengefechten, zur Aufklärung, als Streifkorps zur Sicherung des Nachschubs oder Störung der feindlichen Verbindungen oder zur Bewachung von Gefangenen eingesetzt. Für ihre Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung hatten sie selbst zu sorgen. Da die Baschkiren auch keinen Sold erhielten und sich aus den eroberten Gebieten selbst versorgen sollten, waren Plünderungen, Überfälle und Requirierungen bei der Zivilbevölkerung vorprogrammiert, ja überlebenswichtig. Im Gefolge der Baschkiren befanden sich mitunter ihre Frauen und ein ganzer Tross mit ihren kleinen und wendigen Ersatz- und Packpferden für Verpflegung, Decken oder Felle und Beute. Insgesamt wird von etwa 30 000 zu dieser Zeit militärisch mobilisierten Baschkiren ausgegangen, von denen knapp 20 000 an den Feldzügen 1813/14 in Mittel- und Westeuropa beteiligt waren.

Das umfangreichste und weit untergliederte Kapitel »Ist Asien wirklich ausgewandert?« ist der Wahrnehmung der Baschkiren durch ihre Zeitgenossen gewidmet. Hier geht der Autor zunächst von wissenschaftlich-methodischen Überlegungen aus, legt die Quellenlage und das Instrumentarium seiner Untersuchungen dar. Im Anschluss werden zahlreiche Schilderungen

zeitgenössischer Beobachter und Betroffener (als Opfer von Raub und Plünderung, Quartierwirt oder militärischer Gegner) als Quellenzitate zusammengetragen und von Kaufmann wissenschaftlich analysiert bzw. kommentiert. Dabei gelingt es ihm auf gut lesbare und interessante Weise alle wesentlichen Facetten der Baschkiren im Kontext seines Themas auszuleuchten, wobei die Erscheinung und Deutung ihrer Fremdartigkeit (»Wunderthiere«) nicht nur auf Äußerlichkeiten und Kampfweise beschränkt bleiben, sondern auch Lebensart, Charakter und Religion dieses exotischen Nomadenvolkes umfasst. Dass es angesichts der vorausseilenden Greuelgeschichten (»roh und wild wie alle Tartaren«), der kriegsbedingten Ereignisse und Übergriffe hinsichtlich der Baschkiren auch zu Übertreibungen und Fehltritten bei den Zeitgenossen gekommen ist, liegt in der Natur der Sache. Da ist von unvorstellbar großer Gefräßigkeit, Trunksucht, Raub- und Zerstörungslust ebenso die Rede wie von Gutmütigkeit (vor allem gegenüber Kindern), Neugier und kindlicher Naivität. Nicht wenige Zeitzeugen bescheinigten den Baschkiren, dass sie aus ihrem Aufenthalt in Mitteleuropa einiges gelernt und viel Nützliches mit in die Heimat nehmen könnten, zumal sie sich sehr offen für europäische Sitten gezeigt hätten. Ganz anders als rund 130 Jahre später (1944/45) scheinen Übergriffe gegenüber Frauen die Ausnahme geblieben zu sein, zumindest scheint es dafür keine Belege zu geben. Dennoch bleibt das Fazit des Autors durchwachsen, was angesichts der Quellenlage und der sehr unterschiedlichen Selbstzeugnisse und Wahrnehmungen der überwiegend deutschen und französischen Zeitzeugen nachvollziehbar ist. In einem äußerst aufschlussreichen Anhang stellt Kaufmann zwölf umfangreichere zeitgenössische »Berichte über Baschkiren als Teilnehmer der Napoleonischen Kriege« zusammen, die zum Teil auch deren Rolle während der Völkerschlacht bei Leipzig reflektieren und das Bild dieser »merkwürdigsten fremden Truppen« abrunden. Dem Buch sind einige anschauliche Abbildungen von Baschkiren beigegeben, wobei die Aufnahme einer Karte etwa über die Wanderungsbewegung der baschkirischen Einheiten 1812 bis 1814 vermisst wird. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis und die Zahl von über 500 Anmerkungen unterstreichen den wissenschaftlichen Anspruch der Publikation. Allerdings hat sich Kaufmann neben späterer Fachliteratur ausnahmslos auf gedruckte zeitgenössische Berichte einschließlich solcher aus Zeitungen beschränkt und sich offenbar nicht der Mühe unterzogen, nach bislang unveröffentlichten Quellen in den sächsischen Staats- und Stadtarchiven zu suchen. So blieb ihm auch das für die Napoleonzeit so überaus ergiebige und reich illustrierte Tagebuch von Carl August Helbig (1801–1813) aus dem Stadtarchiv Dresden verborgen, in dem sich unter anderem eine weitere farbige Darstellung einer Gruppe bewaffneter Baschkiren nebst Beschreibung findet, welche der Rezensent in Verbindung mit einer Artikelfolge über das Schicksal Dresdens im Jahr 1813 vor rund 25 Jahren erstmals in einer Dresdner Tageszeitung veröffentlichte.

Dennoch kann das Buch als komprimierte Zusammenstellung über diese »... merkwürdigsten fremden Truppen« insbesondere den völkerkundlich und militärhistorisch interessierten Lesern als ebenso lehrreiche wie durch ihre Quellennähe authentische Lektüre empfohlen werden.

*Gerald Kolditz (Leipzig)*

**Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften  
in den Kirchenbibliotheken St. Nikolai und St. Thomas zu Leipzig  
(Marburger Personalschriften-Forschungen 46)**

*bearb. von Rudolf Lenz, Daniel Geißler, Werner Hupe, Gunter Janoschke, Helga Petzoldt,  
Klaus Wolf, hrsg. von Rudolf Lenz*

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2008, XIV, 216 Seiten, Ladenpreis: 34 Euro  
ISBN 978-3-515-09291-3

**Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften  
in der Universitätsbibliothek Leipzig  
(Marburger Personalschriften-Forschungen 50, 1–5)**

*bearb. von Rudolf Lenz, Gabriele Bosch, Daniel Geißler, Jan-Willem Huntebrinker, Werner  
Hupe, Gunter Janoschke, Ulrike Ludwig, Helga Petzoldt, Klaus Wolf, hrsg. von Rudolf Lenz*

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010, XX, 1426 Seiten, Ladenpreis: 222 Euro  
ISBN 978-3-515-09821-2

Die beiden von Rudolf Lenz herausgegebenen Veröffentlichungen erschließen zwei zentrale Bestände mit Leichenpredigten und Trauerschriften in Leipzig. Allein der Umfang des Katalogs zur Universitätsbibliothek mit drei Katalogteilen und zwei Registerteilen verdeutlicht die immense Fülle der hier verwahrten Schriften. Zwar fällt der Band zu St. Nikolai und St. Thomas wesentlich schmaler aus, doch ist ausdrücklich darauf zu verweisen, dass hier u. a. die Sammlung von Leichenpredigten des Magdeburger Dompredigers Siegfriedus Saccus enthalten ist. Diese bietet einen Schlüssel zur Reformationsgeschichte Magdeburgs und des mitteldeutschen Raumes überhaupt. Für die Leipziger Stadtgeschichte sind die in beiden Katalogen zahlreich genannten Leipziger Ratsherren des 16. bis 18. Jahrhunderts zu nennen. Darüber hinaus wird ein Großteil des bei Leipzig ansässigen Adels genannt, aber auch der Bürger, die im Leipziger Land Rittergutsbesitz hatten. Es lässt sich damit ein breites Bild der Leipziger Oberschicht zeichnen.

Die Gestaltung der Kataloge erfolgt nach den üblichen Prinzipien der Forschungsstelle für Personalschriften in Marburg. Die Personen werden alphabetisch nach ihrem Zunamen aufgeführt. Jeder Katalogeintrag erschließt die Leichenpredigt oder Trauerschrift umfassend und vermag damit den Zugang zu diesen wichtigen Quellen zu ermöglichen. Als besonders praktisch erweist sich das ausklappbare Abkürzungsverzeichnis am Ende eines jeden Bandes. Damit ist es möglich, die Katalogartikel schnell zu entschlüsseln. Besonders tiefeschürfend sind die Register angelegt, sodass alle Personen und Orte, die in den Artikeln genannt werden, erschließbar sind. Obwohl in der Vorbemerkung auf die einschlägigen Standardwerke wie das Historische Ortsverzeichnis von Sachsen verwiesen wird, ist die Auflösung von Ortsnamen doch nicht immer gelungen. Unglücklich ist im Band zu St. Nikolai und St. Thomas das Lemma »Grimma – Kloster Nimbschen« (S. 190, 200), das unter »Nimbschen« gehört hätte. Auf S. 114 wird Paunsdorf im Besitze der Familie von Thümmel genannt, doch findet sich der Ortsname im Register nicht. Wie stets sind dies allerdings verschmerzbar Kleinigkeiten, zumal

sich durch die umfangreichen Register verschiedene Möglichkeiten ergeben, auf eine Person oder einen Ort aufmerksam zu werden. Zu erwähnen ist ferner, dass es Register zu den Berufen, zu Druckern oder zu Darstellungen (Porträts, Aufbahrungen, Särge) gibt. Allein diese ermöglichen eigene Forschungen beispielsweise zur Bestattungskultur oder zu den frühneuzeitlichen Professoren der Universität Leipzig. Die Kataloge sind damit Findbücher im besten Sinne und bedürfen kaum umfassender Einführungen.

Die einleitenden Worte sind in beiden Katalogen kurz gehalten und skizzieren das Projekt, um dann auf die besonderen Umstände der behandelten Bestände einzugehen. Dies bedeutet stets eine knappe Bibliotheksgeschichte sowie die Hervorhebung wichtiger Persönlichkeiten (u. a. Zar Peter I. und Gustav II. Adolf König von Schweden). Daraufhin wird die kulturgeschichtliche Aussagekraft der Predigten durch Einzelbeispiele hervorgehoben. Besonders ist im Bestand von St. Nikolai auf eine Leichenpredigt von 1598 für ein totgeborenes Kind hinzuweisen (S. 4). Überdies werden in beiden Katalogen zahlreiche Trauerschriften aufgeführt, die mit dem Dreißigjährigen Krieg zusammenhängen bzw. auf Ereignisse dieser Zeit verweisen.

Der Bestand der Universitätsbibliothek Leipzig (die Kirchenbibliotheken St. Nikolai und St. Thomas lagern dort als Deposita) weist mit 5709 Nummern den umfangreichsten bislang verzeichneten Bestand in Sachsen auf. Dabei verteilen sich die Beerdigungs-, Berufs-, Dienst- und Absendeorte auf alle evangelischen Landschaften des Alten Reiches, wie eine beigegebene Karte ausweist. Dies ist mit Sicherheit auf den Einzugsbereich der Universität Leipzig zurückzuführen.

Da mit dem Katalog der Universitätsbibliothek die Arbeit der Forschungsstelle für Personalschriften an der Technischen Universität Dresden (eine Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz) endet, nutzt der Herausgeber, Rudolf Lenz, dies für eine ausführliche Würdigung der Arbeit. Ziel war es, in einem Kernland der Reformation die Bestände an Leichenpredigten zu bearbeiten. Nicht ohne Wehmut schildert Rudolf Lenz die Geschichte der Dresdner Arbeitsstelle. Mit der Herausgabe des 50. Bandes der Personalschriften war auch ein Wechsel in der Leitung der Marburger Forschungsstelle verbunden. Eva-Maria Dickhaut übernahm die Leitung des ambitionierten Forschungsprojekts, das sich seitdem den Thüringer Beständen zuwendet.

Mit den beiden Leipziger Katalogen liegt in bewährter Qualität ein umfangreiches Material vor, dessen man sich bei der Erforschung der frühneuzeitlichen Geschichte Leipzigs bedienen kann. Selbstverständlich sind nicht alle relevanten Bestände in Leipzig selbst überliefert. Daher sollte man stets auf die Datenbank im Internet zurückgreifen ([www.personalschriften.de/datenbanken/gesa.html](http://www.personalschriften.de/datenbanken/gesa.html)), die alle bislang erfassten Bestände verzeichnet.

*Markus Cottin (Leipzig)*



»Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ...«  
**Leipzig als literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit**

Detlef Döring

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 208 Seiten, Ladenpreis: 19 Euro  
 ISBN 978-3-86583-849-0

Dass Leipzig in der Frühen Neuzeit ein literarisches Zentrum war und diesbezüglich vor allem im Jahrhundert der Aufklärung eine zentrale Rolle spielte, ist nicht unbekannt. Nach welchen Büchern kann der wissbegierige Leser greifen, der sich zu diesem Thema einen Überblick verschaffen will? Georg Witkowski richtete sich mit seiner *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, die im Jahr 1909 aus Anlass der 500-Jahr-Feier der Universität erschien und von stupender Kenntnis der Materie zeugt, an ein breiteres Lesepublikum und verzichtete deshalb auf Anmerkungen. 1994 wurde der Titel als Reprint neu aufgelegt. Wenig später gab Andreas Herzog den Band *Das Literarische Leipzig. Kulturhistorisches Mosaik einer Buchstadt* (1995) heraus, das sich ebenfalls nicht an die Fachwelt, sondern an die interessierte Öffentlichkeit wandte und nicht genug gewürdigt werden kann. Von Germanisten verfasst, durch viele kurze Essays aufgelockert und reich bebildert, bietet der Band einen facettenreichen Überblick bis zur Gegenwart und ist zudem opulent und ansprechend ausgestattet. Beide Werke sind nur noch antiquarisch erhältlich.

Woran es bislang fehlt, ist eine Darstellung, die wissenschaftlichen Standards genügt. Hier setzt Detlef Döring, der ein profunder Kenner der Geschichte der Leipziger Universität im 17. und 18. Jahrhundert und ihres Umfeldes ist, mit seiner Studie an. Sein Anliegen ist es, Leipzigs Spezifika für die Produktion und Rezeption von Literatur herauszustellen und weniger beachtete Personen zu berücksichtigen, statt einschlägig Bekanntes zu repetieren (beispielsweise Lessing und Goethe als Leipziger Studiosi). Zudem möchte er Urteile über das Ende Leipzigs als literarisches Zentrum um 1800, die bis in die Gegenwart perpetuiert worden sind, relativieren.

Einleitend ordnet Döring das kursächsische Leipzig in das Spektrum frühneuzeitlicher Städte ein, die das Potenzial zur Formierung als kulturelles Zentrum besaßen. Waren sie Nicht-Residenzstädte, dann mussten sie, so Döring, dafür vier Voraussetzungen erfüllen: Sie brauchten höhere Bildungseinrichtungen, ein Verlagswesen, eine bemittelte Bürgerschaft und Sozietäten. In Leipzig sieht er zu Recht den Ort, wo sich diese Faktoren »in klassischer Vollenendung ausgebildet« hatten (S. 17). Leipzig besaß mit seiner alten Universität, der (Buch-)Messe und einem kulturell aktiven Stadtbürgertum strukturelle Vorzüge, die annähernd am ehesten in Hamburg und Breslau als wohlhabenden Handelszentren mit angesehenen Akademischen Gymnasien wiederzufinden wären. Das Material gliedert Döring dann nach den Trägern des literarischen Lebens, und zwar in: 1. Universität (Universität und Literatur, Studenten, Professoren, gelehrte Dichter), 2. Verlagswesen, 3. Stadtbürgertum (mit einem Exkurs zu den Dichterrinnen und zum Adel) und 4. Gesellschaften.

Der umfangreichste Abschnitt ist dem Kapitel Universität gewidmet, denn das literarische Leben hing in vielfacher Weise von der Präsenz der Universität ab, die ja überhaupt erst einmal das intellektuell und literarisch ambitionierte »Personal« in die Stadt holte bzw. an die Stadt band. Döring liefert Informationen zu vielen schreibenden Professoren und Studenten sowie zu

Autoren, die eine akademische Ausbildung durchlaufen hatten und dann ihr schriftstellerisches Werk neben einem Brotberuf schaffen mussten; bekannteste Beispiele dafür sind Christian Felix Weiße und Johann Gottfried Seume, ersterer Kreissteuereinnehmer, letzterer Korrektor bei Göschen.

Der Studie liegt (unausgesprochen) ein weiter Literaturbegriff zugrunde, der die Spezifik frühneuzeitlicher Literatur berücksichtigt, die nicht am Genie- und Originalitätsgedanken des Sturm und Drang und an den ästhetischen Prämissen der Weimarer Klassik, vor allem nicht am Postulat der Kunstautonomie, gemessen werden darf. Literarische Produktion war lehr- und lernbar; man erfährt, dass es bis 1808 eine Poetikprofessur gab, um den Studenten das Schreiben beizubringen. In diesem Zusammenhang macht Döring auch auf die Bedeutung der Kasualyrik aufmerksam, die in der Frühen Neuzeit breiten Raum einnahm, da zu allen möglichen Anlässen wie Taufen, Promotionen und Begräbnissen Gedichte verfasst wurden.

Die anderen Träger des literarischen Lebens – Verlagswesen, Stadtbürgertum, Gesellschaften – behandelt Döring knapper. In der engen Verbindung von Universität und Stadtbürgertum, Gelehrten- und Kaufmannsfamilien sieht er eine Eigenart der Leipziger Literaturproduktion, die noch der genaueren Erforschung bedürfe. Ein bekanntes Beispiel aus dem 18. Jahrhundert ist Bürgermeister Carl Wilhelm Müller, der nicht nur für den Ausbau des Promenadenrings, die Einrichtung eines Konzertsaals im Gewandhaus, die Umgestaltung der Nikolaikirche oder die Einrichtung der Ratsfreischule sorgte, sondern auch dichtete und als Herausgeber der *Brittischen Bibliothek* die Kenntnis der englischen Literatur beförderte. Weniger im Bewusstsein hingegen ist, dass der Kaufmann Wilhelm Gerhard, an den man sich heute am ehesten als Schöpfer von »Gerhards Garten« erinnert, sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als Schriftsteller, Übersetzer und Gestalter von Maskenzügen betätigte. Sicher hat Döring Recht mit seinem Hinweis auf die Konnexionen zwischen städtischer Beamtenschaft bzw. Kaufmannschaft und Literatur (sowie den anderen Künsten), aber einzigartig dürfte Leipzig diesbezüglich nicht sein. Man denke nur an Hamburg mit seinem berühmten Lyriker Barthold Heinrich Brockes, der jahrzehntelang Ratsherr, Stadtrichter und Amtmann in hamburgischen Diensten war. Und schon die Literatur des Barock hatte Zentren in bürgerlich geprägten Nicht-Residenzstädten; neben Leipzig und Nürnberg ist hier vor allem an Schlesien zu denken.

Wer den Verfasser kennt, der weiß, was er erwarten kann: Dem Leser wird eine quellen- gesättigte Fülle an Material ausgebreitet und akribisch in den Anmerkungen nachgewiesen. Außerdem: Man darf auf manches schöne Fundstück aus unbekannten Quellen hoffen, wie die im Leipziger Stadtarchiv befindliche Beschwerde einer gewissen Jungfer Bruchbach (1795), deren Nichte in privaten Theateraufführungen des Sprachmeisters Hubrig auftrat. In dessen Wohnung versammelten sich allsonntags junge Menschen beiderlei Geschlechts, darunter viele Studenten, um Schauspiele einzustudieren. Da Hubrig Universitätsangehöriger war, schaltete sich auch die Universität ein. Für die Nichte war das Vergnügen vorbei; sie wurde zu der um ihren Leumund besorgten Tante zurückgebracht. Diese Geschichte besitzt nicht nur anekdotischen Reiz, sondern verdeutlicht zugleich ein wichtiges Merkmal Leipzigs: die enge Verbindung von Literatur, Theater und Musik. Es stellte sich nämlich heraus, dass Schüler der Thomasschule zum aktuell eingeübten Stück (August von Kotzebue: *Das Kind der Liebe*, 1791) Kompositionen beige-steuert hatten.

Die Materialfülle ist der große Gewinn von Dörings Studie, besitzt aber zugleich eine Kehrseite, die sich mit der Entstehungsgeschichte erklären lässt. Am Anfang stand ein Vortrag, der

sich in der Druckfassung so sehr auswuchs, dass er sich zum Buch verselbstständigte. Für einen Vortrag war die systematische Gliederung nach Trägern des literarischen Lebens ausreichend, für ein umfangreicheres Werk ist sie zu grobmaschig. Eine Schwierigkeit besteht in den vielfachen Überschneidungen, die darzustellen wären. So empfing beispielsweise Christian Fürchtegott Gellert in seiner Leipziger Studienzeit entscheidende Anregungen durch die Studenten, die mit den *Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes*, den sogenannten *Bremer Beiträgen*, die erste literarische (nicht literaturkritische) Zeitschrift ins Leben riefen, und wirkte später als außerordentlicher Professor mit magnetischer Anziehungskraft an der Universität. Oder Christian Felix Weiße: Während des Studiums zusammen mit Lessing ein begeisterter Theaterbesucher, der sich etwas Geld verdiente, indem er für die Neubersche Schauspieltruppe Stücke übersetzte, gehörte er später als Kreissteuereinnahmer und Inhaber weiterer Steuerämter zum städtischen Bürgertum und trug durch sein Renommee als Schauspiel-, Libretto- und Kinderliteraturautor sowie als Herausgeber der in ihrer Bedeutung noch zu wenig gewürdigten *Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* erheblich zum Ruf Leipzigs als literarisches Zentrum bei.

Gravierender aber ist, dass durch die Konzentration auf Träger des literarischen Lebens andere wichtige Aspekte nur kursorisch und eben nicht systematisch und ihrer Bedeutung entsprechend behandelt werden können. Das betrifft beispielsweise die Dramenliteratur respektive das Theaterleben (zu dem allerdings eine aktuelle Darstellung fehlt), das Döring durchaus im Blick hat, aber dort einbaut, wo es sich gerade anbietet: im Kapitel »Professoren« im Zusammenhang mit Gottscheds Theaterreform. Ähnlich verhält es sich mit der Verbindung von Literatur und Musik oder mit literaturgeschichtlichen Kategorien wie den Gattungen und Genres (Roman, Kasualyrik, geistliche Lyrik).

Zu fragen ist darüber hinaus, ob es nicht besser gewesen wäre, sich auf das 18. Jahrhundert zu beschränken, was ja Vor- und Rückblicke durchaus nicht ausgeschlossen hätte. Aber wie der von James Boswell entlehnte Titel bereits signalisiert, liegt der Schwerpunkt so sehr auf dem Zeitalter der Aufklärung, dass sich die Abschnitte zum 16. und 17. Jahrhundert im Vergleich dazu marginal ausnehmen.

Döring verweist auf die Notwendigkeit des interdisziplinären Herangehens an den Gegenstand; er selbst ist kein Literaturwissenschaftler. Das Fehlen literaturgeschichtlicher Kategorien und Zusammenhänge zeigt sich besonders in den Bemerkungen zu Gellert, in denen man Ausführungen zur Empfindsamkeit vermisst, oder auch dort, wo sich der Autor über die Inkongruenz zwischen der im späten 18. Jahrhundert aufkommenden Romantik und dem Charakter der kaufmännisch ausgerichteten Leipziger Einwohnerschaft äußert. Nicht nur, dass er hier die zuvor abgelehnten Stereotype von den Leipziger Philistern gelegentlich selbst reproduziert (aber: Konnte Jena zum Zentrum der Frühromantik werden, weil die dortigen Einwohner keine Philister waren?), die Entgegensetzung von Romantik und »gesundem Menschenverstand« greift zu kurz. An anderer Stelle bezeichnet Döring das Wesen der Leipziger Aufklärung als »Manifestation des »gesunden Menschenverstandes« gegenüber allen spekulativ-mystischen oder als transzendental anmutenden Gedankengängen« (S. 112). Das scheint mir ein Bärendienst für die Leipziger Aufklärung zu sein, denn da das wohl positiv gemeint ist, ist es zugleich unfreiwillig eine Ohrfeige. Schriftsteller, die sich von der Mystik inspirieren ließen, verfassten großartige Literatur (man denke nur an die Barockmystik); und Friedrich Schillers brillante ästhetische Schriften und die daran orientierte Literatur sind ohne Immanuel Kants Transzendentalphilosophie nicht denkbar.

Trotz dieser Unvollkommenheiten ist Dörings Buch anregend und verdienstvoll. Der Autor erhebt nicht den Anspruch auf eine umfassende Darstellung, hat manche Aspekte (z. B. Verlagswesen, Zensur) bewusst ausgespart oder knapp gehalten und erklärt ausdrücklich, nur mehr Anstoß für weitere Forschungen geben zu wollen. Es wird wohl kaum einem Einzelnen möglich sein, ein Opus in Angriff zu nehmen, das die zahlreichen Aspekte des Gegenstands bündelt: die literaturgeschichtlichen, philosophischen und theologischen Kontexte sowie die sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, die Leipzig in der Frühen Neuzeit zu bieten hatte.

*Katrin Löffler (Leipzig)*

## Schlösser in Leipzig und Umgebung

*Matthias Donath*

Edition Sächsische Zeitung, Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland /  
Edition Sächsische Zeitung, Meißen 2013, 180 Seiten mit 299 Abb., Ladenpreis: 16,80 Euro

Die Publikation »Schlösser in Leipzig und Umgebung« ist als Bd. 13 Bestandteil einer von dem Meißner Kunsthistoriker Matthias Donath verfassten und als Edition der Sächsischen Zeitung durch die Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH herausgegebenen Buchreihe »Schlösser in Sachsen«. Der erste Band mit dem wie nicht anders zu erwartenden Titel »Schlösser in Dresden und Umgebung« erschien 2005 und hat mittlerweile zwei erweiterte Nachauflagen erfahren. 2014 ist die Reihe mit dem Bd. 14 »Schlösser und Herrenhäuser in Nordsachsen« abgeschlossen worden.

Die überaus verdienstvolle Publikation widmet sich einem Denkmalbestand, der in der Vergangenheit vor allem im Osten Deutschlands nur geringe Beachtung gefunden hatte. Die hohe Verlustquote ländlicher Schlösser und Herrensitze ist in der Regel nicht auf Kriegseinwirkungen zurückzuführen, sondern vielmehr das Ergebnis der nach 1945 unter sowjetischer Besatzung begonnenen und vor allem in den Anfangsjahren der DDR systematisch weiter betriebenen Vernichtung ländlicher Adelskultur. Ungeachtet ihres kulturgeschichtlichen und künstlerischen Ranges waren die meisten Schlösser und Herrensitze nach der Enteignung einer neuen, oft wenig geeigneten Nutzung zugeführt worden. Fand sich keine Nutzung oder wurde diese wegen mangelndem Bauunterhalt und Vernachlässigung schließlich aufgegeben, kam es in vielen Fällen zum Abbruch.

Der 2013 erschienene Band »Schlösser in Leipzig und Umgebung« behandelt insgesamt 108 vorwiegend ländliche Objekte. Obwohl es keine allgemeinverbindliche Definition zur Bezeichnung eines Schlosses gibt, wird schon beim ersten oberflächlichen Durchblättern klar, dass hier auch Bauten vorgestellt werden, die man weniger als Schlösser, sondern eher als Herrenhäuser oder auch als einfache Gutshäuser ansprechen würde. Dabei dürfte der Verzicht auf den Begriff »Herrenhäuser« im Buchtitel, den die meisten anderen Bände der Reihe tragen, eine verlegerische Entscheidung gewesen sein. Allerdings erlaubt die umgangssprachlich oft synonyme Verwendung der Begriffe Schloss, Herrenhaus und Gutshaus ohnehin keine eindeutige hierarchische Zuordnung. Kriterium für die Aufnahme ist daher der in den seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in historischen Ortsverzeichnissen genannte Rittergutsstatus der zugehörigen Gutsanlagen. Hinzu kommen in einzelnen Fällen auch Gutshäuser von Lehngütern, Vorwerken und Freigütern und sonstigen exemten Grundstücken. Eine gewisse begriffliche Unschärfe zeigt sich bei dem für das Titelbild ausgewählten Gohliser Schlösschen, das zwar wie ein Schloss aussieht und auch immer so genannt wurde, eigentlich aber als Gartenhaus oder bürgerlicher Landsitz und nicht als Zentrum eines Rittergutes entstanden ist.

Mit der Bezeichnung »Leipzig und Umgebung« ist eine Region gemeint, die keine Rücksicht auf heutige Verwaltungsgrenzen wie etwa die des Landkreises Leipzig nimmt, sondern das Gebiet der ehemaligen Amtshauptmannschaften Borna und Leipzig einschließlich der darüber hinausgehenden westlichen Teile des heutigen Landkreises Leipzig sowie die südwestlichen Randbereiche des heutigen Landkreises Nordsachsens umfasst. Diese eher pragmatisch begründete, aber vielleicht nachvollziehbare Entscheidung der territorialen Eingrenzung führt dazu,

dass für manche Schlösser, die man vielleicht in »Leipzig und Umgebung« vermuten würde, in den Bänden »Schlösser und Herrenhäuser links und rechts der Mulde« (2011) bzw. in dem 2014 erschienenen Band »Schlösser und Herrenhäuser in Nordsachsen« nachgeschlagen werden muss. Andererseits werden Schlösser, die für die Region Leipzig durchaus von Bedeutung sind und im heutigen Sachsen-Anhalt liegen wie etwa Ermlitz und Dölkau, nicht behandelt. Das Problem ist jedoch kaum zufriedenstellend zu lösen, denn mit der Bezeichnung »Leipzig und Umgebung« lässt sich keinesfalls eine scharf umrissene und kontinuierlich gewachsene Kulturlandschaft in Verbindung bringen. Vielmehr ist das Bild der Schlösser und Herrenhäuser entsprechend ihrer jeweiligen Entstehungszeit von ganz verschiedenen Einflüssen geprägt, so von der Herkunft der jeweiligen Bauherren und Baumeister und durch die wechselnde Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Herrschaftsbereichen, gemeint sind das Hochstift Merseburg bzw. das spätere Sekundogeniturherzogtum Sachsen-Merseburg oder die seit 1815 provinziell-sächsischen Gebieten Preußens von Schkeuditz und Umgebung.

Wie die vorherigen Bände auch, beginnt der nunmehr vorliegende 13. Bd. mit einer einleitenden Darstellung zur Geschichte der behandelten Region. Dabei wird in übersichtlicher Form auf die spezifische Entstehungsgeschichte der Herrensitze, deren historische Entwicklung, die architektonische Gestaltfindung und kunstgeschichtliche Einordnung als Herrenhaus oder Schloss sowie die zugehörigen Gutsbetriebe eingegangen. Erwähnt werden auch die wichtigsten zerstörten und verlorenen Schlösser und Herrenhäuser.

Im Hauptteil werden ausschließlich die erhaltenen Objekte dargestellt und jeweils mit einem, bei bedeutenderen Schlössern mit mehreren Farabbildungen illustriert. Die zugehörigen Texte widmen sich schwerpunktmäßig der Besitzerabfolge. Die Baubeschreibungen hingegen sind oft recht kurz gefasst. Die erstaunliche Anzahl von insgesamt 108 Schlössern, Burgen und Herrensitzen begründet sich im Anspruch einer möglichst vollständigen Erfassung des überkommenen Bestandes auch dann, wenn nur noch Reste erhalten sind. Geht man so weit, könnten noch Neumuckershausen und Mausitz erwähnt werden. Bei der Bestandserfassung haben sich leider auch einige kleine Ungenauigkeiten eingeschlichen. So ist zum Beispiel Connewitz nur bis zum 13. Jahrhundert Herrensitz, seit 1277 aber Klostergut und später Stadtgut und so das 1909/10 entstandene Gutshaus, wie auch schon der Vorgängerbau, genau genommen nicht als Herrenhaus anzusprechen. Die vage Überlieferung zu Priesteblich, wo der exakte Nachweis eines Rittergutes fehlt, rechtfertigt ebenso wenig wie für das nicht mehr existierende Vorwerk Knautnaundorf eine Aufnahme in diesen Band. Schließlich werden auch Herrenhäuser von Rittergütern behandelt und abgebildet, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert im Stil von großbäuerlichen Gutswohnhäusern (z. B. Kömmlitz, Großsteinberg, Lößnig, Portitz) oder bürgerlichen Landhäusern (z. B. Flößberg oberen Teils, Barneck oder Hainichen) erneuert wurden und nun durch die Aufnahme in den vorliegenden Band »Schlösser in Leipzig und Umgebung« eine nicht immer erschließbare und mitunter wohl auch nicht gerechtfertigte Aufwertung erfahren. Auch wenn die zugehörigen Gutsanlagen noch bis ins 20. Jahrhundert hinein als Rittergüter geführt werden, entstanden sie doch unter völlig veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen, bei denen in den wenigsten Fällen eine Bezeichnung als Schloss angebracht ist und oft auch die eines Herrenhauses eigentlich nur noch für die verlorenen Vorgänger gerechtfertigt erscheint. Vor allem wenn man bedenkt, dass mit der Agrarreform von 1832, der Gleichstellung ritterschaftlichen und bäuerlichen Grundbesitzes von 1848 und schließlich mit der endgültigen Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit 1856 wesentliche wirtschaftliche Grundlagen und entscheidende Privilegien der adeligen, aber auch der bürger-



lichen Rittergutsbesitzer nach und nach verloren gingen und aus ihnen letztendlich moderne landwirtschaftliche Großgrundbesitzer und zum Teil kapitalistische Unternehmer wurden. Das zum landwirtschaftlichen Großbetrieb gewandelte Rittergut unterschied sich seither immer weniger von einer großbäuerlichen Agrarwirtschaft. In architektonischer Hinsicht werden sich auch das umgebaute oder vollständig erneuerte Herrenhaus und das mitunter nicht weniger repräsentative großbäuerliche Gutshaus überaus ähnlich. Zwar dienen die Einleitung und die zu den Einzelbeispielen gehörigen Texte der Erklärung, doch wäre es vielleicht besser gewesen, auf einige Objekte zu verzichten oder man hätte die Zeit gefunden, historische Abbildungen der Vorgängerbauten zusammenzutragen, die dann tatsächlich Herrenhäuser in ihrer architektonischen Spezifik zeigen. Allerdings ist dies ein aufwendiges und in manchen Fällen auch wenig erfolgversprechendes Unterfangen. Schließlich finden sich unter den 108 Objekten auch solche, die durch moderne Umbauten bis zur Unkenntlichkeit verändert und entstellt wurden und bei denen der Umfang erhaltener Originalsubstanz mittlerweile so gering ist, dass sich eine Abbildung kaum lohnt und sie getrost in das Verzeichnis der zerstörten Herrenhäuser und Schlösser hätten aufgenommen werden können (etwa Imnitz II, Kleinwischstauden, Breitingen, Ottenhain oder Cradefeld).

Andererseits sind unter den zerstörten Schlössern und Herrenhäusern historisch und baugeschichtlich wichtige Beispiele, von denen man außer knappen Hinweisen in der Einleitung wenig erfährt, deren Darstellung aber für das Verständnis und die Einordnung des erhaltenen Bestandes von entscheidender Bedeutung gewesen wäre.

Seit der politischen Wende ist das allgemeine Interesse an den Bauten und an der Geschichte der Schlösser und Herrenhäuser enorm gewachsen. Dabei sind in vielen Fällen verlässliche Informationen zu ihrer Geschichte oft schwer verfügbar oder nur entlegenen Veröffentlichungen zu entnehmen. Diese zusammengetragen zu haben und damit einem allgemeinen Informationsbedürfnis zu entsprechen, ist das eigentliche Verdienst der vorliegenden Publikation.

*Alberto Schwarz (Schkeuditz)*

## Die Welt in Leipzig. Bugra 1914

*Ernst Fischer, Stephanie Jacobs (Hrsg.)*

Maximilian Gesellschaft, Hamburg 2014, 799 Seiten, Ladenpreis: 68,00 Euro

ISBN 978-3-921743-63-8

Die »Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik« (BUGRA), die im Jahre 1914 in Leipzig stattfand und europä-, ja weltweit keineswegs nur die branchenspezifische Aufmerksamkeit auf die sächsische Buchstadt lenkte, ist heute leider kaum mehr im öffentlichen Bewusstsein der Messestadt präsent. Diese ernüchternde Feststellung hat mehrere Gründe, architektonische wie historische. Es gibt nur noch wenige sichtbare Spuren auf dem einstigen Ausstellungsgelände, das sich zu wesentlichen Teilen mit dem Areal der Alten Messe im Südosten Leipzigs deckt. Einzig die ehemalige, 1912 innerhalb von wenigen Monaten erbaute »Halle der Kultur« mit ihrer markanten, immerhin eine Spannweite von 32 m aufweisenden Kuppel – heute der sog. Event-Palast – legt noch heute Zeugnis ab für die als Weltausstellung konzipierte, ganz in der Tradition der großen Welt- und Kunstgewerbeausstellungen des 19. Jahrhunderts stehende Bugra. Hierauf nimmt die dem vorliegenden Buch, ganzleingebunden und in der Größe des damaligen traditionellen Baedeker-Führers schon optisch und von der Qualität her eine Augenweide, vorangestellte Serie von zwei Dutzend Fotos Bezug. Marta Pohlmann-Kraskiewicz hat sich auf Spurensuche begeben, ihre suggestiven Farbaufnahmen sind dabei angesiedelt zwischen fotografischer Dokumentation und Erfindung von Wirklichkeiten durch den Kamerablick der Fotografin.

Historische Gründe zeichnen verantwortlich für dieses Vergessen. Ähnlich wie die Kölner Werkbundaussstellung<sup>1</sup>, die am 15. Mai 1914 begann und am 8. August 1914 vorzeitig endete, hatte die am 6. Mai 1914 feierlich in Anwesenheit des sächsischen Königs eröffnete Leipziger Schau das Pech, zeitlich auf den Vorabend und dann den Ausbruch des großen Weltenbrandes – des Ersten Weltkrieges – zu fallen. Sie stand buchstäblich genau an der Grenze zweier Welten: dem letzten Atemhauch des langen 19. Jahrhunderts, das in den Schützengräben und Massen- wie Materialschlachten des Ersten Weltkrieges sein grausam-blutiges Ende fand, und dem eingeläuteten »Zeitalter der Extreme« des 20. Jahrhunderts mit seinen beiden verheerenden Weltkriegen und deren Langzeitfolgen. Als friedlicher Wettkampf, »in dem nicht Kanonen, sondern Schnellpressen, nicht Pulver und Blei, sondern Lettern und Druckerschwärze den Ausschlag geben«, startete die Bugra – so ihr Präsident Ludwig Volkmann pathetisch am Tage der Eröffnung, der Leipzig als viertgrößte Stadt im Deutschen Reich und die Buch- und Buchhandelsstadt schlechthin<sup>2</sup> in einen Taumel zu versetzen schien.

Der Plan der Ausstellung, deren Konzipierung und Realisierung beeindruckten in ihren Dimensionen noch heute, wie auch eine kleine, aber feine, ungemein eindrucksvoll präsentierte und zu recht hochgelobte Ausstellung im Deutschen Buch- und Schriftmuseum zu Leipzig als Teil des Versuchs zur Inangasetzung einer Erinnerungskultur an dieses gesellschaftliche wie

<sup>1</sup> Vgl. Die Deutsche Werkbundaussstellung Köln 1914, Kölnischer Kunstverein, Köln 1984.

<sup>2</sup> Thomas Keiderling, Aufstieg und Niedergang der Buchstadt Leipzig, Beucha, Markkleeberg 2012.

kulturell-technische Großereignis 2014 eindrucksvoll, ja großartig – als »kulturgeschichtliche Lehrstunde« (so Andreas Plathaus in der FAZ<sup>3</sup>) – aufzuzeigen vermochte!

Gleiches gilt für das hier anzuzeigende Buch – reich bebildeter Katalog, Resultat jahrelanger, nicht selten mühevoller und akribischer Forschungen sowie bibliophiles Prachtexemplar zugleich! Einleitend zeichnen die beiden Herausgeber die äußeren Konturen der Ausstellung nach und verweisen auf die unterschiedlichen Schwerpunkte, die in vier großen Themenblöcken (Kontexte, Räume, Schauwelten, Resonanzen) insgesamt mehr als zwei Dutzend Autoren, alle Kenner ihres Faches, detailliert behandeln und dabei den ungeheuren Facettenreichtum der mit der Bugra 1914 zusammenhängenden Themen lebendig werden lassen. Die Spanne reicht dabei von der kultur- wie universalgeschichtlich konzipierten »Halle der Kultur« und der Verortung der Bugra im Kontext der Welt- und Kunstgewerbeausstellungen des 19. Jahrhunderts über die Architekturen der Bugra und ihren städtebaulichen Zusammenhang, die Nationenpavillons und den Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig, die technischen Ausstellungsbereiche, die Bibliothek und den Vergnügungspark bis hin zum musealen Erbe und den Buchausstellungen in der Nachfolge der Bugra.

Seit dem 6. Mai 1914 war Leipzig gleichsam Welthauptstadt des Buches, wobei das Spektrum der Internationalen Ausstellung – immerhin nahmen 23 Staaten daran teil, nicht selten mit eigenen Nationalpavillons – für Buchgewerbe und Graphik 1914 in Leipzig von Buchherstellung und Vertrieb bis hin zu den graphischen Künsten, zu Presse, Bibliothekswesen und Bibliographie reichte. Leipzig wollte freilich nicht allein nur über Innovationen in der Buchbranche und Graphik-Industrie (auch hier war die Stadt im frühen 20. Jahrhundert ein führendes Zentrum<sup>4</sup>) informieren, sondern verfolgte weitergehende Ziele. Die allgemeine Bildung sollte mit technischem Wissen, Kultur mit Wirtschaft, Vergnügen (hier gab es einen eigenen, separierten Park, der weit das gängige Niveau der traditionellen Jahrmärkte überstieg) mit Verständigung verbinden, was auch die Untergliederung in 16 Haupt- und 60 Untergruppen zum Ausdruck brachte. Eine Novum allemal. Für die besten Arbeiten und Produkte gab es Medaillen, zu den Preisträgern gehörten bildende Künstler wie Max Klinger, Edvard Munch oder Gustav Klimt.

Akribisch vor dem Hintergrund des 150. Jubiläums der Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe vorbereitet (auch mit Blick auf die finanzielle Unterstützung durch Stadt und Sächsische Regierung), schien die Schau in der 625 000 Einwohner zählenden sächsischen Messestadt – u. a. mit ihrem Graphischen Viertel als Ort der Konzentration von Buchhandel und Buchgewerbe – eine Erfolgsgeschichte zu schreiben, und selbst die New York Times warf die auf Deutsch formulierte Frage auf: »Waren Sie schon auf der Bugra?« Am Ende sollten es – auch eine große logistische Herausforderung – 2,3 Millionen Besucher sein. Allerdings kamen zwei Millionen von ihnen vor Kriegsausbruch! Alle Hoffnungen zerschlugen sich mit dem 28. Juni 1914, dem Attentat von Sarajevo. Der taumelnde Kontinent stürzte mit der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand d'Este und seiner böhmischen Gemahlin in den selbst gewählten Untergang, den die »Schlafwandler« in Politik und Militär weder verhindern wollten noch konnten. Die Friedensmission wich der Kriegs-

3 Online abrufbar unter <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/leipzig-erinnert-an-bugra-ausstellung-1914-12856124.html>.

4 Vgl. jetzt Helfried Baus, Zwischen Reklamekunst und Gebrauchsgrafik. Die Leipziger Werbegrafik im frühen 20. Jahrhundert (=Schriften des Leipziger Geschichtsvereins, 1), Beucha/Markleeberg 2014

wirklichkeit. Aus ausländischen Gästen und vor allem Ausstellern wurden urplötzlich Kriegsgegner, die hastig Leipzig auf z. T. abenteuerlichen Wegen verlassen mussten. Am 18. Oktober 1914 – symbolträchtig genau 101 Jahre nach dem Sieg der Verbündeten über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig – schloss die Exposition eilends ihre Pforten. Die meisten Bauten wurden abgerissen – um Platz zu machen für Exerzierplätze! Nichts mehr war übrig geblieben von den hochfliegenden Träumen der Bugra-Macher, der geheime Finanzbericht, erst 1929 (!) abgeschlossen, zeigte das ganze Ausmaß des eingetretenen Verlusts in aller Deutlichkeit.

Nur die »Halle der Kultur«, die eine von dem Leipziger Ordinarius für Kultur- und Universalgeschichte, Karl Lamprecht, und seinem Team von Kollegen und Schülern konzipierte menscheitsgeschichtliche Tour d’Horizon von den Anfängen der Schrift über den Buchdruck bis zu den neuesten Reproduktionstechniken zeigte, ist ein letztes steinernes – heute freilich zweckentfremdetes – Zeugnis der Bugra 1914. Mit dem vorliegenden Buch besteht die Chance, dieses kulturgeschichtliche Großereignis in seiner Größe und Grenze, auch im zeitgeschichtlichen Kontext, in das öffentliche Bewusstsein der Stadt Leipzig und ihrer Bürger auf ihrem Wege zur 1000-Jahr-Feier 2015 zurückzuholen und dauerhaft im kulturgeschichtlichen Gedächtnis zu verankern. Das Buch »Die Welt in Leipzig« schließt eine lange als schmerzlich empfundene Lücke in der Forschung und der Erinnerungskultur.

*Thomas Krzenck (Leipzig)*

**»Die Feder versagt ...« Feldpostbriefe aus dem Ersten Weltkrieg  
an den Leipziger Geographie-Professor Joseph Partsch**

*Heinz Peter Brogiato, Bruno Schelhaas (Hrsg.)*

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2014, 422 Seiten, Ladenpreis: 32 Euro  
ISBN 978-3-86583-871-1

Anlässlich des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren erschienen im Jahr 2014 zahlreiche gewichtige Gesamtdarstellungen, illustrierte Geschichten, Chroniken, Ausstellungskataloge und gedruckte Zeitzeugnisse zu dieser »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« (George Kennan). Das hier zu besprechende Buch stellt in seinem Kern über 300 bisher unveröffentlichte (Feldpost-)Briefe und Karten an den Leipziger Professor für Geographie Joseph Partsch (1851 bis 1925) vor, die ihn von seinen früheren Studenten, Doktoranden oder Assistenten von den europäischen Kriegsschauplätzen in Ost und West erreichten. Nun sind Veröffentlichungen von gesammelten Feldpostbriefen, deren Zahl zwischen August 1914 und Ende 1918 auf rund elf Milliarden Sendungen geschätzt wird, keine Seltenheit. Bereits während des Krieges wurden sie in Auswahl in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt und später auch in Sammelbänden ediert; aber hier haben wir es mit einer recht speziellen Art von Absendern zu tun, die alle aus dem Umfeld der Geographie kommen. Die Herausgeber wollen damit der Geschichte des Ersten Weltkrieges einen Mosaikstein hinzufügen, was ihnen zweifellos gelungen ist. Es ist mehr als nur ein Buch von Spezialisten für Spezialisten, denn es geht darin neben geographischen Themen vorrangig um die Erlebnisse und Zustände auf den jeweiligen Kriegsschauplätzen. So wechseln sich Schilderungen über schwere Kämpfe mit hohen Verlusten, Leid, Entbehrungen und Verletzungen, Berichte vom Alltag im Schützengraben, im Hinterland oder im Lazarett mit geographisch-landeskundlichen oder geologischen Beschreibungen ab. Manche Absender berichteten über Ausflüge in Städte oder Bibliotheksbesuche in »Feindesland« ebenso wie über das Wetter, die Verpflegung und die persönliche oder allgemeine Stimmungslage vor Ort. Es ist schon erstaunlich, wie freimütig manche Absender trotz Militäzensur ihre Schilderungen der Kämpfe mit genauen Angaben über die Örtlichkeiten, beteiligte Einheiten und Verluste verbanden. In vielen Briefen vermitteln die Briefschreiber auch noch 1917/18 trotz ihrer oft furchtbaren Fronterlebnisse weiterhin Siegeszuversicht und eine ungebrochene patriotische Grundhaltung. Andererseits kommen in einigen Briefen schon frühzeitig auch nachdenkliche, zweifelnde und pazifistische Ansichten zum Ausdruck und wird offen Kritik an unhaltbaren Zuständen in der Armee geübt. Letzteres erfährt man z. B. aus den Briefen von den beiden österreichischen Geographen Otto Lehmann und Alfred Merz, die Partsch drastisch und ungewöhnlich offen über die Verhältnisse in der KuK-Armee, das Versagen ihrer Heeresleitung und das Benehmen vieler Offiziere berichteten (S. 170–176). Aufschlussreiche und zum Teil ebenfalls kritische Haltungen vermitteln auch die umfangreich edierten Briefe des fast gleichaltrigen Fachkollegen aus Wien, Professor Albrecht Penck (1858–1945), den eine langjährige Freundschaft mit Joseph Partsch verband. Dabei kritisierte Penck aber eher die Zustände und das verhängnisvolle Agieren der Verantwortungsträger, als dass er das monarchistische System selbst in Frage stellte, und beklagte schließlich den schmählichen Zusammenbruch und die Revolution im November 1918, wobei er die Republik zwar akzeptieren wolle, aber darauf hoffe, dass es zu keinem wirklichen Umsturz komme (S. 383). Andere und bereits ebenfalls

im Berufsleben stehende Geographen wie Hans Rudolphi (1885–1955), der 1910 bei Partsch promoviert hatte und sich nach dem Krieg 1921 als sein Assistent in Leipzig habilitierte, schienen sich gut mit dem Kriegsalltag zu arrangieren und konnten diesen zumindest zeitweise mit ihren geographischen Interessen verbinden. Während die Briefe von Rudolphi auf 14 Seiten breiten Raum einnehmen und zahlreiche Detailschilderungen von Kriegseignissen bieten, sind von vielen Absendern nur ein oder zwei Briefe/Karten an Partsch ausgewählt worden oder überliefert. Berührende Briefe von den Eltern oder Freunden gefallener Korrespondenzpartner an Partsch ergänzen die Auswahl.

Leider finden sich bis auf wenige Ausnahmen keine Briefe von Joseph Partsch an seine ehemaligen Studenten im Buch, weil sich diese nicht erhalten haben oder ihr Verbleib nicht bekannt ist. So lassen sich Stil, Inhalt und Umfang seiner brieflichen Kontaktpflege nur aus den eingegangenen Antworten erschließen, die in den meisten Fällen schon durch die Anrede mit »Hochverehrter Herr Geheimrat« von einer würdevollen Achtung gegenüber dem akademischen Lehrer, väterlichen Freund und Berater zeugen. Partsch sandte seinerseits nicht nur Grüße aus der Heimat und gute Ratschläge ins Feld, sondern erfreute seine Briefpartner nicht selten auch mit »Liebesgaben« wie Tabakwaren oder Schokolade, mit Fachliteratur, geographischen oder landeskundlichen Aufsätzen. Mitunter verwendete er sich auch für Sonderurlaub für Studienzwecke und übernahm die Veröffentlichung von Dissertationen oder Fachbeiträgen von hinterlegten Manuskripten in der Heimat. Es müssen ebenfalls mehrere hundert Briefe aus der Hand von Joseph Partsch gewesen sein, die er mit weit über 60 Jahren bei laufendem Studienbetrieb, eigenen Forschungsvorhaben und Exkursionen während des Krieges an zahlreiche Personen schrieb.

Das Buch bietet aber noch mehr als die an Joseph Partsch gerichteten Briefe aus den Kriegsjahren. Es beginnt mit einem einleitenden Kapitel, in dem Feldpostbriefe als zeitgenössische Quelle analysiert und das Archiv für Geographie im Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig als Fundort vorgestellt werden. Ein kurzer Abriss über das Leben und Wirken des Leipziger Universitätsprofessors Joseph Partsch als Empfänger der veröffentlichten Briefe, über die Schüler, Freunde und Kollegen als deren Absender sowie ein Resümee über die inhaltlichen Schwerpunkte dieser Briefe leitet zu den alphabetisch nach dem Absender geordneten (Feldpost-) Briefen aus den Jahren 1914 bis 1918 über. Je nach Überlieferung oder Auswahl folgen auf 350 Seiten die über 300 ungekürzten Briefe, die, bis auf wenige notwendige Korrekturen oder Erläuterungen von heute nicht mehr geläufigen Begriffen oder Abkürzungen, weitgehend den Duktus des Originals wiedergeben. Die beiden Herausgeber haben zu jedem Absender eine Kurzbiographie vorangestellt (wenn möglich mit Foto), soweit sich zu ihnen Angaben ermitteln ließen. Wie aufwendig allein die Umsetzung dieses Anspruches war, kann nach Auffassung des Rezensenten nur derjenige beurteilen, der selbst schon mal versucht hat, biographische Angaben zu verstorbenen und weniger bekannten Personen zusammenzutragen. Zur Illustrierung und Auflockerung der Brieftexte dienten nicht nur die Fotos ihrer Absender, sondern auch zahlreiche weitere Originalfotos und gedruckte Foto-Ansichtskarten, die an passenden Stellen die Publikation visuell bereichern. Dabei finden neben Feldpost-Ansichtskarten aus der reichhaltigen Sammlung des Instituts für Länderkunde auch einige bisher unveröffentlichte Fotos aus dem Nachlass Partschs Verwendung, die verschiedene Aspekte des Kriegsgeschehens, aber auch Gruppenbilder von Studenten z. B. bei Exkursionen vor dem Krieg zeigen. In zahlreichen Fußnoten im Anhang werden von den Herausgebern Anmerkungen zu Personen, Orten und Ereignissen sowie Querverweise auf einschlägige Literatur gegeben. Schließlich folgt der Brief-



edition ein Aufsatz von Nicolas Ginsburger aus Paris über die Bedeutung der Feldpostbriefe als Quellen für die Geschichte der Geographie (S. 399–411), der zu dem Ergebnis kommt, dass diese in Frankreich und Deutschland bisher zu wenig beachtet wurden. Als »Exkurs« veröffentlicht Hans Peter Brogiato am Ende des Bandes seinen 1997 gehaltenen thematisch passenden Vortrag über Geographielehrer in der Zeit des Ersten Weltkrieges (S. 415–420). Der bis dahin eher stiefmütterlich behandelte Erdkundeunterricht an deutschen Schulen erfuhr aus national-geographischen Gründen im Kontext einer nun stärker verankerten staatsbürgerlichen Erziehung in der Schule bereits während der Kriegsjahre und danach eine deutliche Aufwertung.

Insgesamt bietet sich dem Leser ein authentisches und breit gefächertes Stimmungsbild von Geographen im Kriegseinsatz. Gleichzeitig setzt das Buch der heute weitgehend verloren gegangenen Kultur einer privaten Briefkorrespondenz und des achtungsvollen Umgangs der Generationen miteinander ein weiteres Denkmal.

*Gerald Kolditz (Leipzig)*

## 175 Jahre erste deutsche Ferneisenbahn zwischen Leipzig und Dresden. Episoden zu Tatsachen und Hintergründen

*Ralf Haase*

Eudora-Verlag Leipzig Ralf C. Müller, Leipzig 2014, 154 Seiten, Ladenpreis: 16,80 Euro  
ISBN 978-3-938533-56-7

Pünktlich zum 175-jährigen Jubiläum der Einweihung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn (künftig LDE) legte der Eudora-Verlag im Frühjahr 2014 ein handliches, fest gebundenes und reich illustriertes Buch des promovierten Dresdner Verkehrswissenschaftlers Ralf Haase vor. Herausragende Persönlichkeiten und Wegbereiter der frühen Industrialisierung wie Friedrich List, Johann Andreas Schubert, Gustav Harkort und Carl Theodor Kunz stehen im Kontext ihres Einsatzes und ihrer Leistungen für die Planung und den Bau dieses wichtigen Verkehrsweges im Mittelpunkt der Publikation. Die Nutzung der Dampfkraft in der Industrie und als Antriebskraft für Verkehrsmittel auf dem Lande und zu Wasser läutete zweifellos eine Zäsur für die bisherigen Wirtschafts- und Sozialstrukturen ein und veränderte das Mobilitätsverhalten der Bevölkerung nachhaltig. Der Autor gliedert sein Buch in 15 Kapitel, die hier Episoden heißen. Er fügt diesen einen kurzen Epilog mit einer Würdigung der Eisenbahn als zukunftsträchtigem Verkehrsmittel in einem zusammenwachsenden Europa sowie einen über 50-seitigen Anhang mit Faksimiles ausgewählter zeitgenössischer Druckschriften an. So bleiben für die Darstellung der Vorgeschichte und des Baus bis zur Einweihung der Bahnstrecke nur rund 85 Textseiten, die durch annähernd 100 Abbildungen illustriert werden. Der Leser wird hier über die wesentlichen Vorgänge und Hintergründe rund um den Eisenbahnbau eher auf erzählende als wissenschaftlich fundierte Weise unterrichtet und erfährt außerdem manch interessante Details und Anekdoten.

So weit, so gut – aber stimmt das auch alles, werden die Fakten richtig interpretiert und zutreffende Schlüsse gezogen? Dies ist leider an vielen Stellen des Buches offensichtlich nicht der Fall und umso bedauerlicher, da der Autor ein früherer Hochschuldozent der Dresdner Verkehrshochschule ist, der schon mehrfach zu diesem Thema publiziert hat (u. a. »Wirtschaft und Verkehr in Sachsen im 19. Jahrhundert. Industrialisierung und der Einfluss Friedrich Lists«, Dresden 2009). In Episode 1, in der die Vorzeit des Eisenbahnverkehrs überblicksartig dargestellt wird, stehen vor allem Postverbindungen, Schiffsverkehr sowie Straßen- und Wegebau im Fokus. Dass im 18. und frühen 19. Jahrhundert die Mehrheit der Sachsen ihren Geburtsort niemals verlassen haben (S. 9), ist eine ebenso fragwürdige wie unbewiesene Einschätzung wie die auf der Folgeseite, dass zwischen wirtschaftlichen Zentren der Fernhandel die Ausnahme darstellte. In der Episode 2 (»Die Dampfkraft macht der Wirtschaft Beine«) kann der Rezensent nicht nachvollziehen, wieso der Autor für die Periode nach 1815 in Sachsen von »scheinbar überwundenen feudalen Machtstrukturen« ausgeht und von »deutschen Teilstaaten« innerhalb des Deutschen Bundes und nicht von dessen souveränen Einzelstaaten spricht (beides S. 15). Noch schlimmer wird es auf S. 16, wo Haase den Friedensvertrag von Pressburg vom 18. Mai 1815 auf den 10. Januar 1815 vorverlegt, die an Preußen mit den damit verbundenen Gebietsabtretungen übergegangene Bevölkerung auf 39 statt auf 42 Prozent reduziert und schließlich den bereits 1827 gestorbenen König Friedrich August I. im Jahre 1831 das Dekret über die Sächsische Verfassung unterzeichnen lässt. So etwas ließe sich in jeder seriösen

Geschichte Sachsens korrekt finden – aber so kann man nur sagen, schlecht recherchiert und lektoriert. Leider geben auch die folgenden Episoden, die sich dem Eisenbahnbau der LDE im engeren Sinne und ihren Protagonisten widmen, an mehreren Stellen Anlass zu Kritik. Da werden aus Jahresgehältern der Direktoren der LDE gigantische Monatsgehälter, die Haase mit der entsprechend der damaligen Kaufkraft wahrlich nicht geringen »Entschädigung« für Friedrich List von 4000 Talern (heute mindestens 120000 Euro) ins Verhältnis setzt und als »bescheiden« marginalisiert (S. 44). Damals bekam ein Lokomotivführer bei der LDE ein Jahresgehalt von 375 Talern, ein Schaffner nur ganze 123 Taler, also reichlich 10 Taler im Monat. Über die Struktur und Personalausstattung der LDE und die verschiedenen Funktionen bzw. Berufe, über die vielfältigen baulichen Einrichtungen entlang der Strecke (außer den Bahnhöfen) und die frühen Transportleistungen (vor Einweihung der Gesamtstrecke) der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie schweigt sich der Autor leider aus. Erwähnung finden weder das schon 1839 begonnene zweite Gleis noch die Gründe für die Verlegung der ursprünglich über Meissen westlich der Elbe geplanten Streckenführung statt über Riesa und die Elbe an deren Ostufer nach Dresden (S. 79). Auch die Beschreibung der Lokomotiven und vor allem des Wagenparks bleibt lücken- und fehlerhaft. So erfährt der Leser nichts über die speziellen Wagen für den Transport von Kutschen (englisch »Lowry« genannt), in denen die Fahrgäste auch während der Fahrt verblieben, nichts über spezielle Wagen für den Pferde- und Viehtransport und nichts über die bei der Sächsischen Maschinenbau-Anstalt in Chemnitz schon 1839 konstruierte und später in den Dienst der LDE gestellte Lokomotive »Pegasus«. Nach Haases Ausführungen hätten alle englischen Lokomotiven der Erstausrüstung der LDE erhebliche technische Mängel konstruktiver und fertigungstechnischer Art gehabt (S. 74), sodass häufige Reparaturen notwendig wurden (dagegen wird im Geschäftsbericht der LDE-Compagnie vom März 1840 über die Leistungen der Lokomotiven Zufriedenheit geäußert). Daraus wird gefolgert, dass sich die »Engstirnigkeit der Leipziger Aktionäre« jetzt rächte, nicht die Angebote von Johann Andreas Schubert zum Bau weiterer sächsischer Lokomotiven (nach Art der »Saxonia«) angenommen zu haben. Dieser Schluss ist zumindest fragwürdig, denn erstens konnte die damals kleine Übigauer Dampfkesselfabrik Schuberts 1839/40 gar nicht so viele Lokomotiven wie von der LDE benötigt wurden, produzieren und zweitens waren die Instandhaltungs- und Reparaturkosten der meisten englischen Lokomotiven gemessen an ihrer Laufleistung keineswegs höher als die der »Saxonia« (nachzulesen im gedruckten Geschäftsbericht des Direktoriums der LDEC vom 30. März 1840). Die begeisterten Berichte in »den damaligen Printmedien« sind sicher unbestritten, aber die von Haase hier neben den 1839 bestehenden beiden Leipziger Tageszeitungen aufgeführten »Dresdner Neuesten Nachrichten« gab es erst seit 1893 (!). Auch mit den Funktionsbezeichnungen nimmt es der Autor offenbar nicht so genau: da wird aus dem Landbaumeister Gottlob Friedrich Thormeyer ein »Landesbaumeister« (S. 52) und der Dresdner Wasserbaudirektor Theodor Kunz ist mal Geheimer Baurat und wenige Zeilen später Geheimer Rat mit der Funktion »als oberster Leiter des sächsischen Eisenbahnwesens« (S. 79), wobei zu Lebzeiten von Kunz allerdings gerade die LDE nicht in seine Zuständigkeit fiel. Rätselhaft oder zumindest missverständlich bleibt in diesem Kontext die Feststellung des Autors, dass der (sächsische) Staat bereits 1854 den »... Aufkauf der LDE mit dem Ziel der Streckenweiterführung über Magdeburg bis an die preußische Grenze im Blick ...« hatte, aber am Widerstand der Aktionäre scheiterte. Tatsächlich bestand die Bahnverbindung nach Magdeburg und damit zu dem wichtigen Elbhafen als eine der ersten bereits ab August 1841 und wurde zuvor ganz wesentlich von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie mitinitiiert

und bis zur preußischen Grenze auch von ihren Aktionären finanziert. Es ist schade, dass der Autor offenbar nicht nur die zahlreichen authentischen Akten zum frühen Eisenbahnbau im Sächsischen Staatsarchiv (in Dresden und Leipzig) nicht auswertete, sondern auch die gedruckten zeitgenössischen Quellen nur unvollständig zur Kenntnis genommen hat und dafür überwiegend auf teilweise fehler- und lückenhafte Sekundärliteratur zurückgreift. Die Aufnahme der hieraus mitunter neu gewonnenen Erkenntnisse wäre nach Auffassung des Rezensenten sinnvoller gewesen als der Abdruck der sich inhaltlich lediglich mit poetischen Worten im schwülstigen Stil des 19. Jahrhunderts wiederholenden Lobgedichte auf die Einweihung der LDE im Anhang (S. 139–155).

Anmerkungen und Quellenverweise kommen nur äußerst sparsam zur Anwendung und beziehen sich lediglich auf 13 überwiegend gedruckte Titel, die nicht als Fußnoten, sondern im knappen Quellenverzeichnis auf Seite 158 zusammengefasst sind. Die große Anzahl von Abbildungen wurde zu Beginn bereits positiv erwähnt, doch sind auch hier kritische Anmerkungen unvermeidlich. So wirken eine ganze Reihe von Abbildungen zu klein, was besonders bei Dokumenten und großformatigen Deutschlandkarten deren Lesbarkeit beeinträchtigt (S. 36–47). Einige Abbildungen sind qualitativ mangelhaft bzw. unscharf, bei anderen fehlen die Nummerierung und/oder die Bildunterschrift, sodass sich nicht immer die Bezüge zum Text herstellen lassen (S. 24, S. 39, S. 49, S. 71, S. 76, S. 86, S. 91).

Als Fazit kann das Buch trotz der genannten (und weiterer ungenannter) Defizite und Fehler zumindest all denen als insgesamt gut lesbare Einführung und Überblick zur Frühzeit des sächsischen Eisenbahnwesens empfohlen werden, die nicht tiefer in die Materie eindringen wollen und Freude an dem darin durchaus anschaulich vermittelten Zeitkolorit haben.

*Gerald Kolditz (Leipzig)*

**Der Landkreis Leipzig, Historischer Führer***Lutz Heydick*

Sax-Verlag, Beucha / Markkleeberg 2014, 304 Seiten, Ladenpreis: 28,00 Euro

ISBN 978-3-86729-128-6

Lutz Heydick kann bei seiner neuen Publikation nicht nur auf seine vielfältigen regionalkundlichen Forschungen und Veröffentlichungen sowie seine Verwurzelung im Leipziger Gebiet zurückgreifen, sondern besonders auch auf zwei Bücher, die unter seiner Verantwortung erschienen. 1981 gab der Autor gemeinsam mit Günther Hoppe und Jürgen John den Historischen Führer, Stätten und Denkmale der Geschichte in den Bezirken Leipzig, Karl-Marx-Stadt, heraus und 1990 erschien unter seiner Autorenschaft Leipzig, Historischer Führer zu Stadt und Land, beide im Urania Verlag.

Der neue Band widerspiegelt nicht nur die Veränderung der politischen Verhältnisse, sondern auch die damit in Verbindung stehenden Gebietsreformen in den letzten 25 Jahren. Beleuchtet der erste Band noch zwei Bezirke der DDR mit ihren Städten und Kreisen, zeigt der 1990 erschienene Band, dessen Manuskript aber bereits im April 1989 beendet wurde, die Stadt Leipzig und die zwölf Landkreise des Bezirkes Leipzig.

In dem neuen, hier zu besprechenden Band geht es um den aktuellen mit der Gebietsreform vom 1. August 2008 gebildeten Landkreis Leipzig, der im Wesentlichen das Gebiet der ehemaligen fünf Landkreise Leipzig-Land, Borna, Geithain, Grimma und Würzen umfasst. Die Stadt Leipzig wie auch die bis 2008 nach Leipzig eingemeindeten Orte sind nicht Gegenstand der Publikation. Der Autor kann die Geschichte und Entwicklung des Gebietes des Landkreises dadurch weit umfassender darstellen. Die engen Beziehungen, die zwischen der Stadt Leipzig und dem Umland bestehen, spielen selbstverständlich in den einzelnen Beiträgen eine wichtige Rolle. Der Autor zeichnet sie am Beispiel von Beucha in seiner Einleitung »Stadt – Land« explizit nach.

Der im Buch behandelte Landkreis Leipzig umfasst nur noch 20 Städte und 14 Gemeinden. Was auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheint, erklärt sich aus den in den letzten Jahren umfangreich erfolgten Eingemeindungen, Ortszusammenlegungen und Bildung von Verwaltungsgemeinschaften. Grimma als zur Zeit flächengrößte kreisangehörige Stadt Sachsens umfasst allein 24 Ortsteile mit insgesamt 64 traditionsreichen ehemals selbstständigen Orten<sup>1</sup>, die vom 19. Jahrhundert bis 2012 eingemeindet wurden. Bei Heydick werden sogar noch einige Ortsteile mehr im Eintrag Grimma genannt, die teilweise über eine zuerst erfolgte Eingemeindung in Orte, die später nach Grimma eingemeindet wurden, zur Stadt kamen.

Der Band ordnet die 34 Städte und Gemeinden alphabetisch und stellt nur die Kreisstadt Borna an erste Stelle. Neben der Lage der Gemeinde im Kreis, der Einwohnerzahl und in einigen Fällen der Flächengröße werden alle Ortsteile genannt. Die Ortsteile, die einen eigenen Abschnitt im Text erhalten haben, erscheinen im Fettdruck. An erster Stelle erfolgt dann die Vorstellung des oft namensgebenden Hauptortes der Gemeinde, danach einiger wichtiger Ortsteile. Zusammen mit der geschichtlichen Entwicklung des Ortes, der Ersterwähnung und der Ortsnamenentwicklung, den Besitzverhältnissen und geographischen Zuordnungen wer-

---

1 Siehe [www.grimma.de](http://www.grimma.de) (zuletzt 17.11.2014).

den bedeutende Persönlichkeiten, die mit dem Ort in Verbindung standen, Sehenswürdigkeiten, Denkmale und Museen vorgestellt. Die politische und verwaltungsmäßige Entwicklung, wirtschaftliche Aspekte, Bauwesen und Architektur, kulturelle sowie kirchliche Besonderheiten, aber auch Landschaft und Naturschutz werden beschrieben. Je nach Größe und Bedeutung der Gemeinden haben die einzelnen Artikel einen Umfang von ein oder zwei Seiten bis zu über 30 Seiten. Die Artikel sind überwiegend chronologisch aufgebaut. Wichtige Schlagwörter und Hinweise erscheinen im Fettdruck im Text. Teilweise wird das Stadt- oder Gemeindewappen abgebildet und erläutert, leider erscheinen nicht alle Wappen. Die Artikel enthalten im Text historische und aktuelle schwarz/weiß Abbildungen, darunter Ausschnitte von Messtischblättern zu den Gemeindegebieten. Quellen- und Literaturangaben zum Text werden als Marginalie direkt am Seitenrand angegeben. Spezielle Literaturangaben zu den Orten und Ortsteilen finden sich am Ende der jeweiligen Artikel. Bei den früheren Kreisstädten Borna, Geithain, Grimma und Wurzen wird das ehemalige Kreisgebiet mit kleinen Kartenzeichnungen verdeutlicht.

Der gut gestaltete Band enthält ein Personen- und ein Ortsregister, das vor allem durch die Zuordnung der ehemals selbstständigen Orte zu den heutigen Gemeinden für deren Auffinden von großer Bedeutung ist, sowie ein Glossar mit der Erklärung einiger im Text verwendeter, heute nicht mehr allgemein verständlicher Begriffe. Neben der vorangestellten Karte des Landkreises zeigen zwei Karten am Bandende die Bistumsorganisation in der Diözese Merseburg um 1500 und den Evangelisch-lutherischen Kirchenbezirk Leipziger Land, wie er seit 2009 besteht. Ein umfangreiches, gegliedertes Literaturverzeichnis regt zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte des Gebietes bzw. einzelner Orte an.

Die Publikation kann zum besseren Verständnis des aus dem Südraum Leipzig mit der neu-geschaffenen Seenlandschaft, dem Muldental und dem Kohrener Land zusammengeführten Landkreises beitragen. Sie erinnert an in der langen Siedlungsgeschichte verlorene Dörfer und Kirchen sowie die durch den Menschen hervorgerufenen Veränderungen in der Landschaft und stellt die zu ihrem Gedenken realisierten Projekte wie z. B. das Kunstprojekt Vineta auf dem Störmthaler See oder den Bergbau- und Technikpark vor. Der Band empfiehlt sich jedem regionalkundlich Interessierten, bietet auch Historikern einen Überblick über den Leipziger Kreis und eignet sich aufgrund seines umfassenden Inhaltes und seiner guten Ausstattung zum dauerhaften Nachschlagewerk.

*Carla Calov (Grimma)*



### Stötteritz. Ein Leipziger Stadtteillexikon

*Gerhard Schwendler unter Mitarbeit von Konrad Arndt, Joachim Finster, Gerhard Hüttinger, Helmar Junghans (†), Thomas Nabert, Henning Wetzels und Frieder Wünsche*

Verlag Pro Leipzig, Leipzig 2014, 224 Seiten, Ladenpreis: 15 Euro  
ISBN 978-3-945027-07-3

Mit »Stötteritz – Ein Leipziger Stadtteillexikon« liegt, herausgegeben von Pro Leipzig, erstmals ein Lexikon für einen Leipziger Stadtteil vor. Dass hier nicht die Form einer Ortschronik gewählt wurde, stellt einen Neuansatz dar. Hinter dem Stadtteillexikon steht eine Stötteritzer Interessengruppe, die sich der Erforschung dieses Stadtteils gewidmet hat und früher für die Herausgabe der bekannten »Strietzer Blätter« verantwortlich zeichnete.

Der Stadtteil weist baulich trotz zahlreicher Veränderungen heute eine große zeitliche Bandbreite vom mittelalterlichen Dorf über den mit zwei Rittergütern versehenen Ort bis zur modernen Industriegemeinde auf. Beeindruckend die bauliche Vielfalt: Rittergut und Kirche, Häusleranwesen, bäuerliche Höfe, Siedlungshäuser und Villen. Durch Stichworte zu einzelnen Straßen und Siedlungen sowie durch das umfassende Bildmaterial wird diese Entwicklung widerspiegelt. Das beigegebene Kartenmaterial (v.a. Umschlag vorn, innen und hinten) ist beeindruckend, zeigen sich doch hier die Bebauungsphasen und damit die Industrialisierung des Ortes deutlich. Im Blick auf den auf dem Vorderdeckel zu sehenden Meilenblattausschnitt stellt man jedoch mit Bedauern fest, dass die hier genannten topographischen Namen kaum Eingang in das Lexikon gefunden haben. Man vermisst die Namen der Stötteritzer Teiche oder überhaupt das Stichwort »Teich«. Die Tatsache, dass ein Ortsteil »Oberdorf« existierte, wird nicht aufgegriffen (auch nicht der Straßennamen »Oberdorfstraße«), obgleich es sich damit um wichtige siedlungsgeschichtliche Tatsachen handelt. Dies gilt gleichermaßen für den Namen »Sorge« (Verlauf der Holzhäuser Straße), die unter dem Stichwort »Flurnamen« kurz erwähnt, allerdings nicht in ihren siedlungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Dimensionen vorgestellt wird. Hierfür hätte es in Sachsen zahlreiche Parallelbeispiele gegeben. Wie eindrücklich topographische Gegebenheiten bearbeitet werden können, zeigt der Beitrag zum »Delitzschdörfchen«, das trotz seiner Entstehung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts heute durch Neubebauung verschwunden ist. Wer sammelt all diese »topographischen Kleinigkeiten« im Leipziger Kontext (z. B. Meyersdorf, Neubauernsiedlungen oder Dorfanbauten)? Hier wurde ein erster Schritt mit den jüngeren Stötteritzer Siedlungen getan.

Eine Stärke des Lexikons sollte in den Stötteritzer Eigenheiten liegen. Hier sei auf das Stichwort »Stänkeriko« für den Stötteritzer Tabak verwiesen. Dass es »Tabak« als Eintrag nicht gibt, zeigt deutlich, dass man einige Vorkenntnisse aufweisen muss, um sich in dem Stadtteillexikon zurechtzufinden. Dies kann freilich ein Manko sein, sucht man etwa nach allgemeingültigen Begriffen wie »Schmiede«, »Rittergut« oder »Kirche« (»Kleingärten« findet man). Überflüssig auch, vielen Begriffen »Stötteritz(er)« voranzustellen, handelt es sich doch um ein Lexikon zu Stötteritz. Umso bedauerlicher ist dies, als »Thonberg« unter »Gemeinde Thonberger Straßenhäuser« zu suchen ist. Diese für den Außenstehenden (Nicht-Stötteritzer) bedauerlichen Schwächen verdecken aber nicht, dass die Einzelartikel äußerst detailliert und kenntnisreich bearbeitet wurden. Umfassend kann man sich über Gasthöfe, Rittergutsbesitzer, das Villenviertel Marienhöhe oder das Kleingartenwesen (zu letzterem scheint es sehr umfangreiche For-

schungen zu geben) informieren. Leider sind die Literatur- und Quellenangaben zum Schluss lediglich zusammengefasst und nicht, wie bei Stadtlexika üblich, den Einzelartikeln ebenso beigegeben wie der Name des Autors.

Bedauerlich sind die Schwächen bei Fragen zur mittelalterlichen Geschichte Stötteritz'. Zwar werden sonst fast alle Rittergutsbesitzer erwähnt, jene aus dem Mittelalter allerdings nicht. Zur Wüstung Ölschwitz wird vor allem die Geschichte des Marienbrunnens thematisiert, der allerdings ein gutes Stück von der Ortslage der Wüstung entfernt ist (und nicht auf Stötteritzer Flur liegt). Die Angaben zum Besitz des Ortes Ölschwitz durch das Augustiner-Chorherrenstift St. Thomas sind jedoch falsch, obgleich dessen Besitzgeschichte gut aufgearbeitet ist (Hermann Rothe, *Der Besitzstand des Leipziger Thomasklosters und dessen Bewirtschaftung und Verwaltung*, Dresden 1927, S. 41–44). Ähnlich gelagert sind die Informationen zur Wüstung Melschen. Bei ihr ist nicht sicher, ob sie überhaupt eine Wüstung ist oder nicht gar als Scheinwüstung in Stötteritz (zwei Rittergüter!) aufgegangen. Überhaupt hätte die Struktur des Ortes Fragen zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte erlaubt, denn es finden sich hier trotz einer beträchtlichen Ortsgröße am Ende des Mittelalters kaum Hufenbauern (Leibeigene, so S. 47 hingegen mit Sicherheit nicht!). Unverständlich ist auch, dass auf S. 23 suggeriert wird, bis zum Kirchenneubau wäre diese eine Holzkirche gewesen, erwähnen doch die Nachrichten aus dem Kirchturmknopf eindeutig, dass sogar ein Stück Mauer stehengeblieben war (Hella Müller, *Pergament- und Papierurkunde aus dem Stötteritzer Kirchturmknopf*, in: *300 Jahre Marienkirche Leipzig-Stötteritz. Jubiläumsschrift*, [Leipzig 2003], S. 9f., hier S. 10). Es ist festzuhalten, dass Stötteritz vor allem ein neuzeitlich geprägtes Dorf war, dessen mittelalterliche Geschichte künftig weiter erforscht werden muss. Das Lexikon spiegelt dies wider und hat vor allem neuzeitliche Stichworte intensiv aufbereitet. Beeindruckend sind die Schilderungen zur Choleraepidemie von 1866. Hier zeigt sich, welche Kräfte nötig waren, um bei den schlechten Stötteritzer Wohnbedingungen eine gefährliche Seuche einzudämmen. Dass damals auch die Einquartierung während des Krieges zum Anlass genommen wurde, die Ursachen quasi »nach außen« zu verschieben, ist ein beredtes Zeugnis für stereotype Argumentation.

Eine fast untergegangene Welt wird im Beitrag zu den Stötteritzer Ladengeschäften vorgestellt. Die hier in Erinnerung gerufene Vielfalt des Einzelhandels macht die heutigen Konzentrationsprozesse besonders deutlich. Immerhin gibt es einige Geschäfte, die auch heute noch bestehen und es entstehen neue! Der Beitrag zur Marienkirche ist vor allem eine Baugeschichte, weniger eine Geschichte der Gemeinde. In umfassender Weise wird über die Ausstattung der Kirche berichtet, wobei etliche Aspekte auch in anderen Artikeln, so zum Altar, nochmals vertieft werden. Bedauerlicherweise ist gerade zum Altargemälde versäumt worden, darauf hinzuweisen, dass es im Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin eine Entwurfszeichnung gibt.

Es bleiben also kleine Zweifel, ob mit dem Stadtteillexikon die richtige Form gefunden wurde, Stötteritzer Geschichte darzustellen. Dies insbesondere, da nicht alle Zeiträume der Geschichte adäquat aufgearbeitet erscheinen. Dass dies nicht möglich war, hätte zu Beginn verdeutlicht werden sollen. Wesentliche Quellenbestände, so die Überlieferung der Stötteritzer Rittergüter im Staatsarchiv Leipzig, sind nicht benutzt worden.

Die kritischen Bemerkungen sollen jedoch den Verdienst, den das Stötteritzer Stadtteillexikon leistet, keineswegs schmälern. Die Autoren haben ein Buch für jene Leipziger vorgelegt, die in ihrer unmittelbaren Umgebung mehr entdecken wollen. Auch der Außenstehende kann sich nach anfänglichen Schwierigkeiten einlesen und wird nicht umhin kommen, nahezu alle Stichworte mit Gewinn zu lesen.

Pro Leipzig ist es mit dem Lexikon wieder einmal gelungen, Kräfte zu bündeln und an einer Stelle aktiv zu werden, die zu den Stärken der Vereinsarbeit gehört: nicht etwa im Bereich der Stadtgeschichte, sondern vor Ort in den Stadtteilen bei der Begleitung der städtebaulichen Entwicklung.

*Markus Cottin (Leipzig)*

**Die »Freyheit« der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung  
in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen  
1600–1815  
(Reihe Contubernium Bd. 78.)**

*Thomas Töpfer*

Verlag Franz Steiner, Stuttgart 2012, 482 Seiten, Ladenpreis: 74 Euro  
ISBN 978-3-515-10042-7

Wer sich nicht nur oberflächlich mit Themen der Bildungs- und Schulgeschichte befasst, weiß um die Bedeutung regionaler und lokaler Studien, die die einschlägigen Quellen intensiv auswerten. Für Sachsen besteht Forschungsbedarf insbesondere für das 18. Jahrhundert und für die Städte. Die vorliegende Studie trägt dazu bei, diese Lücke zu schließen. Das ist umso verdienstvoller, als die pädagogische Historiographie bis in die Gegenwart hinein durch die Sichtweise der Pädagogik und der Lehrerverbände des 19. Jahrhunderts geprägt wurde, die sich nur zu oft als Erben und Verwirklicher der Aufklärung in Szene setzten und deshalb ein nicht unbefangenes Bild des aufgeklärten Jahrhunderts zeichneten.

Töpfer beginnt seine Darstellung, mit der er im Jahre 2009 in Leipzig promoviert wurde, mit einem sehr präzisen und souveränen Referat des Forschungsstands, den er auch in seiner Entwicklung beschreibt, zunächst v. a. der Bildungsgeschichte allgemein, dann derjenigen Sachsens. Dabei konstatiert er eine bildungsgeschichtliche Wissenslücke für die Zeit nach der Konfessionalisierung und vor 1830. Zu Recht betont er die Handlungsfähigkeit der mit eigenen obrigkeitlichen Rechten ausgestatteten Städte in Bezug auf das Schulwesen. Sie seien aber neben der gesamtstaatlichen Perspektive und den Fürstenschulen bisher zu wenig in den Blick genommen worden. Davon ausgehend formuliert Töpfer für seine Untersuchung zwei Leitfragen: Welche Bedeutung hatten die lokalen Umstände für das Bildungswesen? Wie sind das Interesse und die Machtmittel der landesherrlichen Politik auf diesem Felde zu beurteilen?

Für seine Darstellung beschränkt sich Töpfer auf das städtische Schulwesen, was sinnvoll ist. Das muss nicht mit einer schlechteren Quellenlage für die Landschulen begründet werden, zumal dieses Argument nach stichprobenartigen Erkenntnissen des Rezensenten durchaus nicht überall zutreffend ist. Sicher ist richtig, dass nur die Städte einen Blick auf alle Ebenen des (allgemeinbildenden) Schulwesens erlauben. Aus der lokalen Perspektive erklärt sich auch der im Titel der Arbeit Töpfers enthaltene Quellenbegriff der »Freyheit«, den er als Hinweis auf die örtliche Vielfalt verstehen will (S. 20). In den Gegenstand der Untersuchungen werden die Winkelschulen und die sächsischen Nebenlande ausdrücklich einbezogen. Töpfer bekennt sich zu einer Vielfalt von Methoden, die mit den Perspektiven der Darstellung wechseln.

Als Hauptziel und Ergebnis seiner Darstellung formuliert Töpfer: »Die vorliegende Untersuchung wird zeigen, dass die schulischen Verhältnisse in den sächsischen Städten im Verlauf des 18. Jahrhunderts vielerorts großen Veränderungen und Erneuerungsmaßnahmen unterworfen waren, die durch die lokalen städtischen und geistlichen Obrigkeiten angestoßen wurden und für deren Erfolg es keiner Initiativen der Landesobrigkeit bedurfte.«

Als Grundlage seiner Forschungen nutzt Töpfer die gesamte vorliegende Literatur sowie das Ephoralarchiv Leipzig und die Stadtarchive in Dresden, Leipzig, Delitzsch, Wurzen, Zittau,

Bautzen, Belgern, Mutzschen, Pegau, Schildau, Chemnitz, Zwenkau, ohne sich in der Darstellung auf diese Städte zu beschränken.

Im ersten großen Kapitel der Arbeit wird die Lage in Sachsen nach dem Dreißigjährigen Krieg dargestellt, mit besonderem Augenmerk auf die Generalvisitation des Kirchen- und Schulwesens von 1670 bis 1675. Sie erfolgte im Sinne einer Wiederherstellung und Stabilisierung bewährter Strukturen, ergab aber aufgrund vorhergehender örtlicher Initiativen zur Wiederaufrichtung des Bildungswesens bei großer örtlicher Vielfalt doch wenig Änderungs- und Handlungsbedarf.

Im zweiten Kapitel wird das landesherrliche Schulregiment des 18. Jahrhunderts mit seinen Handlungen dargestellt. Erwähnenswert sind insbesondere die darin enthaltenen verdienstvollen Studien zu Peter von Hohenthal (1726–1794), der als Vizepräsident des Oberkonsistoriums eine aktive Tätigkeit entfaltete, und zu den Schulordnungen der Oberlausitz und der Erblände von 1770 und 1773, deren Genese auf der Grundlage der Quellen vollständig neu dargestellt wird.

Danach beschreibt das dritte Kapitel die schulische Bildung »vor Ort«, genauer in den Städten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In drei Schritten werden das Fallbeispiel Leipzig, die Lage in den Kleinstädten und das Verhältnis öffentlicher Schulen zu privaten Einrichtungen beschrieben. Dabei fällt das Gewicht der jeweils örtlich unterschiedlich ausgeprägten, auch durch Tradition und Herkunft bestimmten Kräfteverhältnisse zwischen Stadtrat, Superintendent und anderen Beteiligten ins Auge. Völlig zu Recht weist Töpfer darauf hin, dass das Verhältnis von Schulpatronat und Visitationsrecht der Obrigkeiten bisher nur ungenügend untersucht wurde (S. 196).

Die Winkelschulen als Massenphänomen des 18. Jahrhunderts stehen im Fokus der Darstellung des vierten Kapitels, im Vordergrund dabei die Lage in der Stadt Leipzig. Am Anfang wird eine Auseinandersetzung mit dem nur scheinbar eindeutigen Begriff der »Winkelschule« geführt. Eine Unterscheidung von den Privatschulen (als konzessionierte Einrichtungen) erweist sich in diesem Zusammenhang als nicht sinnvoll. Im Verlaufe der Erörterungen beschreibt Töpfer auch die (ganz heterogene) Vorbildung der Winkelschullehrer und die Rolle der Eltern. Sehr interessant sind mehrere Übersichten, die der Verfasser gibt, so eine Liste der Winkelschulmeister 1711/12, eine Liste der Kinder mehrerer Winkelschulen 1712 und eine Liste der Winkelschulen 1767. In diesem Jahr wurden die Winkelschulen als Hauptsäule des Leipziger Schulwesens faktisch anerkannt.

Das fünfte Kapitel widmet sich den Reformen um 1800. Töpfer konstatiert, dass die zentralstaatlichen Handlungen oft auf Initiativen der Orte oder der Stände zurückgingen. In diesem Abschnitt tritt Leipzig etwas zurück und es werden Beispiele aus zahlreichen anderen sächsischen Städten herangezogen, u. a. Freiberg. Ein bekannter Fall für dieses Phänomen ist auch die ausführlicher behandelte Oberlausitz. Überhaupt könne erst ab 1830 ernsthaft von einer systematischen Einpassung der je unterschiedlichen örtlichen Schulgegebenheiten in zentralstaatliche Vorgaben gesprochen werden. Als gemeinsame Züge lassen sich Bemühungen um eine Verbesserung oder Beseitigung der Winkelschulen, um eine Differenzierung der Schultypen und eine Klärung der Rolle der Lateinschulen sowie nachhaltige Ansätze zur Etablierung einer förmlichen Lehrerbildung beobachten.

Diese sächsischen Ergebnisse werden im sechsten Kapitel mit den Forschungsbefunden zu anderen Staaten verglichen. Im Mittelpunkt stehen Preußen, Österreich und die geistlichen Herrschaftsgebiete Deutschlands, Bayern und Württemberg. In Sachsen war eine zentrale Steu-

erung offenbar nicht zwingend notwendig. Preußen konzentrierte sich vergleichsweise auf die höheren Schulen. Österreich begann früher mit Reformen und konnte das Elementarschulwesen mit einbeziehen. Dies wurde von den geistlichen Fürsten nur teilweise nachvollzogen. Einen echten Durchbruch zu einer staatlichen Schulpolitik gab es für Bayern und Württemberg in der Rheinbundzeit. Somit stellt sich die Bildungspolitik in Sachsen als ein Mittelweg dar, der auf die evolutionäre Erneuerung vertraute. Dies setzte sich übrigens, wenn der Rezensent dies hinzufügen darf, für das lange 19. Jahrhundert fort, indem die sächsische Kultusverwaltung örtliche Vielfalt zuließ und lokale Initiativen tolerierte, solange Mindeststandards eingehalten wurden (und das System als Ganzes nicht in Frage gestellt wurde, was an sich aber selbstverständlich ist).

Töpfer gelingt es überzeugend, seine anfangs zitierte These zu belegen. Seine Darstellung ist in jeder Hinsicht erfreulich differenziert und reflektiert, dabei immer quellenah, ohne die nötige kritische Distanz zu verlieren. Die Untersuchung zeichnet sich durch ein hohes sprachliche Niveau und eine gute Lesbarkeit zugleich aus. Dem Leipziger Leser bietet die Arbeit einen guten und tiefgründigen Zugang zur Schulgeschichte Leipzigs im 18. Jahrhundert im Kontext Sachsens. Es bleibt aber genug Raum für künftige Spezialuntersuchungen zu einzelnen Schulen und Aspekten dieser Zeit. Zugleich ist das Werk eine gute Grundlage für Neuansätze der Schulgeschichte Leipzigs und Sachsens im 19. Jahrhundert, für das quellengestützte und methodisch geschärfte Lokalstudien weiter dringend zu wünschen sind.

*Hans-Martin Moderow (Jena)*



## St. Petri Leipzig. Zur Geschichte der Leipziger Peterskirche und ihrer Gemeinde

*Jens Trombke*

Sax Verlag, Beucha / Markkleeberg 2012, 288 Seiten, Ladenpreis: 18 Euro

ISBN 978-3-86729-109-5

1876 wurde erstmals seit der Reformation in Leipzig eine neue Gemeinde gegründet, die Peterskirchengemeinde. Die vorhandene Peterskapelle, die bis dahin als Unterrichts- und Predigtkirche der Stadt gedient hatte, wurde nun zur Pfarrkirche erhoben, gab der neuen Gemeinde den Namen, war aber von Anfang an zu klein. So wurde schon bald eine neue größere Kirche in der Südvorstadt Leipzigs geplant und auch gebaut: die heutige Peterskirche, der erste evangelische Kirchenneubau Leipzigs und bis heute mit über 88 m die höchste Kirche der Stadt.

Erstmals erwähnt wird eine »capella beati petri« in der 1213 ausgestellten Gründungsurkunde des Thomasklosters, in der sie, ebenso wie die Kirchen St. Thomas und St. Nikolai, dem 1212 gestifteten Kloster zugeschlagen wird. Wo die Kapelle stand, ob sie das älteste Petrus geweihte Kirchengebäude Leipzigs war oder es gar schon einmal im 11. Jahrhundert eine Pfarrkirche St. Peter gegeben hat, ist Spekulation und in der Forschung umstritten. Nachweislich wurde 1507 eine neue Kapelle St. Petri neben dem Peterstor an der Stadtmauer (heute Petersstraße Ecke Schillerstraße) gebaut.

Mit dieser halb aus Legenden, halb aus wissenschaftlichen Erkenntnissen sich speisenden Geschichte der Peterskirche in Leipzig setzt der Autor der Beiträge in dem anlässlich der 800-jährigen Ersterwähnung einer Peterskirche (oder -kapelle) in Leipzig herausgegebenen Band »St. Petri Leipzig: zur Geschichte der Leipziger Peterskirche und ihrer Gemeinde«, Jens Trombke, ein. Er legt dar, was gesicherte Erkenntnis ist und was Spekulation. Deutlich wird seine Sympathie für die ungesicherte Theorie der sehr frühen Pfarre St. Peter südlich des späteren Leipzigs.

In dem Band sind Beiträge versammelt, zu denen der Leipziger Historiker über Jahre Material gesammelt hat. Er konnte auf seinen z. T. gedruckten Vorarbeiten aufbauen. Nach dem schon erwähnten Gang durch die Zeit bis ins 16. Jahrhundert hinein, an dessen Ende die Kirche nicht mehr als Kirche, sondern als Lager oder Soldatenunterkunft fungierte, werden in »Biographischen Skizzen« fünf »bedeutende Geistliche« vorgestellt. Sie alle wirkten, bis auf einen, im 18. Jahrhundert an der (alten) Peterskirche: Adam Berndt (1676–1748), Johann Friedrich Bahrdt (1713–1775), Johann Gottfried Körner (1726–1785), Karl Friedrich Bahrdt (1740–1792) sowie Gustav Adolf Fricke (1822–1908). Seltsam wirkt hierbei der Verzicht auf Verweise zwischen den Aufsätzen untereinander. So wird z. B. mit keinem Wort darauf eingegangen, dass Karl Friedrich Bahrdt der Sohn Johann Friedrich Bahrds war. Oft lässt Trombke andere zu Wort kommen und vermeidet eigene Einschätzungen, was gerade hinsichtlich der theologischen Einordnung sicher seine Berechtigung hat. An manchen Stellen wäre aber ein wenig mehr Auseinandersetzung mit kirchengeschichtlichen Hintergründen gut gewesen. Mehrfach wird erwähnt, dass die Bahrdsche Familie in der »Priesterwohnung des Oberkatecheten von St. Petri« (so S. 88 f.) wohnte; es gibt aber keine evangelischen Priester.

Alle vorgestellten Geistlichen wirkten als Katecheten bzw. Oberkatecheten an der Peterskirche, die seit 1712 als Unterrichtskirche für angehende Geistliche zur Verfügung stand und genutzt wurde. Das gesamte 18. Jahrhundert gab es eine enge Beziehung vor allem zur Theolo-

gischen Fakultät der Leipziger Universität, und die Tätigkeit an der Peterskirche war in der Regel eine vorübergehende auf dem Weg in ein »ordentliches« Pfarramt. Lediglich Fricke gehört unter den vorgestellten Geistlichen einer anderen Zeit an. Er blieb der Peterskirche erhalten und wechselte nicht irgendwann in eine andere Stelle, sei es eine Professur oder ein anderes Pfarramt. Dies lag daran, dass er als Oberkatechet 1876 der erste Gemeindepfarrer der neu gegründeten Peterskirchgemeinde in Leipzig wurde. Dies war die erste einer ganzen Reihe von Gemeindefür- und -ausgründungen, mit denen die evangelische Landeskirche in Leipzig auf das enorme Wachstum der Bevölkerung reagierte und so versuchte, die kirchlichen Strukturen den neuen Gegebenheiten anzupassen.

Die Aufsätze des Bandes gehen aber auch über den engen Rahmen der Petersgemeinde hinaus. So ist ein Beitrag der Leipziger deutsch-katholischen Gemeinde gewidmet (S. 153–165), die für knapp 15 Jahre von 1846 an die (alte) Peterskirche als Versammlungsort nutzen durfte, was jedoch auch erheblichen Widerstand hervorbrachte, ehe die Erlaubnis 1860 wieder entzogen wurde.

Zwei längere Aufsätze bilden den zweiten Teil des Buches und beschließen den Band. Beide zeigen die Interessenschwerpunkte des Autors, gehen auf frühere Veröffentlichungen zurück und sind besonders quellengesättigt: »Die Peterskirchgemeinde Leipzig und ihre jüdischen Konvertiten 1876–1945« (S. 167–214) und »St. Petri Leipzig nach 1918 bis zum Ende der NS-Diktatur 1945« (S. 215–276). Im Hinblick auf die jüdischen Konvertiten unternimmt Trombke eine allgemeine Darstellung der Situation der jüdischen Bevölkerung der Stadt, in die er – sofern vorhanden – Material aus der Peterskirchgemeinde Leipzig einfließt, das dann hin und wieder das Geschehen auf einer sehr realen Lebensebene, bis hin zum Schicksal einzelner Familien, beschreibt. Angehängt ist hier eine Liste der »Übertritte vom Judentum zur ev.-luth. Landeskirche und evangelische Taufe von Kindern jüdischer Eltern in St. Petri Leipzig« (S. 200–212) sowie eine Liste derer, die in der behandelten Zeit zum Judentum übergetreten sind (S. 213 f.), die meisten im Zusammenhang mit Heirat, keiner nach 1919.

Die Ausführungen zu den Ereignissen in der Kirchgemeinde zur Zeit des Nationalsozialismus und vor allem des Kirchenkampfes zwischen den Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche in der Gemeinde gehen durch die aus den Quellen geführte Darstellung auch auf einzelne Ereignisse ein. Dadurch kann das Geschehen wirklich plastisch werden und der Autor kann zeigen, dass der Riss tatsächlich mitten durch die Gemeinde ging, mit konkurrierenden Veranstaltungen auf der einen und der anderen Seite. Peters war in Leipzig kirchliche Heimat für Protagonisten beider Seiten, die jeweils Anhänger um sich scharten: Pfarrer Lic. Georg Walter war Leiter des Leipziger Kreisbruderrates der Bekennenden Kirche und Pfarramtsleiter Oberkirchenrat Andreas Fröhlich, Superintendent für Leipzig-Land, glühender Nationalsozialist, Mitglied der NSDAP und SA und Deutscher Christ. Trombke kann aber auch zeigen, dass nicht nur die Pfarrer, sondern auch die Angestellten und »normalen« Mitglieder der Gemeinde in diese Auseinandersetzungen in der Gemeinde hineingezogen wurden und Stellung bezogen, sowohl für die Bekennende Kirche als auch dagegen. Beide Seiten hielten gut besuchte Versammlungen in der Gemeinde ab. Das Geschehen hier wird in die Geschichte Leipzigs zur Zeit des Nationalsozialismus eingeordnet, sodass der Leser weit über die Petersgemeinde hinaus kundig wird.

Abgeschlossen wird der Band durch ein reiches Literaturverzeichnis, das eine gute Grundlage für weitere Beschäftigung sowohl mit der Peterskirche als auch mit der Kirchengeschichte Leipzigs sein kann. Ein wirkliches Manko ist das Fehlen eines Personenregisters, das diesem

Buch eine ungleich größere Nutzbarkeit gegeben hätte. Dies ist sicher der Zusammenstellung aus z. T. schon vorhandenen Aufsätzen geschuldet, aber trotzdem unverständlich, da der Autor durch seine Herangehensweise schon deutlich gemacht hat, welche wichtige Rolle die einzelnen Persönlichkeiten in ihren je eigenen Prägungen spielten. Der Band ist ein guter Baustein für eine Kirchengeschichte der Stadt und man wünschte sich, trotz aller Selektion, es gäbe solche facettenreichen Bücher auch zu anderen Kirchengemeinden der Stadt.

*Markus Hein (Leipzig)*

## **Autorenverzeichnis**

Dr. Ulrich Baumgärtel, Leipzig

Markus Cottin M.A.  
Leiter Domstiftsarchiv und -bibliothek Merseburg

Prof. Dr. Dr. Detlef Döring  
Arbeitsstellenleiter am Projekt Edition des Briefwechsels von Johann  
Christoph Gottsched, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Birgit Horn-Kolditz M.A.  
Leitende Bestandsreferentin im Stadtarchiv Leipzig

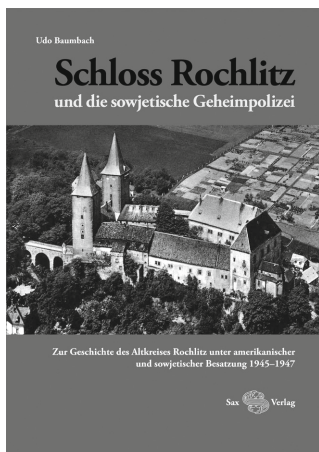
Dr.-Ing. Katharina Junghans  
Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin, Leipzig

Dr. Gerald Kolditz  
Referatsleiter im Sächsischen Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig

Dr. Jörg Ludwig  
Referent im Sächsischen Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden

Dr. Christina Randig  
Gymnasiallehrerin, Wilhelmshaven

PD Dr. Mike Schmeitzner  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Hannah-Arendt-Institut  
für Totalitarismusforschung e. V. an der Technischen Universität Dresden



**Schloss Rochlitz  
und die sowjetische Geheimpolizei**  
Zur Geschichte des Altkreises Rochlitz  
unter amerikanischer und sowjetischer  
Besatzung 1945–1947

*Udo Baumbach*  
*Mit einer Einführung von Mike Schmeitzner*

ISBN 978-3-86729-133-0

1. Auflage 2014, Format 17 x 24 cm

368 S. mit 120 Abb., Fadengeheftete Broschur

19,80 Euro

Zeitgeschichte ist Streitgeschichte, das gilt gerade für die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und ganz besonders für den Rückblick auf die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) und Stalins Lager auf dem Gebiet der späteren DDR, in denen bis zu 150 000 Menschen über Jahre hin »verschwanden«. Nach 1989/90 entfachte sich die Debatte darüber in voller Breite. Handelte es sich bei diesen Lagern um »rote KZ« zur Terrorisierung der ostdeutschen Bevölkerung und zur umgehenden Sowjetisierung der von Stalin verwalteten Besatzungszone oder um legitime Einrichtungen zur Entnazifizierung der deutschen Gesellschaft?

Eine Flut von Literatur ist dazu erschienen: über SMAD, NKWD, sowjetische Lager und Militärtribunale, immer mit dem Blick von oben. Was Udo Baumbach nun überzeugend einbringt, ist der regionale Blick von unten, die detaillierte Untersuchung einer Mikroregion wie Schloss, Stadt und Landkreis Rochlitz unter amerikanischer und sowjetischer Besatzung 1945–1947. Der langjährige Schloss- und Museumsleiter in Rochlitz kennt die historische Überlieferung und bauliche Entwicklung der großen Schlossanlage wie kein anderer – und er vermochte eine erstaunliche Anzahl an Zeitzeugen bzw. deren Nachkommen zu befragen und selbst sprechen zu lassen.